U.
2
4
34

Bibliothek theologischer Klassiker

Ludwig Bussens Wesen u. Beruf d. evangelisch-christlichen Geistlichen.

Ph. u. 452 t (34

Bibliothek theologischer Klassiker,

ausgewählt und herausgegeben von evangelischen Theologen.

Den **Zweck** dieser Sammlung kennzeichnet ihr Titel: sie soll die klassischen Werke der evangelischen Theologie, wissenschaftliche sowohl wie praktische, in neuen, billigen und einheitlich ausgestatteten Ausgaben weiteren Kreisen zugänglich machen. Sie will damit in erster Linie den deutschen evangelischen Theologen, sodann aber auch theologisch und kirchlich interessierten Laien dienen, denen besonders die vorangestellten Einleitungen und gelegentliche Erläuterungen, sowie die Übertragung alt- und fremdsprachlicher Werke in das heutige Schriftdeutsch von Wert sein dürften.

Bei der **Auswahl** der Schriften wird die Redaktion den Gesichtspunkten folgen, die ihr durch die die Bibliothek einleitenden „Bücherkleinode evangelischer Theologen" von einer großen Zahl deutscher und ausländischer evangelischer Theologen eröffnet sind. Da die Auswahl der in die Bibliothek aufgenommenen Schriften aus den Mitteilungen hervorgewachsen ist, die jene Männer der theologischen Wissenschaft und Praxis zu dem genannten Werke über Bücher beigesteuert haben, die ihnen für Amt und Leben von besonderem Werte gewesen sind, so kann die „Bibliothek theologischer Klassiker" einigermaßen als das **gemeinsame Werk der heutigen evangelischen Theologie** bezeichnet werden und darf daher gewiß auf das lebendige Interesse aller evangelischen Theologen und theologisch angeregten Laien rechnen.

Von der „Bibliothek theologischer Klassiker" soll etwa in jedem Monat ein Band erscheinen. Jeder Band, auf haltbarem Papier sauber gedruckt und gut gebunden, 15—20 Bogen stark, ist einzeln für ℳ 2. 40 käuflich; bei Abonnement auf den ganzen Jahrgang von 12 Bänden wird der Band mit nur 2 ℳ berechnet.

Erster Jahrgang (1888).

Band 1: **Bücherkleinode evangelischer Theologen.** Mitteilungen bekannterer evangelischer Theologen der Gegenwart über Bücher, die ihnen für Amt und Leben von besonderem Werte gewesen sind, zusammengestellt und als Einleitung in die „Bibliothek theologischer Klassiker" herausgegeben von Professor Lic. Dr. Friedrich Zimmer. 2. Auflage.

Aus dem Vorwort: „. . . Durch diese Erfahrung ermutigt, richtete ich an die bekannteren evangelischen Theologen Deutschlands und einige des Auslandes die Bitte, mir zum Behuf der Veröffentlichung für weitere Kreise diejenigen etwa 5—10 Werke, sei es theologischen, sei es allgemeineren Inhalts, namhaft zu machen, die einem jeden außer der heiligen Schrift für sein Leben das Beste gegeben haben. Die daraufhin eingegangenen Antworten, zusammengestellt, und nur formell redigiert, bringen die folgenden Blätter. . . . Nicht Rezensionen bietet das Buch, sondern Mitteilungen über persönliche Erlebnisse, nicht Kritiken, sondern Konfessionen. . . . Persönlichkeiten sind freilich unersetzbar, auch die individuelle Beratung ist es. Aber eine Fortwirkung der Persönlichkeit und eine Beratung, soweit sie allgemein überhaupt möglich ist, bietet dieses Buch, indem es die Schriften nennt, die einem jeden für seine theologische Bildung, Überzeugung und Amtstüchtigkeit von besonderem Werte gewesen sind. Und auch hiervon gilt es: ‚Gottes Brünnlein hat Wassers die Fülle.'"

Die „Bücherkleinode" enthalten Beiträge von etwa 200 Theologen der verschiedensten Richtung, Eigenart und Lebensstellung, hauptsächlich aus Deutschland. Wegen Raummangel seien hier nur beispielsweise genannt: Baur, Beyschlag, Büchsel, Delitzsch, Düsterdieck, Erdmann, Frank, Frommel, Gerok, Godet, Hausrath Hilgenfeld, Kautzsch, Kögel, Kohlschütter, Lechler, Lipsius, Löber, Luthardt, Scherer (Paris), Sell, Stöcker, Julius Sturm, Wangemann, Zittel, Zöckler. Auszüge aus dem Werke bieten die bei der folgenden Anzeige der weiteren Bände der Bibliothek — jedoch ohne Nennung von Namen — angeführten Charakteristiken.

Das Buch hat bereits seine Geschichte. Vierzehn Tage nach Ausgabe der ersten Auflage mußte infolge der starken Nachfrage der Druck der zweiten Auflage begonnen werden; die holländische Zeitschrift „Stemmen voor Waarheit an Vrede“ brachte einen 15 Seiten langen Artikel über das Buch, das für die Kenntnis des heutigen deutschen Protestantismus höchst wichtig sei, und der Pariser Pastor Monron hat eine gleiche Umfrage an die protestantischen Theologen französischer Zunge gerichtet.

Band 2: **Luthers** reformatorische Hauptschriften (95 Thesen; An den christlichen Adel; Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche; Brief an Leo X.; Von der Freiheit eines Christenmenschen) mit einer Einleitung von Konsistorialrat D. Karl Alfred v. Hase. 2. Auflage.

Diese Schriften werden in ganz unvergleichbarer Weise von der gesamten heutigen evangelischen Theologie ohne Unterschied der Richtung als grundlegend wichtig bezeichnet und damit sozusagen kanonisiert. Unsere Ausgabe giebt, ohne die alte Sprache und selbst deren Rost zu verwischen, einen für den Gebildeten der Gegenwart leicht lesbaren Text.

Band 3: **A. Tholucks** ausgewählte Predigten, mit einer Einleitung von Professor Leopold Witte. 2. Auflage.

„Durch Tholucks Predigten, zumal durch das geistvolle und inhaltreiche Vorwort, wurde ich von der üblichen homiletischen Schablone der synthetischen Predigt befreit.“ „Nicht seine Kollegien waren's, die mich besonders anfaßten, auch nicht seine Spaziergänge, die ich bald mied, sondern seine geistesmächtigen Predigten, die zur Einkehr in das eigene Herz, zum Aufblick nach oben, zum Kampf mit der Welt riefen.“

Band 4: **Schleiermachers** Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern, mit einer Einleitung von Professor D. Siegfried Lommatzsch. 2. Aufl.

„Gewinnen mich für die Theologie“, „waren auch mir ein sehr förderndes und zu innerer Klärung anregendes Studium“, „haben während der Universitätszeit einen tiefen Eindruck auf mich gemacht“, „sind mir auf der Universität bahnbrechend gewesen“. „Das Ansprechende der Reden lag für mich darin, daß dieselben an ihre richtige Adresse kamen, ‚die Gebildeten unter ihren Verächtern‘“, „ihre Überzeugungskraft wurde Zeugungskraft“. „So eigentümlich und kräftig wie in den ‚Reden über die Religion‘ . . . ist das innere Wesen der christlichen Religion noch nicht wieder aufgefaßt worden“.

Band 5—6: **Claus Harms'** Pastoraltheologie in Reden an Theologie-Studierende.

„Hier spricht aus jeder Zeile die Erfahrung und der Charakter; das Nachdenken wird angeregt, der Widerspruch herausgefordert, die selbständige Entwickelung nicht unterdrückt, sondern gefördert“; „giebt große Veranlassung zur Selbstprüfung“; „man hat's hier nicht mit einem Buche, sondern mit einem Manne zu thun, der in amtlicher Erfahrung gereift ist, Altes und Neues aus dem reichen Schatze seines Herzens hervorbringt. Er ersetzt den Kollegen, Vater, Seelsorger, dem jeder Neuling im Amte getrost sich überlassen kann und jeder Erfahrene beipflichten muß.“

Band 7: **Claus Harms'** Lebensbeschreibung, verfasset von ihm selber. Mit den 95 Thesen des Verfassers.

Claus Harms, „ein durchaus origineller Glaubenswecker in einer glaubensschwachen, ein ganzer Charakter in einer in Halbheit zerflossenen Zeit“ (Pelt) stellt sich in diesem Werke selbst vor nach Wesen und Entwickelung. Der Band vertritt zugleich die Stelle einer Einleitung zu Band 5 und 6.

Band 8—9: **Gottfried Menkens** Homilien in Auswahl und mit Einleitung von Professor D. Achelis.

„Vorbildlich für Nüchternheit und Tiefe der Schriftauslegung und Schriftanwendung, sowie für männliche, das Blümeln verschmähende Beredtsamkeit“, „darin ein seltenes Vorbild, daß er nie von dem Grundgedanken des Textes abirrt, sondern sich fern hält von allem geistreichelnden Spielen und Hereinziehen von Fremdartigem“.

Th. U.

452 t (34

Bayerische Staatsbibliothek
<3665418897001 5

Bibliothek

theologischer Klassiker.

Ausgewählt und herausgegeben

von

evangelischen Theologen.

Vierunddreißigster Band:

Ludwig Hüffells Wesen und Beruf des evangelisch-christlichen Geistlichen. II.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1890.

Ludwig Hüffells

Wesen und Beruf des evangelisch-christlichen Geistlichen.

Mit einer Einleitung versehen

von

Adolf Klas,

evang. Pfarrer in Okriftel a. Main.

Band II.

Gotha.

Friedrich Andreas Perthes.

1890.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

Seite

§ 36. Materielle Bedingungen des Hauptsatzes 1
§ 37. Von den temporellen und kasuellen Bedingungen des Hauptsatzes 20

2. Kapitel.

Vom Texte.

§ 38. Natur und Wesen des Textes 61
§ 39. Von den verschiedenen Arten des Textes 62
§ 40. Von der Wahl des Textes 66
§ 41. Von der Behandlung der Texte 70

3. Kapitel.

Von den zur Ausführung eines Hauptsatzes erforderlichen Materialien.

§ 42. Übergang 90
§ 43. Von der Erleuchtung des Verstandes 91
§ 44. Von den Rührungen des Herzens 100
§ 45. Von der Bestimmung des Willens oder von den Motiven 105

Seite

Zweiter Abschnitt.

Von der Disposition oder von der Anordnung des Stoffes zu einer Predigt.

§ 46. Natur und Wesen der Disposition 109

1. Kapitel.

Die Disposition in logischer Hinsicht.

§ 47. Natur und Wesen derselben 121
§ 48. Von den verschiedenen Arten, logisch zu disponieren . 130
§ 49. Vom Verhältnisse des Textes zu der logischen Disposition 133
§ 50. Von der Einleitung 135
§ 51. Von den Übergängen 141
§ 52. Vom Gebete 142
§ 53. Von der Angabe der Partition 146

2. Kapitel.

Die Disposition in oratorischer Hinsicht.

§ 54. Natur und Wesen derselben 148
§ 55. Besondere Regeln der oratorischen Disposition . . . 151
§ 56. Von der Symmetrie der Teile in der Rede . . . 156
§ 57. Von der Anwendung und über den Schluß der Predigt 158
§ 58. Erleichterungsmittel in der Kunst, gut zu disponieren 160

Dritter Abschnitt.

Von der Ausführung der Predigt.

Einleitung. § 59. Begriff und Wesen der Ausführung 162
§. 60. Von der Notwendigkeit, die Predigt schriftlich auszuarbeiten 164
§ 61. Erleichterungsmittel der Ausführung vermittelst des Konzipierens und Memorierens 171

Seite

1. Kapitel.

Vom Stil oder von der Schreibart überhaupt.

§ 62. Natur und Wesen des Stils 174
§ 63. Erste Grundbedingung eines guten Stils 178
§ 64. Fernere Grundbedingungen eines guten Stils . . . 183
§ 65. Schönheit des Stils 187

2. Kapitel.

Von der Sprache der Predigt.

§ 66. Allgemeine Gesetze einer angemessenen Predigtsprache . 205

Vierter Abschnitt.

Von der körperlichen Beredsamkeit.

Einleitung. § 67. Natur und Wesen der körperlichen Beredsamkeit 208
§ 68. Wichtigkeit der körperlichen Beredsamkeit für den christlichen Prediger 291
§ 69. Von der Eigentümlichkeit der körperlichen Beredsamkeit des Predigers 225

1. Kapitel.

Von der Deklamation.

§ 70. Begriff und Wesen der Deklamation 227
§ 71. Bedingungen einer guten Deklamation 229

2. Kapitel.

Von der Aktion.

§ 72. Natur und Wesen der Aktion 243
§ 73. Allgemeine Bedingungen der Aktion 245
§ 74. Spezielle Bedingungen der Aktion 248
§ 75. Von den Mitteln zur Bildung der körperlichen Beredsamkeit 254

Seite

Zweiter Abschnitt.

Der evangelisch-christliche Geistliche als Katechet, oder die Katechetik.

Einleitung. § 76. Begriff der Katechetik 257
§ 77. Wichtigkeit und Notwendigkeit des christlichen Religionsunterrichts der Jugend 259

Bayerische
Staatsbibliothek
MUNCHEN

§ 36.

Materielle Bedingungen des Hauptsatzes einer Predigt.

Die materiellen Bedingungen des Stoffes oder des Themas zu einer Predigt sind: 1. negativ: a) keine bloße Natur-, ökonomische, diätetische und politische Gegenstände; b) keine bloße sogenannte Vernunft- und Moralpredigten; c) keine wissenschaftlich theologische oder philosophische Vorträge, sondern: 2) positiv: biblisch-christliche.

In wunderbaren und kaum erklärbaren Verirrungen erblicken wir das Predigtwesen hinsichtlich seines zu behandelnden Stoffes, wenn wir die Geschichte um Rat fragen, und Schuler hat sich in der schon früher genannten Geschichte der Veränderungen des Geschmackes im Predigtwesen ein großes Verdienst erworben, die widersprechendsten Extreme historisch nachzuweisen. Die Kirche Christi ist nicht erbaut, sich physikalischen, oder ökonomischen, oder andern Gegenständen zu öffnen, so wenig, wie das Lokal, darin ein physikalischer Verein sich versammelt, zu erbaulichen Betrachtungen verwendet werden soll, und der ganz natürliche Sinn entscheidet schon darüber. Wer in die Kirche geht, will von christlichen Dingen und sonst von gar nichts anderem hören. Es mag zwar sein, daß der Prediger, wenn er von Gottes Allmacht und Weisheit und Liebe spricht, die

Herrlichkeiten der Natur nennt und vor den Augen der Zuhörer zerlegt; nie aber wird derjenige, welcher seinen Dienst versteht, das Höhere vergessen und seinen eigentlicheu Stoff beiseite setzen. Auch war es nur die Entfernung vom christlichen Geiste und die Unbekanntschaft mit dem eigentlichen Inhalte der heiligen Schrift, welche zu solchen Verirrungen geführt hat. Mosches Predigten über die Herrlichkeit Gottes in der Natur. 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1783. Ewalds Predigten über Naturtexte. 4 Hefte. Hannover 1789—91. Dessen neue Predigten über Naturtexte. 4 Hefte. Ebendas. 1791—93. Rehms Predigten über Volksvorurteile und Aberglauben in physischer und moralischer Hinsicht. 2 Sammlungen, Erfurt 1804—5. Zerrenners Natur- und Ackerpredigten für Landleute. Magdeburg 1783. Schlez, Landwirtschaftspredigten, 2. Aufl. Heilbronn 1794, 2 Teile. Steinbrenners Predigt über die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, nach Hufelandischen Grundsätzen. Halle 1804. Merkels Predigt für Einpfropfung der Blattern. Leipzig 1777. Grot, Drei Kanzelreden von der Rechtmäßigkeit der Blatternimpfung. Mitau 1770—72, können nur als homiletische Kuriositäten noch angeführt werden. — Was rein politische Vorträge betrifft, so sind diese, wie rein historische, verwerflich, denn der Zweck der Kirche, nämlich die Erbauung, leidet darunter; indessen können politische und historische Gegenstände, wie Krieg und Frieden, das Andenken an die Reformation, Landtage, die gesetzliche Ordnung, Meutereien und Empörungen und andere wichtige Volksereignisse behandelt und erbaulich gemacht werden, und sie sind dann nach dem Vorgange großer Muster allerdings zulässig. (Löffler: Ob und inwiefern der Prediger auf wichtige Begebenheiten und herrschende Meinungen seiner Zeit Rücksicht nehmen müsse — als Vorrede zu seinen

Predigten mit Rücksicht auf die Begebenheiten und den Geist des gegenwärtigen Zeitalters. Gotha 1795, besonders abgedruckt im Journal für Pred., 29. B., S. 403 ff., vgl. mit dem 31. Bande, S. 273, und 48. B., S. 62 ff. Hahnzogs Patriot. Predigten. Halle 1785. Hansteins Christl. Belehrungen und Ermunterungen in Predigten, zum Teil bei besonderen Veranlassungen gehalten. Berlin 1808. Dräsekes Predigten: Deutschlands Wiedergeburt ꝛc. 3 Hefte. Lübeck 1814. Reinhards Reformations- und Landtagspredigten.) Besonders wichtig ist indessen eine zweckmäßige Behandlung der biblischen Geschichte, namentlich wenn man sie homilienartig auffaßt und die einzelnen historischen Züge für das Leben gehörig zu verarbeiten versteht, wozu sich sowohl im Alten als im Neuen Testament so vieler Stoff findet. Dergleichen historische Predigten sind sehr zu empfehlen. (Vgl. Sturms Predigten über einige Familiengeschichten der Bibel; 2. Bändchen. Hamburg 1783, 1785. Natorps Predigten über das Buch Ruth. Düsseldorf 1803. Stolz, Historische Predigten, 1. Teil, 1—2. Abtl.: David, Isais Sohn von Bethlehem. Jena 1805, 2 Teile in 2 Abteilungen: Paulus von Tarsus in Cilicien. Jena 1806, 1807. Dessen Predigten über die evangelische Geschichte. Frankfurt a. M. 1—4. Zehend 1783—86. Lange, Bibl. Religionsvorträge, oder Homilien über einige histor. Stellen des N. T. nebst einer Abhandlung über die Homilie. Leipzig 1797—1801, 2. B. Hanstein, Lazarus, zehn Predigten über das 11. Kapitel Johannes. Berlin 1820.)

Wenn man indessen dergleichen verweltlichte Materien, wie die oben genannten, jetzt schon für entschieden verwerflich erklären kann, ohne mit der öffentlichen Meinung in Streit zu geraten, so verhält es sich doch ganz anders, wenn man eine andere Gattung von Themen, nämlich die sogenannten

Vernunft- und Moralpredigten in das Auge faßt; denn hieran hält noch immer eine große Anzahl von Geistlichen aus der ältern Schule hartnäckig fest.

Um hierüber in das Klare zu kommen — und es ist dieses um so notwendiger, als der Rationalismus alle Gestalten annimmt und doch stets als derselbe erscheint —, muß man sich vor allen Dingen über dasjenige verständigen, was man unter Vernunftpredigten zu denken hat. Es ist aber dabei zu unterscheiden, was diese Vernunftpredigten wirklich waren und sind, und was man darunter zu verstehen vorgab.

Im allgemeinen waren und sind die Vernunftpredigten solche, worin die Vernunft des Predigers oder des Zeitalters als das höhere, das Christliche hingegen als das untergeordnete Moment erscheint, und wie dieses überhaupt das Geheimnis des Rationalismus ist, so war es denn auch das der Predigt. Ehrlich und offen gegen das Christentum zu predigen, wagten auch die gemeinsten Rationalisten nicht; aber das Christliche beiseite zu schaffen, oder, wie man es nannte, zu antiquieren, dafür aber die individuelle Meinung, Vernunft genannt, an die Stelle zu setzen, das war der echt jesuitische Kunstgriff, dessen man sich bediente und welchen dann viele aus Unverstand nachahmten. Daß von dieser Seite die sogenannten Vernunftpredigten, welche Farbe sie auch tragen mögen, absolut zu verdammen sind, leuchtet ein und bedarf keines weitern Beweises. Allein die Schalkheit und Täuscherei war und ist nirgend ärger als in diesen Dingen. Man gestand nicht ein, daß man auf diese Weise das Christentum verdrängen und die eigene Vernunft an dessen Stelle bringen wolle, sondern man sprach von Fortschritten in der Entwickelung des Bekenntnisses, von Resultaten ganz sicherer Forschungen, und glaubte recht zu thun,

wenn man das Christentum also zu antiquieren suchte. Wir predigen, sagten die Rationalisten, nicht ein der Vernunft untergeordnetes, sondern ein vernunftmäßiges Christentum, und wir müssen das thun, weil doch nur das für wahr gelten kann, wovon man die Menschen vernünftig überzeugt. Ganz richtig. Es erscheint hier nur eine neue Täuscherei. Man muß allerdings auch die Vernunft oder den Verstand von der christlichen Wahrheit zu überzeugen suchen; aber davon war keine Rede, sondern man verließ entweder das Christliche ganz, oder man untergrub es auf jede mögliche Weise und setzte den menschlichen Verstand als solchen, ohne alle Beziehung zum Christlichen, auf den Thron. Es war also im Grunde noch mehr als eine Unterordnung des Christlichen unter die menschliche Vernunft, es war eine gänzliche Aufgebung desselben vorhanden. — Aber die Vernunft, fährt man nun in einer andern Wendung fort, ist doch auch göttlich, sie ist das Höchste im geistigen Leben des Menschen und muß sonach auch überall vorherrschen; oder soll man etwa Unvernunft wollen und predigen? Hiermit sind wir denn an den Mittelpunkt der Täuschung und der Täuscherei gelangt und müssen einen Augenblick dabei verweilen. Was, das ist jetzt die Frage, was nennt ihr denn Vernunft, die ihr also urteilt? Die individuelle Einsicht etwa, oder die allgemeine Wahrheit; den subjektiven Grad der geistigen Entwickelung eines Menschen, oder den allgemeinen Höhepunkt der Bildung in der Gesamtheit eines Volkes oder eines Zeitalters. Eins von beiden müßt ihr meinen; denn daß in dem Menschen nicht ein untrügliches Wahrheitsvermögen, Vernunft genannt, wohne, leuchtet auch dem borniertesten Verstande ein. Nennt man nun die individuelle Einsicht, den subjektiven Grad der geistigen Bildung Vernunft, so fragt es sich weiter, wann denn diese

Vernunft als so weit vermittelt und durchgebildet erscheine, daß sie als oberste Richterin ihr Amt antreten könne; denn eine nicht entwickelte und durchgebildete Vernunft kann doch wohl nicht in Betracht kommen? Die Antwort darauf ist aber diese: es kann von einer subjektiven Vernunft nie behauptet werden, sie habe ihren höchsten Grad der Entwickelung erreicht; sie kann also auch niemals als oberste Richterin in dem Grade gelten, daß nun gar keine andere Quelle der Wahrheit angenommen werden dürfte, und daß auf einem gewissen Punkte abgeschlossen werden könnte. Nennt man den allgemeinen Höhepunkt der Bildung eines Volkes oder eines Zeitalters Vernunft, so verhält es sich damit gerade wie mit der individuellen Vernunft; man kann nie abschließen; denn es hat eine Zeit gegeben, wo es vernünftig war, Hexen zu verbrennen und eine Zeit, worin man aus Vernunft das Dasein Gottes leugnete. Wir kommen daher notgedrungen auf den Begriff von Vernunft zurück, welcher der richtige ist und alle bisherigen Einwendungen abschneidet: die Vernunft ist der momentane Grad der geistigen Entwickelung eines Individuums, eines Zeitalters oder der gesamten Menschheit; dasjenige, was für wahr gilt, ist dem natürlichen Menschen wahr, bis eine andere Richtung eintritt und die früher gültige Wahrheit für Irrtum erklärt. Gebietet der Geist der Zeit, Hexen zu verbrennen, so werden sie mit dem besten Gewissen verbrannt, und es ist gewiß nicht wahr, was Kant behauptet, daß die spanischen Inquisitoren gegen besseres Wissen und Gewissen gehandelt hätten; gebietet ein anderer Zeitgeist, Gott zu leugnen, so leugnet man ihn und findet auch vernünftige Gründe dafür. Der Mensch mit seiner Vernunft ist also eben stets der Spielball des herrschenden Zeitgeistes, selbst wenn er nicht will. Nun ist aber gerade des Christentums Sinn, dieser

Unbestimmtheit ein Ende zu machen und ein festes göttliches Wort an dessen Stelle zu setzen; ja der Apostel findet darin gerade seine Rechtfertigung vor der Gemeinde in Korinth (1 Kor. 2, 4), daß er erklärt „und mein Wort und meine Lehre war nicht in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit (ἐν πειθοῖς σοφίας λόγοις), sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft, auf daß euer Glaube bestehe nicht auf menschlicher Weisheit, sondern auf Gottes Kraft." Diese Weisheit der Menschen und diese Gotteskraft sind aber in dieser Beziehung absolute Gegensätze, die nur einzig und allein dadurch vermittelt werden können, daß der menschliche Geist den göttlichen in sich aufnimmt, das Selbstische ablegt und prüft, „welches da sei der gute, der wohlgefällige und der vollkommene Wille Gottes". Die Vernunft des Menschen wird nicht dadurch unterdrückt, sondern vielmehr gehoben, sie wird aus einer natürlichen eine göttliche, eine vom Geiste Gottes erleuchtete und operiert nun im Dienste der höhern Wahrheit ebenso frei und kräftig wie früher; ja sie wird jetzt eigentlich erst frei, weil sie die Wahrheit aus Gott erkannt hat; daß nun das Bekenntnis unserer evangelischen Kirche ganz auf diesen Prinzipien beruhe, bedarf keines weiteren Beweises. Das Wort Gottes, und nur dieses entscheidet in Glaubenssachen über alles; die menschliche Vernunft, der menschliche Geist und Verstand ist aber das medium, durch welches die himmlische Wahrheit an uns gebracht wird. Es soll daher auch die menschliche Vernunft nicht, wie einige blinde Eiferer oder einige böswillige Gegner wollen, aus unserm christlichen Leben ausgeschlossen werden, sie soll nur das Primat nicht führen, sondern dazu dienen, wozu sie Gott bestimmt hat, nämlich das geistige Auge zu sein, wodurch man die göttliche Offenbarung erkennt.

Man kann übrigens die vorliegende, oft besprochene und doch selten zur Klarheit gediehene Angelegenheit noch von einer andern Seite auffassen und auf ganz einfache Weise begründen. Notwendig muß dann doch die Vernunft, wenn sie als oberste Richterin erscheinen soll, eine entwickelte, eine gebildete sein, und namentlich muß dieses da gelten, wo es sich um die höchsten Fragen handelt; ihr Rationalisten werdet doch also gewiß nicht jeder Vernunft das Richteramt einräumen, sondern unbedingt eine gebildete Vernunft voraussetzen. Aber jetzt entsteht eine andere Frage, nämlich die: wie und wodurch die Vernunft entwickelt und gebildet worden ist? Hat sie sich bloß am Heidentum entwickelt, hat sie vom Christentume nie eine zusammenhängende und klare Vorstellung erhalten: so ist doch offenbar, daß auch die gebildetste Vernunft nicht über Dinge entscheiden kann, von denen sie nichts weiß. Und wirklich maßt sich gleichwohl eine jede Vernunft, sobald sie für entwickelt und gebildet gilt, ein entscheidendes Urteil über das Christliche an und nicht etwa aus höherer Weisheit, sondern aus der entschiedensten Unwissenheit. Philologen, Juristen, Mediziner, welche in ihren Fächern excellieren, aber vielleicht noch nie ein Kapitel im Neuen Testament im Zusammenhange gelesen haben und dabei jede Erweckung, jede Erbauung und Belehrung fliehen, urteilen über die Geheimnisse des Christentums wie Eingeweihte und die betrogene Welt klatscht den Richtern rauschenden Beifall zu. An diesem einen Argument hat man genug.

Aber die Vernunft hat, nachdem sie in ihrer bisherigen Weise nicht länger das Feld behaupten konnte, eine neue und festere Stellung eingenommen, und so hat sich denn aus dem bisherigen vulgären ein sublimer Rationalismus gebildet, welchen man vorzüglich der Hegelschen Philosophie

verdankt. Man läßt den Unterschied zwischen Offenbarung und Vernunft fallen und identifiziert beides in dem absoluten Geiste, der sich im Bewußtsein des Menschen ausspricht; man verläßt die Idee eines überweltlichen, persönlichen Gottes und findet Gott nur im Menschengeiste als immanente Substanz; man macht den Menschen zum Gott und Gott zum Menschen, und nun wird man mit den christlichen Heilswahrheiten bald fertig; man behält ihre Namen bei, dreht aber alles herum, so daß Christus zwar wahrer Gott genannt wird, aber in keinem andern Sinne, als weil Christus die höchste Potenz des Menschengeistes oder der sich im Menschen offenbarende absolute Geist ist. Vor diesem schlecht versteckten Pantheismus braucht man aber kaum zu warnen; denn er richtet sich selbst, und wie vornehm die Jünger dieses Systems auch auftreten mögen, sobald sie reden wollen in der christlichen Gemeinde, werden sie von selbst zuschanden. Im besten Falle kommt man mit Marheineke (Entwurf d. pr. Theol., S. 250) zu dem Resultat: „Die Bibel ist nicht das Wort Gottes, sondern sie enthält es nur. Aber auch dieses nur im innigsten Zusammenhange mit der Kirche, ihrer Lehre, ihrem Verstande und Gedanken, mit dem lebenden Wort, der Bildung, der Predigt und Wissenschaft."

Das Resultat aus dem bisherigen wäre nun dieses: Predigten, welche von einem höheren Prinzip ausgehen, als es die Kirche Christi thut, sind absolut verwerflich, es mag nun auch dieses Prinzip auftreten, in welcher Gestalt es will. Die Vernunft des evangelischen Geistlichen ist die heilige Schrift, aus und durch sich selbst erklärt und durch fleißiges Forschen in ihrer unermeßlichen Tiefe begriffen. Dasjenige hingegen, was man Vernunft nennt, ist entweder eine aus eigenen Kräften gebildete, oder aus den Zeitideen

abstrahierte Ansicht und Meinung, also ein Fremdartiges, Unchristliches, mit dem Evangelium oft im grellsten Gegensatze Stehendes. Wird das Christentum richtig erfaßt, so ist damit der menschlichen Vernunft nicht nur nicht zu nahe getreten, sondern es bewährt sich in allen Beziehungen als die höchste Weisheit. Darum haben wir denn auch Grund, von dem evangelischen Geistlichen zu verlangen, daß er die heilige Schrift allein predige, und um dieses zu können, tiefer studiere, als bisher geschehen ist. Übrigens ist es bemerkenswert, daß selbst Rationalisten das Unzulängliche der bloßen Vernunftpredigten empfunden haben. So sagt Facilides (in einer Abhandlung über Tzschirners Predigtweise, in Röhrs Magaz.): „oft äußerte er in vertraulichen Unterredungen, wie die praktische Führung des christlichen Lehramtes immer mehr überzeuge, daß die Vernunftreligion allein die religiösen und sittlichen Bedürfnisse des Menschen nicht völlig befriedige, was Tzschirner im siebenten Briefe über Reinhards Geständnis weiter ausführte, und in einer Predigt, welche Tzschirner auf Pfingsten 1803 hielt, rechnete er zu den gegenwärtigen Feinden des Christentums auch die Anmaßungen der Vernunft.“ Es war daher sehr betrübend, daß mit dem kostbarsten und inhaltvollsten Worte, mit dem Worte Vernunft nämlich, ein so arger Mißbrauch getrieben worden ist, und daß man alles Unchristliche beinahe Vernunft nannte, so wie die Jacobiner, welche, nachdem sie alle Religion verworfen hatten, den 10. November 1793 in Paris das Fest der Vernunft feierten.

Mit den sogenannten Moralpredigten verhält es sich, wie mit den Vernunftpredigten; man muß sich zuvor über den richtigen Begriff davon verständigen. Versteht man unter moralischen Predigten Vorträge über die christliche

Sittenlehre, so kann man dieselben nicht genug empfehlen, und wollte man die christliche Sittenlehre aufgeben und, wie man zu sagen pflegt, nur Glauben predigen: so würde man in eine höchst traurige Verirrung geraten. Ganz etwas anders ist es dagegen, wenn man unter Moral eine von dem christlichen Lebensprinzip losgerissene, selbsterdachte Lehre über die Sittlichkeit versteht; und doch war es gerade diese, welche man bei den sogenannten Moralpredigten im Auge hatte. Es giebt keine christliche Sittlichkeit ohne den christlichen Glauben; ja die eigentliche Sittlichkeit wurzelt in einer beständigen Beziehung zum Übersinnlichen und Göttlichen und ist daher ihrer Natur nach schon religiös, und die wirklich aufgestellte Behauptung: die wahre Sittlichkeit müsse gottlos sein, muß als ein Ausbruch eines philosophischen Paroxismus betrachtet werden, welchem wir, verdiente eine solche Ansicht überhaupt eine Berücksichtigung, die Behauptung kühn entgegensetzen würden, daß man ohne Religion die ganze Moral aufheben und als widersprechend darstellen könnte. Schon Plato lehrte in seinem Theätet (Opp. ed. Bip. Vol. II., p. 122), wie es keine Weisheit giebt ohne Liebe zu der Urwahrheit in Gott, so giebt es keine Tugend ohne Annäherung des Willens an ihn (Vergl. damit Lactantius Inst., L. VI. in der ganzen ersten Hälfte). Unsere Alten predigten sehr oft über die Sittenlehre; Chrysostomus predigte in der Regel über dieselbe (z. B. daß man weder die Lebendigen noch die Toden verdammen müsse; vom armen Lazarus, in vier Predigten; von der Trunkenheit; von der Buße; gehet ein durch die enge Pforte; über die Worte: so deinen Feind hungert, so speise ihn; von den Eigenschaften derer, welche man zur Ehe nehmen will; von der Verstellung und Falschheit; von der vollkommenen Liebe ꝛc.); aber es war keine von ihrer Wurzel gerissene Moral, son-

dern eine christliche Tugendlehre mit ihrer ganzen eigentümlichen Kraft. Und das ist es auch, was die öffentliche Meinung stets fordert. Man sucht Erbauung; man will das schwache Herz und den so unkräftigen Willen zum Guten von etwas Höherem gestärkt sehen; aber man will keineswegs unfruchtbare Dogmen oder philosophische Reflexionen über des Glaubens letzte Gründe haben, sondern man verlangt dasjenige, was Christus gab, Glaube und Liebe in einem. Predigen wir daher immerhin Moral; aber eine christliche.

Wie die individuellen Vernunft- und Moralpredigten von dem Stoffe des christlichen Religionsunterrichts der Natur der Sache nach ausgeschlossen sind, also sind es auch die wissenschaftlich theologischen und philosophischen Vorträge. Doch auch darüber müssen wir uns klar verständigen.

Man unterscheidet Religion und Theologie, Christentum und christliche Theologie. Die Frage wäre also: wie verhält sich eine christliche Predigt zur christlichen Theologie? Und hierüber müssen wir folgendes bemerken.

Das Christentum erschien ohne alle wissenschaftliche und systematische Ordnung, einfach und natürlich, wie es sich für das Leben eignete. Christus besaß das nicht, was wir Gelehrsamkeit nennen; ihm war eine andere Aufgabe geworden. Auch seine Jünger waren keine Gelehrten; nur Paulus schien eine Ausnahme zu machen, ohne jedoch sein Wissen je geltend machen zu wollen (2 Kor. 4, 5). Dasselbe galt von den apostolischen Vätern: Barnabas, Klemens von Rom, Ignatius, Polykarp, Hermas. (Von dem letztern besitzen wir noch eine Schrift, der Hirte (pastor) genannt, die ein merkwürdiger Beweis für die damalige Lehrweise ist. Vgl. Mosheim, Comment. de rebus Christianorum ante Constantinum magnum, p. 163.

J. E. C. Schmidt's Kirchengeschichte, 1. Teil, S. 468. Rosenmüller, De Christ. Theol. Origine, Lips. 1786, p. 27). Den folgenden Zeiten wurde es indessen notwendig, die in der heiligen Schrift zerstreuten Goldkörner zu sammeln und nicht nur zu einem Ganzen zu verschmelzen, sondern auch auf sichere Prinzipien zurückzuführen. Und so finden wir denn frühe bei Pantänus, Justin d. M., Athenagoras, Klemens von Alexandria (Vgl. dessen Stromaten, oder Tapeten, worin ausdrücklich gesagt wird, daß sie ein mit philosophischen Lehrmeinungen vermischtes Christentum (*ἀναμεμιγμένην τὴν ἀληθείαν τοῖς φιλοσοφίας δόγμασι*) Stromat. L. 1, p, 203, edit. Sylburg. enthielten), eine Richtung auf das Wissenschaftliche im Christentume. Es fand zwar diese Weise Widerspruch, namentlich von Irenäus (adv. haeres. L. II, C. 28, L. V, C. 20) und von Tertullian (de praescript. haer. C. 7, de Anima, C. 2); allein es war Bedürfnis für den menschlichen Geist, dasjenige auch zu denken, was als Glaubenslehre vorgeschrieben wurde. Und es bildete sich allmählich eine Wissenschaft, die denn seit Abälards Zeiten Theologie genannt wurde. Ihr Zweck ist notwendig und unverwerflich; denn alles Zurückführen der Glaubenslehre auf eine systematische Ordnung und auf einen innern Zusammenhang ist im Grunde eine theologische Operation, und wo sollte man dieses hindern wollen? Daß hierbei vielfältig gefehlt worden ist und noch gefehlt wird, das ist freilich die Schattenseite in der Sache; aber Irren findet in jeder Wissenschaft statt. Daß ferner von dieser allgemein gültigen theologischen Thätigkeit in der Auffassung des Christentums die besondere, welche es ausschließend mit der wissenschaftlichen Konstruktion der Systeme zu thun hat, geschieden werden müsse, ist ebenso gewiß. Und hier ist der Punkt,

wo unsere Untersuchung einen festen Boden gewinnen wird. Der evangelische Geistliche ist Lehrer des Christentums, nicht aber der wissenschaftlichen Theologie. Er hat die Sache des Christentums, nicht aber die wissenschaftliche Auffassung und Einkleidung derselben zum Objekt seiner Thätigkeit. Der Geistliche spricht und soll sprechen, wie Christus und die Apostel sprachen, unmittelbar an das Gemüt der Menschen sich wendend. Alle streng wissenschaftlichen Beweisführungen fallen in seiner Sphäre weg; denn die Kirche steht ja bereits im Glauben an ihre Sache (Vgl. Fichtes Sittenlehre, S. 475). Er vermeidet sogar alle besondere Widerlegungen der Zweifler und Ungläubigen, und ganz besonders jenes heftige Polemisieren gegen andere Konfessionen. Wie die Evangelien entstanden; wer der Verfasser des Briefes an die Hebräer sei; ob die Apostel in manchen Lehren weiter gegangen seien, als Christus u. dgl. m., sind durchaus der Kanzel fremde Dinge. Insofern kann man also sagen, was Spalding (Über die Nutzbarkeit des Predigtamtes) sagt: daß nur Religion, nicht aber Theologie gepredigt werden dürfe. Allein es giebt auch eine allgemein gültige theologische Thätigkeit, und da dieselbe im christlichen Leben überhaupt nicht fehlen kann, so darf sie auch auf der Kanzel nicht fehlen. Beinahe kein Text der Bibel kann gehörig behandelt werden, ohne die exegetische Theologie, und diese setzt einen sehr reichen Schatz von philologischen, historischen, geographischen, ethnographischen, antiquarischen und philosophischen Kenntnissen voraus. Die meisten Parabeln und Gnomen werden nur aus ihrer Zeit verstanden; eine Menge der trefflichsten allgemeineren Vorschriften beziehen sich doch noch auf spezielle Umstände; gar viele Thatsachen bekommen durch frühere historische Erscheinungen und besonders durch die Verbindung, in welcher sie erzählt wer-

den, einen ganz anderen Charakter; die Erscheinung Christi an sich, abgesehen von allen besondern Eigentümlichkeiten, wird nur in ihrer ganzen Größe verstanden, wenn wir den Zusammenhang des Alten und Neuen Testaments und noch mehr den innern Zusammenhang der neutestamentlichen Lehre klar verstehen; denn ohne Altes Testament kein Neues und ohne die genaueste Übereinstimmung aller Zeugnisse für Christum keine Wahrheit. Beinahe keine Predigt wird ferner abgefaßt ohne Einfluß der systematischen Theologie. Der Zuhörer verlangt mit Recht feste Begriffsbestimmungen, umfassende Darstellung der Lehren nach allen ihren Seiten und Beziehungen, Klarheit und Gründlichkeit. Bei vielen Lehren aus der Glaubens- und Sittenlehre, z. B. bei der Lehre von der Vorsehung, von der Versöhnung, von der Buße, vom Eide, beruht die ganze Wirksamkeit des Vortrags auf sichern theologischen Prinzipien, und wenn auch immerhin in der echten christlichen Lehrweise der Begriff aus der Sache erwachsen muß, so verlangt man doch mit Recht, daß man sich der Sache klar bemächtigt habe. In neuern Zeiten vollends, worin man erst das zerstörte Gebäude des Glaubens wieder aufbauen muß, kommt man ohne die umfassendste Glaubenslehre zu gar keinem Ziele. Die Kirchengeschichte und Symbolik endlich greift oft entscheidend in Predigten ein und durchdringt dieselben mit dem wohlthätigsten Erfolge. Insofern hat Ammon das Recht auf seiner Seite, wenn er den Gebrauch der Theologie auf der Kanzel zulässig findet (vgl. dessen Anleitung zur Kanzelberedsamkeit, § 27 und Rosenmüllers Beiträge zur Homiletik, Leipzig 1814, § 33). So glauben wir die Frage beantwortet zu haben: wie sich die Predigt zu der Theologie verhalte. Der Prediger hat keine Theologie als Wissenschaft, wohl aber ein durch Theologie er-

läutertes und gemeinverständliches Christentum zu lehren, und je vielseitiger er in der Theologie zuhause ist, desto vielseitiger kann er wirken.

Nach diesen negativen Bestimmungen über den Inhalt der Predigt kommen wir nunmehr zu den positiven.

Im allgemeinen ist der Inhalt der Predigt schon durch die Ausdrücke: „biblisch", „christlich", „schriftgemäß" bezeichnet worden. Allein wer es weiß, wie vieldeutig, schwankend und unbestimmt diese Ausdrücke im Laufe der Zeit und unter den Händen der verschiedenen theologischen Parteien geworden sind, der wird mit Recht eine genauere Begriffsbestimmung davon erwarten, und es ist hier der Ort, eine solche zu versuchen. Aus der Bibel läßt sich, je nachdem man sie dreht und deutet, gar viel entnehmen, was gleichwohl die Benennung „biblisch" nicht verdient. Unter die Kategorie von „Christlichem" läßt sich noch mehr bringen, wenn man den Begriff desselben nach bloß individuellen Ansichten auffaßt. Hat man doch noch in den neuesten Zeiten aus der heiligen Schrift den Beweis führen wollen, daß Christus keine persönliche Fortdauer der menschlichen Seele nach dem Tode angenommen habe, und hat doch de la Mennais in seiner Schrift: Paroles d'un Croyant. Paris, 1834, das Christentum zu einem Mittel gebraucht, Fürstenhaß und Rebellion zu predigen. Man muß daher, um einen sichern Boden zu finden, einen andern Weg einschlagen, und hier, wie bei der Begriffsbestimmung von der Predigt an sich, auf das Ursprüngliche in der Sache zurückgehen. Die Frage wäre also zunächst die: welches war der Inhalt der Predigt Christi und seiner Apostel nach den Hauptprinzipien, welches war die göttliche Predigt, welche der Apostel (1 Kor. 2, 1) vor Augen hatte, und die Antwort kann

wohl keine andere sein, als: Christus ist von Gott ausgegangen, um vermittelst seines Wortes, seines Lebens, seines Leidens und Sterbens und vermittelst aller jener Momente, welche damit in unmittelbarer und unzertrennlicher Verbindung stehen, das menschliche Geschlecht nicht nur von Irrtum und Sünde und deren Folgen zu erlösen, sondern dasselbe auch auf den möglichst reinsten und erhabensten religiös-sittlichen Standpunkt zu erheben und so denn ein Reich Gottes, ein Leben in Gott zu stiften, das Erde und Himmel umfassen und das höchste Heil in sich schließen sollte. Soll nun unsere Predigt Fortsetzung der Predigt Christi sein, was wir als unbezweifelt gewiß voraussetzen, so muß diese auch den eben angegebenen Inhalt haben. Wir haben mehrere Momente, welche wir im besonderen schärfer in das Auge fassen müssen, nämlich: 1) die Sendung Christi vom Vater, oder die göttliche Offenbarung in Christo; 2) die Erlösung durch Christum; 3) die höchst möglichste religiös-sittliche Veredelung des Menschen. Daß Christus von Gott ausgegangen, mit einer göttlichen Natur, Kraft und Vollmacht versehen war und den Willen des Vaters folglich kannte und verkündigte, wie kein anderer, daß also in Christo, im eigentlichsten Sinne des Wortes und ganz so, wie es die Kirche glaubt, eine göttliche Offenbarung hervorgetreten ist, das ist das erste unwidersprechliche Moment der Predigt Christi und seiner Apostel. Es muß sonach auch dieses als erstes wesentliches Merkmal einer christlichen Predigt betrachtet werden; denn fehlte dieses, so fehlte ja der Grund, worauf alles beruht, und nie wird eine Predigt das Prädikat „christlich“ verdienen, die nicht von diesem Glauben ausgeht und darauf

zurückführt. Daß Christus gekommen ist, eine Erlösung in seinem Tode zu stiften, das ist das zweite, gleich unwidersprechliche Moment der Predigt Christi und seiner Apostel. Wir haben also hierin das weitere Merkmal einer christlichen Predigt und müssen jeder Predigt die Bezeichnung „christlich" versagen, welche die Gnade des Menschen bei Gott in einer andern Bedingung sucht, als im Glauben an das Mittleramt Christi. Daß Christus endlich gekommen ist, die Sünder zur Buße zu rufen, ist ein drittes unverkennbares Moment in der Predigt Christi und seiner Apostel, und so ist denn damit das dritte charakteristische Merkmal einer christlichen Predigt gegeben: der Mensch muß zum Bewußtsein seiner Sündhaftigkeit gebracht und auf den Weg der Wiedergeburt und Heiligung geführt werden! Und so wäre denn der Charakter einer christlichen Predigt dieser: sie muß ausgehen vom vollen Glauben an Christum, den Sohn des lebendigen Gottes; sie muß in dem Tode des Erlösers den alleinigen Grund unserer Gnade bei Gott finden, und den Sünder bestimmen, Buße zu thun und sich durch Glauben und Liebe des Verdienstes Christi würdig zu machen. Es versteht sich übrigens von selbst dabei, daß hiermit nur der Grundtypus einer christlichen Predigt bezeichnet werden, keineswegs aber damit gesagt sein soll, daß eine jede Predigt nur diese drei Seiten behandeln müsse; daß also der Prediger selbst von diesen Hauptmomenten des Christentums durchdrungen sein müsse, wenn alles, was er weiter vorbringt, die rechte Farbe und den rechten Ton haben soll. Es ist auch gar nicht nötig, daß man stets und allein von der Gottheit Christi, von der Rechtfertigung durch den Glauben und von der Sünde und Buße predigt; ist man nur von der Gottheit Christi innig überzeugt, so durchdringt dieses große Moment alle Vorträge und weiht

und heiligt sie; es ist dann eine andere Welt aufgegangen und alles darin trägt ihre Farbe. Der erleuchtete Zuhörer weiß auch bald, welchen Prediger er vor sich hat, ob einen wahrhaft gläubigen, oder einen nur zur Hälfte oder gar nicht christlichen Mann, und man braucht nur auf die Behandlung des Textes zu achten, um zu erkennen, wessen Geistes Kind der Prediger ist; dem christlichen Prediger ist nämlich stets das Bibelwort der konstante Text, während einem andern der Text entweder nur zum Motto dient, oder wunderlich verdreht wird.

Anmerkung. Die Begriffsbestimmung von einer christlichen Predigt hat bekanntlich die verschiedenartigsten Fassungen erhalten, je nachdem die theologische Farbe war, zu welcher man sich bekannte, und so konnte man denn auch zu keiner Übereinstimmung kommen. (Vgl. v. Ammons Handbuch der Anleitung zur Kanzelberedsamkeit nach der neuesten Aufl., § 23. Schotts Theorie der Beredsamkeit, 2. Tl., S. 17 f., nach der 1. Aufl. Löffler in seiner Abhandlung über die Frage: wann eine Predigt aufhöre, eine christliche zu seiu? (in dessen Predigten, Züllichau 1797, 2. Samml.). Grotefend, Ansichten Gedanken und Erfahrungen über die geistliche Beredsamkeit, S. 150 f. Marezolls Bestimmung des Kanzelredners, S. 15. (Letzterer verliert nun vollends allen Boden, wenn er sagt: „Christlich ist und heißt 2) auch alles dasjenige, was Jesus und seine Gesandten ihren Absichten und Grundsätzen gemäß ganz gewiß lehren und vortragen, befehlen oder verbieten würden, wenn sie unsere Denk- und Sinnesart beobachten und unsere Lebensweise sähen", denn damit wäre aller Objektivität des Christentums der Stab gebrochen.) Ebenso unrichtig ist es, wenn Tzschirner (in einer Abhandlung im Magazin für christl. Prediger, 1. B., 1. St., S. 1 f.) zu behaupten sucht, daß die Verschiedenheit der theologischen Systeme kein Hindernis des Zwecks der Kirche sei; daß die Leute aus der Kirche Zollikofers so erbaut gegangen seien, wie aus der von Reinhard u. s. w.; denn ist dieses wahr, was wir annehmen wollen, so muß man erstlich bedenken, daß Zollikofer keineswegs niedergerissen, sondern nur mildere Farben gewählt und manches schonend umgangen hat, und daß die Leute, welche dieses nicht durchschauten, ihren angestammten biblischen Glauben fort-

während supponierten. Im übrigen aber ist es offenbar widersprechend, wenn man behaupten wollte, das theologische System habe keinen Einfluß auf den Zweck der Kirche; denn ist dieser, was doch unleugbar erscheint, wirklich Fortsetzung der Predigt Christi und seiner Apostel, und giebt es theologische Systeme, welche die Grundmomente derselben verwerfen oder doch anders deuten, so ist offenbar der Zweck der Kirche in diesem Falle aufgehoben oder doch beiseite gesetzt. — Überhaupt aber kommt man in dieser Sache nie ins reine, wenn man nicht das Ursprüngliche in der Predigt Christi und seiner Apostel auffaßt, und also den Standpunkt wählt, welchen wir versucht haben, festzuhalten. Es bleibt dann nur noch der Weg übrig, dieses Ursprüngliche zwar als wesentlichen Bestandteil der Predigt Christi und seiner Apostel anzuerkennen, es aber an sich zu verwerfen. Damit haben wir es aber hier nicht zu thun, indem wir keine Apologetik des Christentums beabsichtigen, sondern einzig und allein nach sicheren Prinzipien festsetzen wollten, was eine christliche Predigt sei.

Bei dieser Materie ist übrigens besonders Palmers Evangelische Homiletik, S. 70 f., zu empfehlen.

§ 37.

Von den temporellen und kasuellen Bedingungen des Hauptsatzes.

Die Wahl des Themas ist ferner bedingt durch Zeit und Umstände, unter welchen eine Predigt oder eine Rede gehalten wird. Hinsichtlich der Zeit haben wir zu bemerken: 1) die ständigen kirchlichen Festtage mit ihren Umgebungen: Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Bußtage, Reformations- und Erntefest u. s. w. Hinsichtlich der Umstände haben wir zu bemerken: 2) die sogenannten Kasual- oder Gelegenheitspredigten und -Reden, welche durch besondere Vorfälle und Ereignisse herbeigeführt werden, als da sind: Antritts-, Abschieds-, Einweihungs-, Einführungs-, Sieges-, Friedens-, Landtags-, Huldigungspredigten; ferner die Tauf-, Konfirmations-, Trauungs-, Beicht- und Leichenpredigten oder

=Reden; endlich diejenigen, welche durch besondere unglückliche Ereignisse veranlaßt werden, als Feuers= und Wassersnot, Hagel= und Gewitterschaden u. s. w.

1. Die Festpredigten.

Die großen Thatsachen, welche den christlichen Hauptfesten unterliegen, sind die eigentlichsten Träger des christlichen Lebens und daher auch für den Prediger von der höchsten Bedeutung. Was will man Erhabeneres nennen, als: der Sohn Gottes ist Mensch geworden, der Sohn Gottes ist gestorben am Kreuze zur Erlösung der Welt, der Sohn Gottes ist von den Toten auferstanden, zum Himmel zurückgegangen und es ist nun ein anderer Führer auf Erden erschienen, der heilige Geist, der alles vollenden soll! Wir meinen, vor solchen Thatsachen müsse die ganze Welt, zu welcher das Evangelium gedrungen ist, anbetend niederfallen, und im wahrhaft lebendigen Glauben an diese Gottesthaten müsse jeder Zweifel verstummen. Und darum gerade ist auch der streng positiv=historische Glaube das Entscheidende an den Festtagen und alle Kunst verschwindet vor den einfachen geschichtlichen Wahrheiten, auf welche das Fest sich bezieht; ja je einfacher dieser streng positiv=historische Glaube an die Erinnerung des Festes festgehalten wird, desto wirksamer ist derselbe, denn jede Verschönerung und Erweiterung erregt den Schein, als sei es an der Sache selbst noch nicht genug. Der Sohn Gottes ist Mensch geworden, der Sohn Gottes ist am Kreuze für unsere Sünden gestorben, der Sohn Gottes ist von den Toten auferstanden, der Sohn Gottes ist in den Himmel aufgefahren; der heilige Geist ist über die Jünger ausgegossen worden, das, und nur das sind daher auch die eigent=

lichsten konstanten Themen für den Festprediger. Und wie oft er es wiederholen mag, nie wird es genugsam ausgesprochen, nie wird das bloße historische Faktum erschöpft; denn es ist der Kern des Christentums und alles übrige verliert sich in leeren Dunst, ohne den festen Grund, welcher dem Feste zugrunde liegt. Es wird daher auch bei keiner Veranlassung der positiv biblische Glaube des Predigers mehr in Anspruch genommen und recht eigentlich auf die Probe gesetzt, als an den kirchlichen Festtagen, welchen eine derartige geschichtliche Unterlage gegeben ist. Wer hier nicht ganz glaubt, kann wirklich nicht auftreten; denn er hat nichts vorzubringen. Man hat sich nun zwar, nachdem der eigentliche Paroxismus des Unglaubens vorüber war, auf mancherlei Weise zu helfen gesucht; man hat die Thatsache des Festes unangetastet stehen lassen, ist aber dann auf andere Gegenstände, insbesondere auf moralische, übergegangen, hat am Weihnachtsfeste von der zarten Sorgfalt der mütterlichen Liebe geredet, recht stark den Säugling an der Mutter Brust hervorgehoben und nicht geruht, bis man auch denselben hat sterben gesehen, wobei dann reichliche Thränen flossen. Hierauf ging man wieder einen Schritt weiter und gab der Erinnerung des Festes eine breitere Unterlage, so daß das Spezielle sich im allgemeinen verlor. Da konnte man denn reden am Weihnachtsfeste: von der Teilnahme an dem menschlichen Lose, dargestellt im Lichte der Menschwerdung des Sohnes Gottes, oder, am Himmelfahrtsfeste: wie der Himmel in den schönsten Lebensangelegenheiten sich uns öffne, oder, am Ostertage: wie nur der Glaube an das ewige Leben uns den Wert des irdischen Lebens kennen lehre. Dergleichen Hauptsätze gehörten nun schon zu den besseren ihrer Zeit; aber wer sieht nicht ein, daß

gleichwohl damit die eigentliche Festmaterie schlau umgangen wird? Die neueste Weise, sich zu helfen, ist endlich die, welche alles speziell Historische in die universelle Entwickelung des Menschengeistes auflöst und dabei zwar am Weihnachtsfeste einen Gott geboren werden läßt, den eigentlichen lebendigen und persönlichen Gott aber verleugnet. Dieses ist jedoch als der Anfang vom Ende zu betrachten, und so sind wir denn von selbst zurückgeführt auf das eine, was notthut, auf das Festhalten an dem positiv-historischen Grund unserer Feste, und es gilt wieder die goldene Wahrheit: lehret die Menschen glauben, daß Gott in Christo Mensch geworden, daß Christus zum Heile der Welt gestorben, auferstanden und zum Himmel zurückgekehrt, ist und ihr habt die Welt überwunden.

Ein anderes allgemeines Erfordernis in der Behandlung der Festmaterien ist ein gewisser innerer wie äußerer Zusammenhang, so daß die christlichen Feste nicht als vereinzelte oder gar als zufällige Erscheinungen genommen werden, sondern als wesentliche Momente einer folgerichtigen, völlig abgeschlossenen und in sich vollendeten Gottesoffenbarung hervortreten, und daß in jedem einzelnen Feste alle und in allen wiederum jedes einzelne Fest begriffen wird. Es ist dieses ein vielfach ganz vergessenes Erfordernis, und doch ist dasselbe von so großer Bedeutung; denn, um am Schlusse der Feste zu beginnen, das Pfingstfest wird nur verstanden in den rückwärts liegenden Thatsachen, das Osterfest in dem Karfreitage und dieser wieder in der Geburt des Erlösers; das Himmelfahrtsfest ist eine notwendige Folge der ganzen Erscheinung Christi und erhält damit eine Bürgschaft, die nicht herrlicher gedacht werden kann, und es verklärt sich in dieser Weise stets ein Fest in dem andern. Der wahrhaft christliche Prediger wird nun zwar bereits

in diesem Zusammenhange stehen; allein es kommt uns darauf an, daß derselbe auch dem Volke klar werde.

Wenden wir uns nun zu den einzelnen Festen der Kirche, so verweilen wir zunächst:

1) bei den Adventspredigten.

Der Sinn der Adventssonntage oder der Adventszeit ist die Vorbereitung auf die Geburt Jesu Christi, und da mit dem ersten Sonntage des Advents auch der Anfang des Kirchenjahres verknüpft ist, so würden folgende Hauptgedanken hier ihre Stelle finden: Wie haben wir im Hinblick auf die Menschwerdung Christi das verflossene Kirchenjahr angewendet? Der Eintritt in ein neues Kirchenjahr eine neue feierliche Weihe zum Christentum (Klefecker). Des Christen Adventsfreude, über Phil. 4, 4—7 (Couard). Der Herr ist nahe, wie sollen wir ihn empfangen? Heil uns, er kommt, auf den die Völker harrten! Wer bist du, der du bald kommst? Wie Christus nie ohne große Bewegung zu uns kommen könne. (Am 2. S. d. Adv. nach dem sonnt. Ev.) Kennt ihr ihn? (Am 4. S. d. Adv. nach dem sonnt. Ev.) Christus, der Befreier von der Sünde und dem Gesetze, nach Gal. 3, 21—23 (Schleiermacher). Besondere Adventspredigten werden hier nicht aufgeführt, sondern wir verweisen auf die bereits oben genannten Festpredigten.

Anmerkung. Wenn wir bei den Festpredigten Hauptsätze angeben, so sollen diese nicht dazu dienen, um in derselben Fassung benutzt zu werden, sondern nur dazu, um Stoff zur eigenen Erfindung darzubieten.

2) Weihnachtspredigten.

Das Fest, welches dem wichtigsten welthistorischen Ereignisse, der Geburt des Erlösers, geweiht ist, bietet eine Fülle von Stoff zu christlichen Predigten dar. Das eigentliche Thema muß zwar in der Brust des Redners liegen, und nur der christliche Mann kann an diesen Tagen des Festes Sinn aussprechen. Indessen ist die unbestrittene und unbestreitbare Thatsache der Geburt Christi von einem solchen welthistorischen Werte, daß man vielmehr in Verlegenheit sich befindet, wie man des Stoffes Meister werden, als wie man ihn erfinden soll. Folgende Sätze dringen sich uns auf: Was wären wir ohne ihn, der uns heute geboren ist! Du ferner Gott, wie nahe bist du uns geworden! Heil dir, o Menschheit, dein Heiland ist geboren! Die Geburt des Erlösers der Anfang eines neuen Menschenlebens. Die Geburt des Erlösers im Zusammenhang mit der göttlichen Erziehung des menschlichen Geschlechts, nach Hebr. 1—2. Von der erhabenen Stellung, die wir Menschen im Reiche der erschaffenen Wesen durch die Geburt des Sohnes Gottes erhalten haben, nach Ps. 8, 5 oder Joh. 3, 16ff. Blicke in den geheimnisvollen Zusammenhang einer höheren Weltordnung mit der Erde, nach Joh. 1, 14. Die unermeßlichen Segnungen, welche sich an die Geburt Jesu knüpfen. Daß der Erlöser als der Sohn Gottes geboren ist (Schleiermacher), nach Luk. 1, 31—32. Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! (Nach der Festperikope) Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren soll, denn euch ist heute der Heiland ge-

boren u. ſ. w. (Ebenfalls nach Luk. 2) Die tiefe Bedeutung des Glaubens an den Sohn Gottes. Wie weit zurück, wie hoch hinein, wie fern hinaus der heutige Feſttag uns ſchauen lehrt, über Epheſ. 1, 3—8 (W. Hofacker). Übrigens bieten die Feſtperikopen immer den reichhaltigſten und geeignetſten Stoff dar und ſind ſtehende Texte, für welche wir keine beſſern vorzuſchlagen wiſſen.

3) Neujahrspredigten.

Dem Neujahrsfeſte liegt eigentlich keine chriſtliche Erinnerung zum Grunde, man müßte denn die Beſchneidung Chriſti, die indeſſen ohne religiöſe Beziehung für uns iſt, hierher rechnen. Indeſſen bietet doch dieſes Feſt einen ſehr reichhaltigen Stoff dar, den der Prediger benutzen kann. Zunächſt liegt der dem Menſchen ſo wichtige Wechſel der Jahre und Zeiten, die raſche Eile des Lebens, daher die dringende Notwendigkeit, dasſelbe weiſe zu nützen und der Ewigkeit entgegen zu reifen. Daher: Was wollen wir uns diesmal wünſchen? Ermunterungen zu einem neuen Leben im neuen Jahre. Ernſthafte Rückſprache mit ſich ſelbſt bei dem ſchnellen Wechſel der Jahre. Über die Verborgenheit der Zukunft. Das menſchliche Daſein in ſeinem wahren Licht. Von dem heilſamen Nachdenken über unſer vergangenes Leben (Sturm). Die Menſchen ſind Kinder der Zeit unter Gottes Leitung (Reinhard). Die fliehende Zeit (von demſelben). Tröſtende Blicke auf die Unveränderlichkeit Gottes beim Wechſel alles Vergänglichen, nach Pſ. 102, 26—29 (von demſelben). Wie wahre Chriſten ein neues Jahr anfangen? nach Epheſ. 4, 22ff. Was wirſt du uns bringen, neues Jahr? Herr, ich laſſe dich nicht,

du segnest mich denn, nach 1 Mos. 32, 26. Unsere Gebete am Morgen des neuen Jahres (nach Phil. 1, 9—11). Es ist an der Zeit, sich zu rüsten (nach Matth. 24, 42). Lasset uns das neue Jahr im Namen des Herrn anfangen (nach dem Festevangel.). Daß nur der feste Entschluß, sich an Gott zu halten, allen Gefühlen beim Wechsel der Jahre die rechte Richtung geben könne (nach Ps. 103, 15 f.)

4) Fastenpredigten. — Karfreitagspredigten.

Die jedem christlichen Gemüte so heilige Leidenszeit des Erlösers mit allen ihren großartigen und unerschöpflich reichen Momenten bietet eine große Fülle von Materialien zu wahrhaft christlichen Predigten dar. Die ganze Fastenzeit, deren Geschichte in der Liturgik vorkommen wird, ist eine fortgesetzte Festreihe, und wer an diesen Tagen um Stoff verlegen sein sollte, der ist noch fern vom Standpunkte eines evangelischen Geistlichen. Den reichhaltigsten Inhalt liefern übrigens die historischen Texte für die Leidenszeit; denn jeder, auch der kleinste Zug in diesem großen Gemälde ist von Bedeutung; indessen dürfen die didaktischen Texte ebenfalls nicht fehlen, weil das Dogma von der Versöhnung zu den wichtigsten gehört und bei bloßen historischen Texten leicht vermieden werden kann, was freilich manchen Geistlichen, aber nicht den Gemeinden dient. Die alten Perikopen sind großenteils nicht passend gewählt; das am Sonntage Estomihi läßt sich zwar gut benutzen; aber die übrigen können nur mit Zwang angewendet werden. In Baden hat man die ganze Leidensgeschichte in Abschnitte gebracht, um für die einzelnen Sonntage zu dienen; aber die didaktischen Texte fehlen, jedoch ist im dritten Jahre die Wahl der

Texte freigegeben. Auch findet dieselbe Freiheit für die Nachmittagspredigten beständig statt. Die Hauptsache ist indessen das wahrhaft christlich gläubige Gemüt des Predigers und die feste Überzeugung von der biblischen Wahrheit, welche hier zum Grunde liegt. Wem der Tod Christi nichts weiter ist als ein Unterliegen des besseren Geistes im Kampfe mit dem Priestertum der Juden, eine natürliche Folge des lange genährten Hasses der Priester, oder gar das Werk der Schwärmerei, der kann in diesen Tagen nicht christlich predigen, sondern der kann nur stören und ärgern. Selbst alle Versuche, in der möglichst ausgeschmückten Erhabenheit der subjektiven Überzeugung des Herrn eine objektive Täuschung zu bemänteln, machen das Herz leer an Liebe und die Rede arm an Inhalt und Erbauung. Hinsichtlich des Dogmas von der Erlösung vereinigen wir uns ganz mit Olshausen, wenn er sagt (Kommentar über den Brief an die Röm. 3, 24. 25): „es bleibe nur die richtig verstandene, höchst scharfsinnige Anselmische Theorie (satisfactio vicaria) als diejenige übrig, die der Schriftlehre ebenso genügt als den Ansprüchen der Wissenschaft. Die Elemente, aus denen sie sich vollendet, sind auf der einen Seite die Größe der Sünde an sich und der daraus entspringenden Schuld und Strafbarkeit; auf der andern Seite die Unmöglichkeit, in Gott eine Eigenschaft wirksam zu denken ohne die andere, namentlich also die Liebe ohne die Gerechtigkeit, weshalb Gott nicht auf bloße Reue hin die Schuld vergeben kann, wie ein Mensch, der selbst Schuldner ist; und zwischen beiden die Person des Gottmenschen, der nicht ein Mensch unter und neben den vielen andern, sondern der Mensch ist, der zweite geistige Adam des ganzen Geschlechts, der ebenso sehr durch seine wahre, obgleich heilige Menschheit mit den Sündern,

als durch seine göttliche Natur mit dem Herrn der Welt verbunden ist, in dem die Liebe ebenso rein erscheint, wie im Vater die Gerechtigkeit und wieder im Vater die Liebe, wie im Sohne die Gerechtigkeit. Was daher in keinem menschlichen Akte verbunden gedacht werden kann (indem der Mensch immer nur entweder Gnade oder Gerechtigkeit zu üben vermag), der höchste Akt der Gnade, die Lossprechung eines ganzen sündhaften Geschlechts und die vollkommen gerechte Bestrafung der Sünder, in dem Tode des, der das ganze Geschlecht in sich trug, wie das Zentrum sämtliche Radien des Umkreises, das ist im Tode Jesu verschmolzen und deshalb ist die Hingabe des Sohnes durch den Vater und das freie Opfer des Sohnes, die höchste That Gottes, würdig das Objekt der Predigt zu bilden an die ganze Menschheit, weil sie die Kraft hat, Leben in Totengebeine zu hauchen und wahrhaft den Frieden der Vergebung der Sünden zu schenken".

Was nun die einzelnen historischen Momente der Leidensgeschichte selbst betrifft, so rechnen wir dazu: a) das Vorgefühl, welches der Erlöser davon hatte (Luk. 12, 50; 18, 31—43; 22, 21 f. Joh. 10, 17 f.; 12, 1—8. 20. 24. 31; 16, 5; 17, 1. 13); b) die Schwäche seiner Jünger, namentlich eines Petrus, der Verrat durch Judas; c) die Gefangennehmung Christi mit ihren einzelnen Situationen (nach Luk. 22), besonders der Kampf im Garten Gethsemane, Christi Benehmen vor seinen Feinden und Richtern; d) den Gang zum Kreuze und die Kreuzigung selbst, mit den Worten, welche Christus dabei sprach; e) endlich die außerordentlichen Erscheinungen bei dem Tode Christi, die Finsternis, das Erbeben der Erde u. s. w. Leicht wird es nun sein, aus diesen historischen Thatsachen entsprechende Hauptsätze zu bilden. Für den Karfreitag insbesondere ist

der gläubige Prediger mehr in Verlegenheit, Meister des Stoffes zu werden, als solchen zu erfinden. Es ist vollbracht (Theremin, Pr., 3. A. 1829. 4. B., S. 61). Der Tod Christi als der tiefste Sinn seines Lebens. Du, Sterbender, bist mein Leben! Die Versöhnung, so durch Christum geschehen ist, in ihrem wahren biblischen Lichte. Von den unermeßlichen Folgen des Todes Christi für die sündige Menschheit. Fürwahr, er hat unsere Sünden getragen (Jes. 53, 4). Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein! (Röm. 8, 31f.) Wie heilig und hehr das Sterben des Heilandes ist. (Schmidt: Zeugnisse evang. Wahrheit I., S. 134.) Der Trost des Christen am Todestage des Heilandes. Die Ermunterung des Christen am Todestage des Erlösers. (Röm. 8, 34f.) Der Aufblick zum Kreuze. (Hebr. 12, 2.) Die drei auf Golgatha Gekreuzigten. (Ludwig Hofacker.) Des Christen Schmerz und Freude am Todestage des Erlösers. Und er trug sein Kreuz. (Joh. 19, 17.) Der letzte Blick auf das Leben, nach Joh. 18, 30. (Schleiermacher.) Christi letztes Wort an seinen himmlischen Vater, nach Luk. 23, 46. (Von demselben.) Der Tod des Erlösers das Ende aller Opfer, nach Hebr. 10, 8—12. (Von demselben.) Der Tod Christi in Verbindung mit unserm Tode, nach Röm. 14, 8—9. Wie Christus gar nicht hätte sterben können, ohne eine höhere Absicht. (Luk. 24, 26.) Das Leben im Tode des Erlösers. (Luk. 21, 29—36.)

5) Osterpredigten.

Die Auferstehung Christi, der Wunder größtes und beglückendes, bereitet auch eines der herrlichsten Feste der Kirche, und mit edlem Stolze darf dieselbe auf den Sieger über Tod und Grab hinweisen. Selbst diejenigen, welche nicht ganz gewonnen sind für unsern Glauben, erkennen doch in der Auferstehung Christi eine wunderbare Fügung der göttlichen Vorsehung. Und so fallen denn auch für uns alle Bedenklichkeiten schlechthin weg; wir glauben ganz und predigen in diesem Glauben den Gekreuzigten und Auferstandenen. Es muß aber gleichwohl darauf hingewiesen werden, daß es sich hauptsächlich um das eigentliche Faktum der Auferstehung des am Kreuze wirklich Getöteten handelt, und daß man sich dabei ebenso entfernt von Zweifeln, als von bloßen allegorischen Einkleidungen und sogenannten Ideen, denen die Geschichte nur zur konkreten Erscheinung dienen soll, halten muß. Der wirklich Auferstandene ist die wirkliche Thatsache des Festes. Dabei giebt es indessen viele Seiten, welche der Prediger dem Osterfeste abgewinnen kann. Die Auferstehung Christi war: a) die glänzendste Verherrlichung des Sohnes Gottes, das eigentliche Siegel und Pfand seiner göttlichen Natur, die Krone seiner Würde, die ihm schon auf Erden zuteil wurde; die Auferstehung von den Toten war: b) eine Beglaubigung der Sache des Erlösers, die nicht glänzender sein konnte; die Auferstehung Christi ist: c) der Anker, woran die Kirche in sicherem Hafen ruht; denn mit dieser Thatsache ist alles übrige verbürgt; die Auferstehung Christi ist: d) eine Bürgschaft des ewigen Lebens, einer Vergeltung, eines Wiedersehens, kurz, der höchsten und süßesten Hoffnungen des Menschen; die Auferstehung Christi ist endlich: e) eine Verklä-

rung der göttlichen Weltregierung, die uns mit der höchsten Zuversicht erfüllen muß; die Auferstehung Christi ist: f) zuletzt ein Antrieb zu allen Tugenden, besonders der Geduld, der Ergebung, der Fassung im Tode, wie nur irgendeine gedacht werden kann. In diesen verschiedenen Seiten liegt nun eine große Mannigfaltigkeit der Hauptsätze, so daß es nicht leicht an Stoff zu erbaulichen und dem Feste angemessenen Materialien fehlen kann. Auch hier ist die Festperikope (Mark. 16, 1—8) immer der beste Text. Indessen können auch folgende Stellen benutzt werden: Matth. 28, 1. Luk. 24, 1. Joh. 20, 1. Joh. 5, 25 ff.; 11, 25; 11, 40; 14, 6; 17, 24. Röm. 6, 4. 8. Röm. 8, 18. 34. 1 Kor. 15, 12—20. 2 Kor. 5, 1. 15. Kol. 3, 2. 1 Thess. 4, 14. Themen: wer wälzet uns den Stein von des Grabes Thür? Des Christen froher Aufblick zum Auferstandenen. Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? (1 Kor. 15, 55.) Im Tode das Leben. (Harms.) Sie sind nicht tot, eure Lieben, sie leben. Unsere persönliche Fortdauer nach dem Tode im Lichte des Evangeliums. Im Grab ist unsere Heimat nicht. Ich will euch wiedersehen und euer Herz soll sich freuen. (Joh. 16, 22.) Seid getrost, eure Hoffnung stehet fest. (Joh. 16, 33.) Der Gang der Frauen nach dem Grabe des Erlösers (nach der Festperikope). Der Auferstehungsmorgen Christi (da eben die Sonne aufging). Eine analytische Behandlung der Festtexte dürfte dabei sehr zu empfehlen sein.

6) Himmelfahrtspredigten.

Daß derjenige, welcher von den Toten auferstanden war und auferstehen konnte, nun auch ein anderes Ende für

seine irdische Laufbahn haben mußte, als ein gewöhnlicher Mensch, liegt klar vor. Der Schlußstein des Ganzen würde fehlen, hätte Gott seinen Sohn anders endigen lassen, als auf diese Weise. Diesen Hingang zum Vater auf eine außerordentliche Weise feiert die Kirche daher auch nur im Glauben an den Auferstandenen; denn im Grunde ist die Auferstehung Christi der eigentliche Schlußstein und die Himmelfahrt nur das Ende der partiellen Wiedererscheinungen Christi nach seiner Auferstehung, woher es auch kommen mag, daß die Himmelfahrt Christi nicht von allen Evangelisten gleichmäßig erzählt wird. Was nun die praktischen Seiten unseres Festes betrifft, so liegt darin zunächst: a) die volle Verklärung des Sohnes Gottes mit Beziehung auf sein ganzes übriges Leben; b) der Zusammenhang des gegenwärtigen und des zukünftigen Lebens; c) Hinblicke auf den seligen Zustand überhaupt, der uns erwartet; d) Erhebung über das Vergängliche und Irdische durch ein Gott geweihtes Leben. Hieraus bilden sich vielfache Hauptsätze: fromme Erinnerungen an die wichtigsten Lebenspunkte des Erlösers; das Leben Christi in seinem großen Zusammenhange; die Verklärung des Erlösers; die wundervolle Gemeinschaft, in welcher nach dem Evangelium Jesu Himmel und Erde mit einander stehen (Reinhard); über den Glauben an das Unsichtbare (von demselben); von der fortwährenden Gemeinschaft mit unsern Vollendeten (von demselben); tröstende Aufblicke des Christen zu einer höheren Ordnung der Dinge; des Christen Heimat (vgl. meine Predigten, Wiesbaden 1828. 1. B.); unser Wandel ist im Himmel (nach Phil. 3, 20); von dem höheren Gesichtspunkte, aus welchem Christen die Angelegenheiten des irdischen

Lebens betrachten (Reinhard); die Verklärung des Todes im Lichte der Himmelfahrt Christi; wie leicht es sei, zu sterben, wenn wir mit Ruhe zurück und vorwärts schauen können. Außer den Festperikopen für dieses Fest können noch benutzt werden: Matth. 5, 8. 12; 6, 20. Joh. 3, 13; 14, 2. 6. 20; 17, 24; 18, 36; 20, 17. Apg. 1, 11. Phil. 3, 20. Kol. 3, 1 f. Hebr. 12, 2; 13, 14.

Anmerkung. Daß übrigens die Lehre der Aufnahme Christi in den Himmel unbezweifelt biblisch ist, wird nicht in Abrede gestellt werden können; wie man denn nie an der Bibel anfangen sollte, wenn man das Außerordentliche aus dem Leben Christi wegräumen will. Ausführlich erzählt allerdings nur Lukas (Ev. 24, 51 f. Apg. 1, 9) dieses Ereignis. Markus (16, 19) berührt es nur, und der Schluß seines Ev. wird bestritten. Matthäus gedenkt dieser Sache nicht ausdrücklich, und die Stellen: Matth. 16, 28 u. 24, 50 haben eine andere Beziehung. In dem Ev. Johannis sind indessen die Stellen Kap. 3, 14; 14, 28—29; 20, 17 nicht ohne Beziehung, besonders die letztere nicht. Petrus spricht (Apg. 1, 22; 2, 32—36; 5, 29—32) offenbar von dem Hingange Christi zum Vater auf eine außerordentliche Weise. Ebenso Paulus (Apg. 13, 37 f.; 25, 19 und in seinen Briefen Röm. 6, 8 ff.; 8, 16 ff. Röm. 8, 34. 1 Kor. 15, 4—7. 1 Tim. 3, 16. Endlich 1 Petr. 1, 11; 3, 21—22). Diese letzte Stelle wird nicht wohl anders erklärt werden können.

7) Pfingstpredigten.

Dem Andenken einer außerordentlichen Bewegung der Jünger Christi, welche sich durch die größten Erfolge rechtfertigte, sind die Tage geweiht, welche wir Pfingsten nennen. Und wenn gar nichts Wunderbares angenommen werden könnte, so wäre diese thatsächliche Umwandlung armer Fischer und Zöllner in solche Männer ein Wunder. Übrigens hängt hier alles auf das genaueste mit dem biblischen Glauben an den Erlöser zusammen. War in Christo keine höhere

Kraft wirksam, so war sie auch im Pfingstfeste nicht. An diesem Feste muß man daher nicht anfangen, sondern beschließen, und hat man die christlichen Feste in jenem früher berührten Zusammenhange aufgefaßt und behandelt: so ist man am Pfingstfeste über jede Bedenklichkeit hinaus, und fühlt sich auf keinerlei Weise zur Berichtigung der Vorstellungen über das Pfingstwunder (Vgl. Reinhards Predigten vom Jahre 1796: wie man sich die große Begebenheit des ersten christlichen Pfingstfestes richtig vorzustellen habe?) bewogen; denn diese Berichtigung liegt schon im Zusammenhange mit den vorhergehenden Festen, namentlich mit der Auferstehung. Die verschiedenen Seiten, von welchen dieses Fest aufgefaßt werden kann, sind: a) die thatsächliche Umwandlung der Jünger Jesu in kühn begeisterte und doch ebenso klare Männer; b) die außerordentlichen Folgen, welche sich an dieses Ereignis anknüpften, insbesondere die Stiftung der Kirche Christi; c) die merkwürdigen Aufschlüsse über die Art und Weise, wie Gott die außerordentlichsten Veränderungen in der sittlichen Welt einleitet; d) die wichtigen Aufforderungen an uns, welche in der hohen Bewegung der Apostel für das Wahre und Gute liegen. Hieraus lassen sich folgende Themen entwickeln: Von dem Glauben und dem Leben unserer ersten christlichen Brüder (Reinhard); die Begeisterung der Apostel in ihrem wahren Lichte; daß wir in diesen Tagen das Andenken des größten Sieges feiern, den die Wahrheit je errungen hat (Reinhard); die Wirksamkeit Gottes bei der Einführung des Christentums in die Welt; von der fortwährend thätigen Kraft des heiligen Geistes; gieb auch uns, Vater, deinen heiligen Geist; daß jeder Mensch sein Pfingstfest erleben müsse, soll er

wahrhaft gebessert werden; unsere Hoffnungen auf das segensreiche Bestehen der Kirche Christi (Neander); wo ist heiliger Geist? wie der heutige Tag ein wirkliches Pfingstfest für uns alle werden könne? die Sendung des heiligen Geistes als der notwendige Schlußstein in der Gründung des Reiches Gottes. Als Texte können außer den gewöhnlichen Perikopen benutzt werden: Ps. 51, 12—14; 143, 10. Jes. 48, 17. Luk. 11, 13. Joh. 7, 17; 14, 16; 17, 17. Apg. 10, 34—35. Röm. 1, 16; 5, 5; 8, 9. 14 f. 1 Kor. 3, 16; 6, 11; 12, 4—11. 2 Kor. 6, 16. Gal. 5, 22. 1 Tim. 2, 4. 1 Joh. 4, 13. Hebr. 12, 14.

8) Bußtagspredigten.

So gewiß ein jeder Tag in dem Leben des Christen ein Bußtag, ein Tag der Veredelung und des Strebens nach höherer christlicher Vollkommenheit sein, und so gewiß eine jede Predigt des Geistlichen in näherer und weiterer Beziehung zu diesem einen, was notthut, stehen soll; so gewiß ferner wohl der Entschluß der Besserung, nicht aber das Werk selbst von der bloß menschlichen Kraft abhängt, sondern eines höhern Beistandes bedarf; so ist doch gleichwohl ein Tag, welcher ausschließend der Buße und Besserung geweiht erscheint, von der höchsten Wichtigkeit und darf also auch in dem Cyklus der christlichen Feste nicht fehlen. Der Vorschlag, alle Bußtage abzuschaffen (vgl. Henkes Eusebia 2. B., 2. St., S. 332) ist daher unbedingt zu verwerfen und als ein krankhafter Auswuchs seiner Zeit zu betrachten; denn daß sich Mißbräuche und abergläubische Vorstellungen an einen solchen Tag knüpfen lassen und das Volk sich leicht an einem bloßen opus operatum begnügt, hebt die Sache selbst, der es gilt, nicht auf. Erhalten wir also unsere Buß-

tage; sehen wir aber darauf, daß sie auf die rechte Weise gefeiert werden, und daß insbesondere die Geistlichen ihre Schuldigkeit erfüllen.

Das große Werk der sittlichen Wiedergeburt (Joh. 3, 3), um welches es sich hier handelt, muß vonseiten des Predigers mit vieler Methode und Umsicht begonnen werden, oder er gleicht einem Arzte, der nichts weiter vermag, als seinem Kranken zuzurufen: werde gesund. Diese Methode war in der alten Dogmatik, wenn auch teilweise mit überflüssigen Subtilitäten, doch im ganzen äußerst psychologisch, konsequent und biblisch angegeben und wurde mit Recht die Heilsordnung genannt; denn die Wiedergeburt eines Menschen hat offenbar ihre Grade und Abstufungen und erfolgt, außerordentliche Fälle abgerechnet, in keiner andern Weise. Der Mensch muß vor allem andern auf den göttlichen Gnadenruf aufmerksam gemacht werden, soll irgendeine Veränderung mit ihm vorgehen; der Mensch muß also, zumal in unsern Tagen, wiederum zu Gott und Christum zurückgeführt werden, um von diesem Lichte den ersten Keim des neuen Lebens zu empfangen; denn von einer Erkenntnis der Sündhaftigkeit und von einer Reue darüber ist und kann keine Rede sein, solange der Mensch in völliger Gottlosigkeit dahinlebt. Ist nun die Sonne alles Lebens wieder heraufgeführt, dann ist der Sünder zum klaren Bewußtsein seiner Sünden, zur Reue darüber, zur Buße und zu Gottes Gnade in Christo hinzulenken, damit auf diese Weise ein neuer Mensch aus dem alten geboren werde. Das Spezielle dieser Heilsordnung enthält die alte Dogmatik, worauf wir daher verweisen müssen; nur das muß hier bemerkt werden: unpädagogischer, widersprechender und bodenloser kann nichts gedacht werden, als das bisherige Verfahren vieler Geistlichen hinsichtlich dieses Heilsweges; denn man gab nicht nur

nicht die wesentlichen Bedingungen aller sittlichen Besserung, sondern man riß gerade das nieder, was als Grundlage von Gott und der Natur gelegt ist; man führte die Menschen vom Glauben ab und wollte doch die Früchte desselben ernten. In keiner Zeit ist so viel von sittlicher Besserung gesprochen worden, als in der bisherigen rationalistischen Periode; denn diese bodenlose Moral war ja das einzige, was noch übrig geblieben war; aber keine Zeit hat auch weniger Erfolg für die sittliche Veredelung des Volkes gehabt, als eben diese, bis der Glaube wieder erwachte und in einem Tage mehr Wunder that, als sonst in Jahren geschehen konnte. Das stille, verfolgte Häuflein derer, welche zum rechten Glauben zurückgekehrt sind, hat das Geheimnis gefunden, wie die Sünder wiedergeboren werden. Nenne man sie imerhin Pietisten, Mystiker, oder wie man sonst will; sie wissen, woran sie glauben und was sie wollen, und wenn sie es auch noch nicht ergriffen haben, so haben dieses die andern noch weniger getan.

Daß nun der Bußtag, von diesem Standpunkte aus betrachtet, von großer Bedeutung ist, liegt ebenso nahe, als daß er eine Menge von geeigneten Materialien anbietet.

Von der eigentlichen Natur und Beschaffenheit der sittlichen Besserung. Von der dringenden Notwendigkeit einer unausgesetzten Besserung seiner selbst. Von dem Aufschub der Besserung (worüber J. Saurin mehrere Predigten gehalten hat). Daß nichts Widersprechenderes gedacht werden könne, als leichtsinnig bei dem Werke der Besserung zu sein. Zu welchen Entschließungen uns heute die Wichtigkeit dienen soll, die unser irdisches Leben nach den Belehrungen des Christentums hat (Reinhard). Daß uns nichts mehr zu

einer wahren Sinnesänderung reizen soll, als die unaussprechliche Erbarmung Gottes (von demselben). Daß wir heute keinen bessern Entschluß fassen können, als Jesum Christum alles bei uns gelten zu lassen (von demselben). Unsere Hilfe kommt vom Herrn. Von der weisen Benutzung der göttlichen Gnadenmittel zu unserer Besserung. Wodurch allein nur das Werk echt sittlicher Besserung möglich werde? Daß es ohne innerlichste Frömigkeit gar keine wahre Besserung gebe. Wodurch wahre sittliche Veredelung so sehr erschwert werde? Warnungen vor der falschen Meinung, der Mensch könne ohne göttlichen Beistand zu einer wahren Besserung gelangen. Demütigt euch vor Gott. Es werden nicht alle, welche Herr, Herr sagen, in das Reich Gottes kommen, sondern die den Willen Gottes thun. Berichtigung der falschen Vorstellungen von der Buße. Die Sünde ist der Leute Verderben.

An Texten ist eine sehr reiche Fülle: 1 Mos. 4, 7; 39, 9; 41, 9. 2 Mos. 34, 6 f. 5 Mos. 5, 29; 6, 4 f.; 21, 8. Jos. 24, 16. 17. 1 Kön. 8, 51. 61. Hiob 14, 4; 19, 25 f.; 28, 28. Ps. 19, 13; 25, 7; 51, 3. 12 f. 19; 103, 10. Spr. Sal. 14, 34; 23, 17; 24, 16; 28, 13; 29, 2. Jes. 1, 16. 17; 55, 6 f. Jer. 3, 12. Klagl. Jer. 4, 22—24. Dan. 9, 7. 18. Hos. 4, 6. Amos 5, 14. Micha 6, 8. Tob. 4, 6. Sirach 81, 82. Matth. 3, 2. 8; 18, 3. Luk. 15, 11—24; 19, 42. Apg. 3, 19; 24, 25. Röm. 2, 4—10; 6, 12; 11, 22. 1 Kor. 15, 34. Gal. 6, 9. Eph. 4, 22 f. Phil. 3, 12. 1 Joh. 4, 9; 5, 12. Hebr. 7, 25; 12, 2. Offb. 3, 11. u. s. w.

9) Reformationspredigten.

Wer die Segnungen der Reformation für das religiöse, sittliche, wissenschaftliche und bürgerliche Leben zu würdigen versteht, der wird gewiß auch ein Fest ehren, das dem Andenken derselben geweiht ist. Billig wird es daher auch dem Prediger gestattet werden, diese Segnungen in religiöser, sittlicher, wissenschaftlicher und bürgerlicher Hinsicht zu würdigen und zur treuen Anhänglichkeit an die evangelische Kirche zu ermuntern, vor Abfall zu warnen, und den Übertritt in die katholische Kirche als einen offenbaren Rückschritt darzustellen. Eine Verleugnung der Segnungen der Reformation wäre Verleugnung der Wahrheit und diese kann nie gebilligt, viel weniger dem evang. Geistlichen zugemutet werden. Allein lasset alles in Liebe geschehen. Dieses ist hier die Hauptsache. Jene bittern, leidenschaftlichen Anfeindungen der katholischen Kirche, die in den neuesten Zeiten wieder gehört worden sind, entehren den Prediger und seine Sache und bewirken nicht selten das völlige Gegenteil. Ein jeder Mensch lebe seines Glaubens, und keiner werde darin von dem andern beeinträchtigt. Es kommt eine Zeit, wo man weder auf diesem Berge, noch zu Jerusalem anbeten wird, und es giebt ein Gut, welches höher ist, als alle diese Konfessionsstreitigkeiten. Die Wahrheit kann über dieses alles ohne Bitterkeit verteidigt werden, und sie hat wahrlich nicht dergleichen leidenschaftliche Ausfälle auf andere Religionsbekenner zu ihrer Erhaltung nötig, welche ebenso wenig im ganzen, ohne ihre Schuld, noch der Wahrheit fern stehen, als wir im ganzen, ohne unser Verdienst, derselben näher gekommen sind. Endlich haben wir so viel an uns selbst zu bessern, daß das Reformationsfest wohl am schicklichsten dazu angewendet werden möchte,

jenen religiösen Sinn wiederum zu wecken, der die Reformation hervorbrachte; denn die gefährlichsten Feinde der evangelischen Kirche sind in ihr selbst aufzusuchen und zu bekämpfen und der Vernunftkatholicismus ist ein ebenso großer Abfall vom reinen Evangelium als der päpstliche. Themen wie folgende sind daher wohl die geeignetsten: wie wir den Eifer unserer Vorfahren wider den Aberglauben durch ein standhaftes Kämpfen wider den Unglauben nachahmen sollen (Reinhard); von dem vernünftigen Eifer für die Ehre des Christentums (von demselben); die Verdienste der Kirchenverbesserung um das bürgerliche Leben (von demselben); die Verdienste der Kirchenverbesserung um das sittliche Leben; eine höchst nötige Erinnerung an den echten Geist der evangelischen Kirche (Reinhard); daß die Reformation nur ein Sieg des Evangeliums gewesen sei (indem a) weder die Gewalt, b) noch die List, c) noch die ursprüngliche Absicht der Reformatoren, sondern d) nur der evangelische Geist diese Wirkungen hervorgebracht habe); von der christlichen Duldung gegen Andersdenkende; von dem, was nach Christi Geboten das Höchste in der Religion ist; daß man der Wahrheit treu bleiben könne, ohne diejenigen, welche noch zurückstehen, zu verdammen. Prüfende Zusammenstellung des religiösen Sinnes unserer Zeit und der unserer Vorfahren; was uns obliege, wenn die Kirchenverbesserung des 16. Jahrhunderts ein dauerndes Werk bleiben soll? Das evangelische Christentum; daß man für die höchsten Güter des Lebens, für Religion und Tugend keinen Kampf scheuen dürfe; Worte

des Ernstes und der Liebe an alle, welche der evangelischen Kirche untreu werden könnten; unsere Stärke und Hoffnung als evangelische Christen; von den Schranken, die der Glaubensverbesserung durch die Unveränderlichkeit des Evangeliums gesetzt sind (Ammon). Wie sichtbar Gottes weise Vorsehung in dem würdigen Kampfe der evangelischen Glaubensbekenner sich verherrlicht hat; über 1 Tim. 6, 12 (von demselben). Die Verherrlichung des Evangeliums durch das Bekenntnis seiner Freunde (von Schmalz). Als Texte können benutzt werden: Ps. 19, 8; 119, 102 f. 124, 1 f. 8; 138, 2. Spr. Sal. 7, 1 ff.; 16, 2. Jes. 41, 14; 43, 1; 52, 7. Luk. 8, 10. Joh. 3, 20; 4, 20 ff. besonders V. 24. 6, 63; 7, 17; 8, 31; 13, 35; 15, 4. 22; 17, 17. Röm. 14, 17—19. 1 Kor. 15, 58. 2 Kor. 3, 6; 4, 5. 6. Gal. 5, 1. 13. Eph. 4, 3. 14. 5, 8. Phil. 1, 10. 27. 1 Thess. 5, 21. 1 Tim. 2, 4; 6, 12.

10) Erntepredigten.

Wenn jede wichtige Veranlassung, wodurch der Mensch auf Gott hingeführt und entweder zum Danke oder zum Vertrauen gestimmt werden kann, dem Prediger willkommen sein muß: so ist dieses gewiß der Fall nach einer vollendeten Ernte und an dem deshalb eingeführten sehr zweckmäßigen Feste. Das Erntefest hat aber nun freilich sehr verschiedene Seiten schon durch den größern oder geringern Ertrag der Ernte selbst. Bei reichlichem Segen ist es zunächst die Güte Gottes, welche uns zur Dankbarkeit, Liebe und Wohlthätigkeit gegen Notleidende hinweisen; bei minder ergiebigen Ernten ist es das Vertrauen auf Gott, welches uns zur Demut, zur Ergebung, zur weisen Sparsamkeit hinleiten soll.

Über dieses können auch allgemeine Betrachtungen über die Erhaltung der Geschöpfe Gottes, über den göttlichen Segen, über die merkwürdige Wahrheit, daß mit der Vermehrung der Bedürfnisse auch die Mittel zur Erhaltung der Menschen zunehmen u. s. w. an diesem Feste angestellt werden. Von diesen verschiedenen Seiten das Erntefest aufgefaßt, würden bei reichen Ernten folgende Hauptsätze: Anforderungen bei einer gesegneten Ernte; der Überfluß des göttlichen Segens im Vergleiche zu unserer Würdigkeit; wie sich der Dank gegen Gottes Liebe bei einem so reichen Segen äußern solle; bei minder reichen Ernten dagegen: was ist das unter so viele? Der Herr hat uns noch nie verlassen; tröstende Aussichten bei Teuerung und Mangel; es geht besser als wir glauben; warum verzagst du, meine Seele? vom Vertrauen auf Gottes ewige Liebe und Weisheit; des Menschen Klagen; endlich im allgemeinen: wie sehr uns das Grünen, Reifen und endlich der Genuß unserer Ernten im Glauben an Gott stärke; die Herrlichkeit Gottes in der Erhaltung und Ernährung seiner Geschöpfe (nach Matth. 6, 26); wie sehr uns die Mannigfaltigkeit der göttlichen Gaben bei dem gewöhnlichen Kleinmut der Menschen beschäme; Blicke in das ehrwürdige Getriebe der göttlichen Haushaltnng; wie sehr das Christentum eine fromme Naturbetrachtung begünstige; wie sehr das Christentum die Freuden, welche die Natur darbietet, weihe und verkläre; Natur und Christentum in ihrer höhern Einheit, benutzt werden können. Als Texte können, je nachdem die Umstände sind, dienen: 3 Mos. 25, 19.

5 Mos. 8, 7 ff.; 28, 12. Hiob 2, 10; 5, 9. Ps. 4, 8; 33, 5; 37, 5; 65, 10 f.; 104, 24; 106, 1; 119, 71; 126, 5; 145, 15. Spr. 3, 9. Jer. 5, 24. Klagel. Jer. 3, 22 f. 31. 39. Sir. 14, 14. Matth. 6, 25 ff. Apg. 14, 17. Gal. 6, 9. Hebr. 13, 16. Auch können aus den evangelischen Perikopen die Stellen, wo Christus mit wenigen Broten viele Menschen speiste: Mark. 8, 1—9 und die Parallelstelle: Matth. 15, 32 f. Joh. 6, 1—15 zum Grunde gelegt werden.

2. Kasualpredigten und Reden.

1) Antrittspredigten.

Antrittspredigten haben den Zweck, den Geistlichen bei seiner neuen Gemeinde einzuführen und das neue Verhältnis zwischen demselben und seiner Herde anzufangen. Wer den Umfang der Verpflichtungen kennt, welche der Geistliche bei dem Antritte seines Amtes übernimmt; wer es weiß, wie viele besondere Schwierigkeiten dabei zu überwinden sind, wie verschiedenartig die Meinungen und Erwartungen der Gemeinde, zumal in unsern Zeiten, worin nicht selten Parteien das kirchliche Leben stören, erscheinen, wie verschiedenartig die Lehrweise der Prediger selbst ist, und wie oft der Vorgänger ganz andere theologische Ansichten und Richtungen hatte als der Nachfolger, was aber doch insgesamt dem neuen Geistlichen entweder ganz unbekannt oder doch nur halb klar ist, der wird Antrittspredigten gewiß zu den schwersten Aufgaben des Geistlichen rechnen. Übertriebene Versprechungen, selbstgefälliges Rühmen, weitläufige Erörterungen über die gegenseitigen Pflichten des Lehrers und der Gemeinde u. dgl. m. passen nicht hierher; am allerwenigsten

dürfen Seitenblicke auf den Vorgänger, wie sanft sie sein mögen, stattfinden. Das einzige, was wohl unter allen Umständen den Geistlichen am sichersten leitet, ist, wenn er, ohne Rücksicht auf irgendeine Verschiedenheit der Ansichten, die denn auch in der Kirche als gar nicht vorhanden gedacht werden soll, das reine, lautere Evangelium von Christo predigt und also, seinen übernommenen Verbindlichkeiten getreu, erfüllt, wozu er berufen ist. Es giebt zwar heutzutage keine haltbare Stelle mehr über den Parteien, sondern man muß Partei für das Evangelium nehmen; aber es giebt dabei doch immer ein evangelisches, ein christliches Parteinehmen ohne wilde Leidenschaft und Sektiererei; ja die eigentliche christliche Durchbildung ist der Sieg, welcher die Welt überwunden hat. Aber wer das nun nicht kann, wer an die Bibel nicht glaubt —? Nun, dem ist nicht anders zu helfen, als daß man ihm den Rat giebt, keine Antrittspredigt zu halten. Dem biblisch-christlich gesinnten Manne wird es nun an Stoff nicht fehlen. Von der segensreichen Verbindung eines christlichen Geistlichen und einer christlichen Gemeinde; vom hohen Sinne und der tiefen Bedeutung einer christlichen Gemeinde; fromme Wünsche und bescheidene Hoffnungen für das neue Verhältnis, welches wir heute anknüpfen; daß nur im Zusammenwirken aller auf einen Punkt das Heil der Kirche liege; Erinnerung an das Vorbild der ersten christlichen Gemeinde; nicht auf Menschenweisheit, sondern auf Gottes Kraft wollen wir bauen; wir aber haben nicht empfangen den Geist der Welt, sondern den Geist aus Gott (1 Kor. 2, 12 u. a. m.; das sind ungefähr die geeignetsten Hauptgedanken, wobei denn folgende Texte nicht nur benutzt, sondern auch

noch zu andern Hauptsätzen verwendet werden können: Luk. 9, 60; 10, 2. 42. Joh. 17, 17. Apg. 2, 42; 14, 15. Röm. 1, 16. 1 Kor. 1, 23; 2, 1 ff.; 3, 11; 4, 20. 2 Kor. 5, 20; 6, 1. Kol. 3, 16. 1 Thess. 2, 4. 1 Tim. 6, 3. 2 Tim. 4, 5. Tit. 2, 1. 2 Petr. 1, 19. Hebr. 13, 17.

2) Abschiedspredigten.

Abschiedspredigten tragen schon in ihrem Namen ihre Bedeutung. Sie sind leichter hinsichtlich der Wahl des Stoffes, schwieriger aber für das Gemüt des Redners, als Antrittspredigten. Der wirklich christliche Seelsorger wird sich von seiner Gemeinde nie ohne tiefen Schmerz trennen, und keine bessere Aussicht auf seine neuen Verhältnisse wird einen Ersatz für die alte, treue Liebe und Anhänglichkeit der bisherigen Gemeinde liefern können. Man sollte, erlaubten es die Verhältnisse, stets bei seiner Gemeinde bleiben, bis uns Gott in eine höhere abzurufen für gut fände. Bei Vorträgen, an denen in der Regel das Gemüt einen so lebendigen Anteil nimmt, lassen sich spezielle Vorschriften nicht wohl geben. Nur im allgemeinen kann man fordern, daß der Prediger 1) alles Selbstlob, alle Vorwürfe gegen seine Gemeinde und alle zu empfindelnden Abschiedsworte vermeide, vielmehr recht bescheiden an einen gleich würdigen und noch würdigern Nachfolger glaube, in Liebe alles vergebe und seinen Abgang als Gottes Fügung betrachte, wobei für beide Teile eher gewonnen als verloren wird. Die Wünsche und Ermahnungen des scheidenden Lehrers an seine geliebte Gemeinde; das Unzertrennliche einer wahrhaft christlichen Verbindung; die Wege Gottes in unsern Schicksalen; die Hoffnungen eines Wiedersehens, eine herzliche Bitte, treu zu bleiben in dem Bekenntnisse

der Wahrheit und nicht zu wanken; der Abschiedsruf des scheidenden Lehrers u. s. w., das können die Hauptgedanken sein, um welche sich eine Abschiedspredigt bewegen muß. Texte, wie folgende: 5 Mos. 30, 19. Klagel. 3, 58. Apg. 20, 27. Röm. 15, 33. 1 Kor. 1, 4 f. 15, 1 f. 33. 16, 13. Phil. 1, 9. 27. Kol. 1, 9 f.; 2, 6. 1 Thess. 2, 13. 2 Thess. 2, 15 f. 2 Petr. 1, 5. 3 Joh. 4 Hebr. 13, 7. 20 f. werden noch weitern Stoff darbieten.

3) Einweihungspredigten.

Einweihungspredigten oder Reden haben den Zweck, heilige Orte und Gegenstände dem Gebrauche zu widmen, welchem sie bestimmt sind, und insofern es wirklich für die Gemeinde solche heilige Orte und Gegenstände giebt, haben auch dergleichen Einweihungsreden einen sehr ernsthaften Sinn. Besonders gilt dieses bei Eröffnung neuer Kirchen zum gottesdienstlichen Gebrauche, bei der Anlegung neuer Kirchhöfe oder Begräbnisplätze, bei Errichtung eines neuen Altars u. s. w. Bei der Einweihung einer neuen Kirche entscheidet die Veranlassung ihres Aufbaues zunächst über die Materie; anders wird diese zu wählen sein, wenn in einer bisher gedrückten Gemeinde (ecclesia pressa) ein öffentlicher Gottesdienst eingeführt wird; anders wiederum, wenn die Kirche durch Krieg oder Feuer verwüstet war und nun wieder hergestellt wird. Im allgemeinen wird man jedoch aus den Texten: 1 Mos. 28, 17. 1 Kön. 8, 15—53. 2 Chr. 5 und 6. Ps. 26, 6—8; 66, 12—14. (besonders bei vorhergegangenem Brandunglück) Ps. 84, 2—3. Jes. 66, 1—2. Zach. 2, 10. Matth. 18, 20. Luk. 11, 28. Joh. 4, 24 f. Apg. 17, 24. 1 Kor. 3, 16 die Hauptsätze entwickeln können: Unsere Gebete, mit denen wir dieses neue Gotteshaus betreten; von dem hohen Werte unserer

Kirchen für das gesamte geistige Leben des Volkes; von der wahren Würde christlicher Gotteshäuser; von dem Zusammenhange der äußern Verehrung Gottes mit der innern; die würdigsten Gedanken und Empfindungen der frommen Gemeinde bei dem Anblicke des neuen Gotteshauses. Bei Einweihung eines neuen Altars kann man nach 1 Mos. 28, 20—22 über den Sinn und die Würde christlicher Altäre; bei Einweihung einer neuen Kanzel könnte man nach Ps. 119, 105. Jer. 15, 16. Luk. 10, 23; 11, 28 von der unschätzbaren Wohlthat der Predigt des göttlichen Wortes; bei Einweihung einer neuen Orgel, nach Kol. 3, 16, von dem Werte des Gesanges in unserm Gottesdienste; bei der Einweihung eines neuen Kirchhofes endlich, nach 1 Kor. 15, 40. 53, über die irdische Aussaat und die himmlische Ernte, oder über die Heiligkeit des Ortes reden, an welchem die Überreste unserer teuersten Angehörigen ruhen.

4) Einführungspredigten oder -Reden.

Einführungspredigten oder -Reden werden von den geistlichen Vorgesetzten gehalten, wenn ein neuer Geistlicher seine Stelle antritt. Da dieses Geschäft der Einführung natürlich einem schon geübten und erfahrenen Manne übertragen wird, so haben wir hier weniger darüber zu bemerken. In der Regel sind es auch nur kürzere Reden, die nach beendigter Antrittspredigt des neuen Geistlichen gehalten werden, wobei nichts nähergelegt sein kann, als den Geistlichen, welcher vorgestellt oder introduziert wird, zur treuen Erfüllung seiner Pflichten, und die Gemeinde zur liebevollen

Aufnahme des neuen Hirten und zum willigen Gehorsam zu ermuntern.

Wenn zugleich, was häufig der Fall ist, mit der Einführung des neuen Geistlichen dessen Ordination verbunden ist, so muß die Rede darauf Rücksicht nehmen und in kurzen aber kräftigen Zügen die allgemeinen Verpflichtungen des geistlichen Amtes, sowie die der christlichen Gemeinde entwickeln, wozu 1 Petr. 5, 2. 1 Tim. 3, 1. 13; 4, 16; 6, 20. 2 Tim. 2, 15; 3, 14; 4, 2. Tit. 1, 7 f.; 3, 9; 2, 7 f.; 1 Thess. 5, 12 f. 1 Tim. 5, 17. Hebr. 13, 17 dienen.

Herder sagt in seiner Rede bei der Einführung eines Superintendenten: „Du bist Seelsorger! du sollst Menschenseelen suchen, wie der Hirt seine Schafe sucht, wie der Vater sich um den verlorenen Sohn kümmert. Wenn alles schliefe, sollst du die weckende Stimme sein, welche die Schlaftrunkenen störe und rufe: ‚Der Herr kommt!‘ Wenn dieses nur in allgemeinen rührenden Ermahnungen genug wäre — aber die bloß allgemeinen Ermahnungen rühren so oft nicht mehr; man glaubt sie zu wissen und tausendmal gehört zu haben; man speist sie mit mißbrauchten Worten Erbauung, Andacht auf die kälteste Weise, wie mit Ziffern und Buchstaben ab und freut sich, bleiben zu können, wie man ist.“ Oft fehlt es freilich dieser Rede, wie überhaupt den Herderschen Predigten, an Popularität.

Eine Ordinationsrede von Luther: „Mein lieber Bruder, du bist verordnet von Gott, daß du ein treuer Diener Jesu Christi zu N. sein sollst, seinen heiligen Namen zu fördern mit reiner Lehre des Evangeliums, zu welchem wir dich durch Gottes Gewalt berufen und senden, gleichwie uns Gott gesandt hat. Derhalben wache mit Ernst, sei fleißig, bitte Gott, daß er dich in dieser hohen Vokation erhalten wolle, daß du nicht durch falsche Lehre, Ketzerei, Sekten, auch nicht durch deine eigene Gedanken möchtest abfallen, sondern in Gottesfurcht, treuem Fleiß, stetem Gebet solches möchtest anfahen und in Christo recht ausrichten.“

Danach legte er die Hände auf den Ordinand und betete knieend das Vaterunser überlaut. Da man aufgestanden war, hub er seine Augen und Hände gen Himmel und sprach: „Herr Gott, himmlischer, barmherziger Vater, der du hast geheißen beten, suchen und anklopfen,

auch zugesagt, du wolleſt uns erhören, ſo wir dich im Namen deines Sohnes anrufen. Auf dieſe deine Verheißung verlaſſen wir uns und bitten, du wolleſt dieſen Diener deines Wortes in deine Ernte ſenden, ihm beiſtehen, ſein Amt und Dienſt ſegnen, den Gläubigen die Ohren aufthun zum ſeligen Lauf deines Wortes, auf daß dein Name gepreiſet, dein Reich gemehret und die Kirche wachſe, Amen.“ Darum wünſche ich dir, mein lieber Bruder, dazu Glück und Segen, daß du wandelſt in Gottesfurcht und Vertrauen an den Herrn. Vgl. L. ſ. W. W. A. XXII, 1000.)

5) Sieges- und Friedenspredigten.

Sieges- und Friedenspredigten ſind Dankpredigten für gewonnene Schlachten und für einen glücklich abgeſchloſſenen Frieden. Die Siegespredigten haben ihre eigentümlichen Schwierigkeiten, wenn ſie im chriſtlichen Sinne abgefaßt werden ſollen; denn wenn man dabei an die Schreckniſſe der Schlachten und an das Elend, welches über ſogenannte Feinde gekommen iſt, denkt, ſo kann man ſich eigentlich nie freuen, und wir Menſchen ſind nicht imſtande, zu entſcheiden, auf welcher Seite die gerechte Sache ſteht. Indeſſen giebt es doch eine Seite, von welcher aus die Siegespredigten chriſtlich gehalten werden können, wenn man nämlich auch im Kriege die Hand des Lenkers aller Dinge demütig verehrt und die Siege als Entſcheidungen Gottes zur Erreichung wichtiger Zwecke darſtellt, wenigſtens darin ein Mittel zur baldigen Beendigung der großen Kriegsleiden erkennt. Von den Spuren der Vorſehung in großen Welt-ereigniſſen; die Wege des Herrn ſind wunderbar; demütige Unterwerfung unter Gottes Regierung; auch im Schlachtengewühl waltet ein höherer Wille; dieſe und ähnliche Gedanken möchten hier behandelt werden dürfen. Nie aber laſſe man ſich zu lauter Freude über die Niederlage der Feinde, nie zu bitterem

Schmähen derselben (was besonders zur Zeit der Wiedererlösung Deutschlands von dem Joche Napoleons geschehen ist und damals sogar gebilligt wurde) verleiten; denn das ist dem christlichen Geiste durchaus widersprechend. Bei Friedenspredigten ist der Geistliche schon weniger in Gefahr, unchristlich zu werden; denn selbst bei minder glücklichen Friedensschlüssen freut sich die leidende Menschheit. Texte wie folgende können bei Siegespredigten benutzt werden: 1 Sam. 12, 24; 14, 6. 1 Chron. 30, 10 f. 2 Chron. 20, 20. Ps. 20, 6; 29, 1 f.; 30, 1 f.; 34, 1 f.; 46, 9; 56, 12 f. 59; 17, 62, 6 f.; 68, 18; 71, 20; 94, 12 f.; 118, 15. Spr. 21, 31; 24, 17 f. Jer. 10, 23. Sir. 11, 26. 2 Kor. 11, 17. Bei Friedenspredigten: 1 Kön. 8, 56. Ps. 33, 11 f.; 34, 19; 40, 17; 50, 24; 56, 14. Jes. 26, 12.

6) Landtagspredigten

sind nicht überall gewöhnlich und werden, wo sie eingeführt sind, jederzeit von den ersten Geistlichen gehalten. Mosheim, Jerusalem, Reinhard und Ammon haben in dieser Predigtweise die trefflichsten Muster geliefert, und es wäre zu wünschen, daß jede Ständeversammlung von solchen Rednern eingeleitet würde, damit der Geist des Bessern gleich anfangs vorherrschend würde. Von einem besonderen Interesse ist die Landtagspredigt, welche Ammon am 1 März 1831, bei Eröffnung des Landtags in Dresden, über Ps. 27, 13 und über das Thema: Über die frohen Hoffnungen, mit welchen christliche Volksvertreter für das Beste des Vaterlandes wirken, gehalten hat. Übrigens darf nicht unbemerkt bleiben, daß, wie sehr auch dergleichen Vorträge jederzeit das religiöse Interesse zu wahren haben, doch die Zeit und die öffentliche

Meinung stets einen entschiedenen Einfluß darauf haben werden, und daß es daher kaum möglich sein dürfte, spezielle Vorschriften darüber zu geben. Wie ganz anders mag die Sprache des Landtagspredigers in Dresden hundert Jahre früher als im Jahre 1831 gewesen sein!

7) Huldigungspredigten

werden beim Regierungsantritte eines neuen Fürsten oder Regenten des Staats gehalten und haben den Zweck, die Gemeinde zur pflichtmäßigen Erfüllung ihrer Unterthanenpflichten und zum frommen Gebete für die neue Landesherrschaft zu bestimmen. Texte, wie folgende: 1 Kön. 3, 7. 9. Esra 10, 4. 5. Spr. 16, 12. 15; 20, 28; 29, 14. Pred. Sal. 8, 2; 10, 17. Hes. 37, 24. Röm. 13, 1f. 1 Petr. 2, 13 werden Veranlassung geben, über die Pflichten der Unterthanen gegen ihre Regenten, über die Notwendigkeit einer geregelten Ordnung der Staaten, über das Glück des Volkes, welches von einem guten Fürsten regiert wird, über die Gebete für den neuen Regenten, über die Gerechtigkeit und Billigkeit in den Ansprüchen an dieselben zu reden.

8. Taufreden.

Die Handlung der Taufe soll zwar nicht in einen bloßen Redeakt umgewandelt werden, wie das häufig zu geschehen pflegt, indessen können doch bei Haustaufen, besonders in größeren Familienkreisen, die Reden nicht wohl fehlen, um die oft so sehr entfremdeten Zuhörer und Gäste zuvor einigermaßen auf die Taufhandlung vorzubereiten und sie zu einem würdigen Ernste zu stimmen. Man muß selbst in der Lage gewesen sein, in großen, munteren Gesellschaften

eine Taufhandlung verrichtet zu haben, um hierüber urteilen zu können. Anders verhält es sich schon, wenn die Taufe in der Kirche stattfindet, und selbst auch hier ist eine kurze Rede an ihrem Orte. (Vgl. J. G. Grotefends Ansichten, Gedanken und Erfahrungen über die geistliche Beredsamkeit, Hannover 1824, S. 258 ff.) Es ist aber bei solchen Reden der Stoff sehr nahe gelegt. Es ist die Geburt eines vernünftigen, unsterblichen Wesens, die zu manchen sehr interessanten Betrachtungen führt; es ist die hohe Weisheit und Liebe Gottes, in der Einrichtung der Familienverhältnisse zur Erziehung eines so zarten Menschenlebens; es sind die Freuden überhaupt, die Gott den Eltern bereitet hat es ist vor allem andern die große Wohlthat, unsere Kinder so früh als möglich in die segensreiche Verbindung mit Christo bringen zu können, wodurch die Handlung der Taufe hervorgehoben und verherrlicht werden kann. Weitläufige Erörterungen sind übrigens hier nicht an ihrer Stelle. Die Taufreden müssen der Natur der Sache nach kurz und bündig sein und sich mehr durch einige herzhafte Eingriffe in die Gemüter, als durch langweilige Deduktionen charakterisieren. (Grotefend, S. 111 f.) Deshalb können auch Bibeltexte hier nicht wie bei der Predigt behandelt werden, weil dieselben in der Regel eine ausführliche Zerlegung nötig machen: jedoch kann der Redner in solchen Fällen immer einen Bibelspruch wohl anwenden und ihn entweder zum Anfang oder am Ende seiner Rede gebrauchen. Bei Proselyten ist es freilich anders; denn da erfordert die ganze Handlung der Taufe und der damit verbundenen Konfirmation eine ausführlichere Behandlung. Nachdem nun die Umstände sind, können folgende Texte benutzt werden: 1 Mos. 1, 27. Sir. 30, 2. Matth. 18, 2—3; 19, 13 ff. Mark. 10, 15 ff.; 16, 16. Joh. 1, 12; 3, 5; 16, 21. Apg. 22,

16. Röm. 6, 3; 8, 17. Gal. 3, 27. 1 Petr. 3, 21. 1 Joh. 3, 2.

9) Konfirmationsreden.

Wenn der Geistliche, welcher die Konfirmation verrichtet, vorher zu predigen hat, wie dieses doch gewöhnlich der Fall ist, so thut er wohl, wenn er die ganze Predigt zu einer Konfirmationsrede umwandelt und nachher keine besondere Rede mehr hält. Er ermüdet sonst sich und auch seine Zuhörer, und recht gut läßt sich die Predigt mit einer besondern Anrede an die Konfirmanden beschließen. Indessen kann es auch Verhältnisse geben, wo der konfirmierende Geistliche nicht predigt, und dann ist eine besondere Konfirmationsrede nicht zu erlassen. Daß in jedem Falle die Anrede an die Konfimanden eindringlich, herzlich und rührend sein müsse, liegt am Tage; doch übertreibe der Redner nicht und suche mehr sanft zu rühren als zu erschüttern. (Vgl. Grotefend, Ansichten, Gedanken u. s. w., S. 270). Das Herz des treuen Lehrers wird in diesem Falle nicht nur reichen, sondern auch geeigneten Stoff finden. Gewöhnlich wird die Konfirmation auf Pfingsten vorgenommen; alsdann giebt schon das Fest Materialien an die Hand; wird indessen die Konfirmation an einem andern Tage gehalten, so kann der Geistliche zum Thema wählen: die letzten Ermahnungen des Lehrers an seine Kinder bei ihrem Eintritt in das größere Leben; die Wichtigkeit des Schrittes, den die Konfirmanden jetzt thun; vom großen Wert der kirchlichen Gemeinschaft; die Bedeutung des Glaubensbekenntnisses der evangelischen Kirche; Aufforderungen an die Gemeinde, diese jungen Christen mit Teilnahme aufzunehmen; wie jetzt die Sorgfalt der Eltern für das sittliche Wohl der Kinder erst recht anfange;

von den Gefahren der Jugendzeit, Aufforderungen an alle Anwesenden, ihre Gelübde mit denen der Konfirmanden zu erneuern u. s. w. Texte: 1 Mos. 18, 19. Ps. 119, 106. 1 Joh. 2, 28. 3 Joh. 4. Offb. 2, 10. Dann können mehrere Texte, welche bei den Taufreden bereits angegeben sind, auch hier benutzt werden.

10. Trauungsreden.

Bei dem Abschlusse der wichtigsten und erfolgreichsten Verbindung des menschlichen Lebens kann der Seelsorger mit seiner beratenden, ermunternden und stärkenden Stimme so wenig als mit seinem Segen fehlen. Nur würden hier ebenso wenig weitläufige Predigten an ihrem Orte sein, als sentimentale und oft sinnliche Schilderungen des ehelichen Glückes. Alles ist auch hier mit einigen kurzen, aber kräftigen und ernsten Zügen abzuthun, und die besonderen Verhältnisse des jungen Ehepaares müssen die Wahl des Stoffes bestimmen. Die Ehe als göttliche Anordnung, als Beförderungsmittel der Sittlichkeit, als Quelle der irdischen Glückseligkeit; einige der wichtigsten Verhaltungsregeln der Eheleute; Warnungen vor dem so häufigen Leichtsinne in der Behandlung der ehelichen Verhältnisse; Ermunterungen zur treuen Anhänglichkeit, zum Vertrauen auf Gott, daß nur das Christentum der Ehe ihre eigentliche Weihe zu geben vermöge u. s. w., das möchten die wichtigsten Seiten sein, welche der Redner auf-zufassen hat, wozu die Texte 1 Mos. 24, 50 f. Ps. 129, 8. Spr. 16, 3; 18, 22; 24, 3; 31, 10 f. 30. Sir. 26, 1 f. bes. V. 21; 34, 16. Matth. 19, 4. 1 Kor. 7, 28. 2 Kor. 13, 11. Eph. 4, 3; 5, 23. Phil. 4, 8. 1 Tim. 4, 8. Hebr. 13, 4. Jak. 3, 16 dienen können.

11) Vorbereitungs-Beichtreden.

Die Gelegenheit, die Gemeinde zum Bewußtsein ihrer Sündhaftigkeit, zur Reue und zum Ergreifen der göttlichen Gnade in Christo zu bringen, ist wohl niemals mehr gegeben, als vor dem Genusse des heiligen Abendmahls; auch sind die Gemüter nie mehr dazu gestimmt. Der Geistliche wird daher das Mittel benutzen, welches ihm die Vorbereitungsrede an die Hand giebt und mit Ernst und Kraft auf Buße dringen. Als leitende Grundgedanken können folgende dienen: Von der tiefen Bedeutung des heiligen Abendmahls; von dem hohen Ernste, welcher den Gebrauch des heiligen Abendmahls umgiebt; wie ehrwürdig uns das Abendmahl des Herrn sein müsse, weil es das beste Mittel ist, Jesum unserm Geiste zu vergegenwärtigen (Reinhard); daß die würdige Feier des heiligen Abendmahls eine Quelle der reinsten Freuden — der edelsten Entschließungen — sei (von demselben); welche Gefühle und Gesinnungen in uns sein müssen, wenn wir das heilige Abendmahl mit der Stimmung feiern wollen, mit welcher es Christus gestiftet hat (von demselben); wie bereitet sich der wahre Christ auf den Genuß des heiligen Abendmahls vor? Warnungen vor falschen Begriffen vom Genusse des heiligen Abendmahls; Ermunterungen zu einer ernstlichen Selbstprüfung; ernsthafte Frage: wie kommst du herein? die traurigen Folgen eines unwürdigen Genusses des heiligen Abendmahls (nach 1 Kor. 11, 28). Zu Texten dienen alle unter Bußtagspredigten bereits angegebenen, dann die Einsetzungsworte in den Evangelien, end-

lich Matth. 5, 6. 8. 33; 7, 21; 9, 12 f.; 11, 28 f. (ein überaus schöner Text); 12, 50; 15, 8. 19; 16, 24; 20, 28. Mark. 9, 23. Luk. 1, 53. Joh. 6, 29. 35; 7, 37. 1 Kor. 11, 26 f. bes. V. 28 und 29.

12) Leichenpredigten.

Die Leichenpredigten und Grabreden gehören teils ihrer häufigen Wiederkehr, teils der Ansprüche wegen, die man an sie macht, zu den schwierigsten Verrichtungen des Geistlichen. Indessen möchten wir doch keineswegs für die Abschaffung der Leichenpredigten stimmen, vielmehr sie überall erhalten und wieder zurückgerufen sehen. Der Prediger kann nie so unmittelbar über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens sprechen, als an den Gräbern, und er findet auch nirgends so empfängliche Herzen, als hier. Was die Schwierigkeiten hinsichtlich der Art und Weise betrifft, wie solche Vorträge gehalten werden müssen, so ist dabei folgendes zu merken: 1) der Redner bleibe bloß bei den allgemeinen Lebensumständen des Verstorbenen stehen und enthalte sich aller zu speziellen Bemerkungen, mögen sie nun vorteilhaft oder nachteilig sein. Die Leichenpredigt soll nie eine eigentliche Charakteristik des Verstorbenen im strengsten Sinne des Wortes werden; denn nur zu ungewiß und gewagt möchte dabei vieles erscheinen, und der Geistliche soll stets wahr sein. Wenn viele Zuhörer die Verhältnisse des Verstorbenen weit genauer kennen, als sie der Geistliche schildert, so verliert immer die Würde des geistlichen Amtes und man betrachtet eine Leichenpredigt wie eine bestochene Schmeichelrede. Jedoch soll der Prediger im Tadel noch weit vorsichtiger sein als im Lobe, und nie soll er verdammen. Der beste Mensch ist vor Gott ein Sünder; aber der größte Sünder hat noch einen Weg zur

Gnade offen, und der Geistliche ist nie Richter. Im Grunde noch mehr als vor dem Verdammen hat sich der Geistliche vor allen feinen Anzüglichkeiten zu hüten; denn diese werden doch verstanden, kränken wie das Verdammen, und geben über dieses dem Prediger noch den Schein einer gewissen Falschheit und Feigheit. Immer lieber eine offene Sprache, sei sie auch hart, als jenes leise und doch so tief verwundende Schleicherwesen. Vorzüglich suche der Grabredner seinen Stoff so zu wählen, daß er die Zuhörer über das Zeitliche und Sinnliche hinaus zu Gott, zu Christo und zu jener bessern Welt, die wir alle hoffen, erhebe. Hierin liegt der einzig wahre Trost für die Leidtragenden und die beste Erbauung für die übrigen. Dahin gehören denn nun folgende Hauptsätze: welche Gesinnungen wir uns eigen machen müssen, wenn wir uns einen fröhlichen Abschied von der Erde bereiten wollen? (Reinhard); wozu uns der Gedanke führen soll, daß wir uns mit jedem Schritt dem Tode nähern? (von demselben); wie viel darauf ankomme, überzeugt zu sein, daß der Tod unser wahres Leben nicht im mindesten unterbreche (von demselben); das Ende derer, welche im Glauben an den Erlöser sterben; der Tod ein Schlaf; wie süß die Ruhe der Toten sei; warum weint ihr? wohl dir, du hast es gut (Ps. 128, 2); des Christen Trost an den Gräbern der Seinigen; wir werden uns wiedersehen; er hat vollendet; in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen; wo sind sie, die wir beweinen? die Stimme der Vollendeten an die Zurückgebliebenen; selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben; meine Tochter, wie beugest und betrübest du mich (Richt. 11, 35); die Flüchtig-

keit des Lebens (Pſ. 102, 12. 39, 6. Hiob 7, 6); der Tod die beſte Verſorgung unſerer Kinder — unſerer alten Eltern; der Tod eine Verwandlung; von der pflichtmäßigen Grenze, die wir unſerm Schmerze über den Verluſt geliebter Toden zu ſetzen haben ꝛc. Texte hierzu finden ſich in großer Menge, je nachdem es die Umſtände erfordern: 1 Moſ. 3, 19. 22 (die Opferung Iſaaks); 25, 8; 42, 37; 45, 28; 46, 30; 47, 9; 48, 21; 50, 21. Richt. 11, 35. 1 Sam. 1, 28. 2, 6. 2 Sam. 1, 26. 1 Kön. 2, 2; 19, 4. 1 Chron. 30, 15. Hiob 7, 6; 14, 1. 19, 25; 34, 20. Jeſ. 42, 3; 54, 10. Jerem. 31, 3. Pſ. 4, 9; 10, 14. 23, 4; 27, 18; 39, 10; 68, 6; 73, 25; 72, 12; 90, 3. 10. 12; 126, 5; 128, 2. Pred. 7, 2; 12, 7. Matth. 22, 32. Luk. 2, 29 f. Joh. 4, 36—38; 5, 24; 11, 28. 13, 7; 14, 2; 16, 20. 1 Kor. 15, 42. 2 Kor. 5, 1. Galat. 6, 7. 9. Philipp. 3, 20. 1 Tim. 6, 7. 2 Tim. 1, 10. Hebr. 4, 10. 9, 27. 1 Petr. 1, 13. Offenb. 7, 17; 14, 13. Am Grabe einer Braut: 1 Makkab. 9, 41. Am Grabe eines kräftigen Mannes: Sir. 38, 23; eines redlichen Alten: 1 Kön. 19, 4. Spr. 16, 31; eines Geiſtlichen: Hiob 4, 3—4. Maleach. 2, 6. Luk. 2, 29. Joh. 15, 16. Hebr. 13, 7.

13) Predigten bei beſondern unglücklichen Veranlaſſungen im engern bürgerlichen Leben.

Bei beſondern Unglücksfällen, welche eine Gemeinde betreffen, als z. B. Feuer- und Waſſersnot, Hagelſchlag, gefährliche Seuchen, drückende Teuerung ꝛc. iſt wohl der Geiſtliche zunächſt berufen, Worte der Stärkung und des Troſtes zu ſprechen und mit dem Balſam der Religion die Wunden ſo vieler Herzen zu heilen. Indeſſen wird ein

recht sicherer homiletischer Takt und viele eigene innere Glaubensstärke erfordert, um in solchen Fällen würdig zu trösten, denn da das Unglück den Menschen nicht selten erbittert, wenigstens Veranlassung zu Zweifeln und zum Murren gegen Gott geben kann, so muß der Mensch über die sinnliche Welt mit ihren Wechseln und Gefahren hinausgehoben, auf eine höhere Weltordnung, auf eine glücklichere Zukunft und auf einen ewig gerechten Willen Gottes verwiesen werden, damit er über dem Himmlischen und Ewigen das Irdische und Vergängliche vergessen lerne. Besonders ist bei allen Unglücksfällen hervorzuheben, wie sehr dieselben dazu dienen können, den Menschen zur Demut, zum Bewußtsein seiner Abhängigkeit von Gott, zum Trachten nach dem Reiche Gottes, als dem Unvergänglichen, zu stimmen, und wie daher große Leiden großen Segen stiften können. Hiob 1, 21; 2, 10. Ps. 37, 5; 38, 22 f.; 39, 8; 42, 8. 12; 46, 2. 11; 50, 15; 53, 7; 55, 23; 68, 21; 71, 1. 5. 20; 145, 17. Hesek. 34, 16. Sir. 10, 7. 8; 34, 16. Matth. 10, 29 f. 26, 39. Röm. 5, 8; 8, 28. 1 Kor. 10, 13. Hebr. 12, 11 geben Veranlassung zu folgenden Hauptsätzen: tröstende Aufblicke zu Gott beim Drange großer Leiden; die ernste Stimme, welche aus den vorliegenden Leiden zu uns spricht; wie sich der Christ im Unglücke erst erprobe; demütigt euch unter die gewaltige Hand Gottes; ohne Kampf kein Sieg; sei geduldig, mein Herz, Gott lebt noch; von der stillen Unterwerfung unter unser Schicksal; es geht besser, als wir glauben; Spuren der göttlichen Liebe in außerordentlichen Leiden und Unfällen.

2. Kapitel.

Vom Texte.

§ 38.

Natur und Wesen des Textes.

Wenn die Predigt schriftgemäß sein und also vom Worte Gottes ausgehen und alles darauf zurückführen und gründen soll, so ist nichts natürlicher, als daß die heilige Schrift jedem Vortrage zum Grunde dient. Da dieses aber nur stellenweise geschehen kann, so wird jeder Predigt ein biblischer Abschnitt oder Vers vorangestellt, über welchen sich die Rede verbreitet. Hiermit ist nicht nur der Sinn der Texte angegeben, sondern auch die Beibehaltung ihres Gebrauches gegen jede Widerrede sichergestellt.

Der Gebrauch der Texte, als Grundlage und Gewebe der Predigt, stammt allerdings aus dem Judentume ab und ging von da in die christliche Kirche über. Vor den Zeiten Esras bestand die Gewohnheit, daß dem Vorleser des Gesetzes ein Ausleger (interpres) zur Seite stand, qui (übersetzt Vitringa de Synag. vetere p. 951) populo interpretaretur, quod lector in lege praelegebat. (Vgl. Nehem. 8, 2 f.) Dieses ist denn auch der ursprünglichste Sinn der Texte. Mag indessen der Gebrauch der Texte herstammen, woher er will, sobald die heilige Schrift in der Kirche ein entschiedenes göttliches Ansehen behauptet und so unaussprechlich reich an religiös-sittlichem Inhalt erscheint, so ist sie eben darum der unumgänglich notwendige Text aller christlichen Belehrung und Erbauung und kann durch nichts anderes ersetzt werden. Und mag immerhin zugegeben werden müssen, daß man den Geist des Christentums auch ohne eine besondere Bibelstelle

predigen könne; mag man selbst bedeutende Autoritäten dafür aufzubringen imstande sein (z. B. den berühmten Theodoretus, Bischof von Cyrus, in seinen zehn Predigten von der göttlichen Vorsehung, Theodorus Studites, Rabanus Maurus, Bernhard von Clairvaux, Geiler von Kaisersberg, selbst Luther, in seinen Predigten gegen Karlstadt, in s. s. W. W. A. T. XX. S. 5): so ist das doch durchaus nicht in Abrede zu stellen, daß durch unsern herkömmlichen Gebrauch der Texte das so schwierige Geschäft der Erfindung überaus erleichtert, der rechte Stoff zum christlichen Kanzelvortrag an die Hand gegeben, und die Predigt auf eine göttliche Autorität gestützt wird. Man braucht nur, wenn man um Stoff verlegen ist, die Bibel zu öffnen, und man wird jetzt in Verlegenheit sein, was man aus der vorhandenen Fülle zunächst ergreifen soll; man ist ferner durch die löbliche Sitte des Textgebrauches vor den Verirrungen in fremdartige Gegenstände geschützt, und was wir vortragen, ist, bei dem gehörigen Gebrauche des Textes, nicht unsere individuelle Ansicht, sondern Gottes Wort.

In manchen Ländern herrscht die Gewohnheit, und im Herzogtum Altenburg besteht die gesetzliche Vorschrift, daß auch, außer den Episteln, beim Nachmittagsgottesdienste, über Luthers kl. Katech. gepredigt werden muß. Gegen eine nähere Bekanntschaft mit diesem kleinen Katechismus kann man nichts einwenden; aber zum eigentlichen Text möchte doch stets die Quelle selbst besser dienen als ein abgeleitetes Bächlein.

§ 39.

Von den verschiedenen Arten der Texte.

Der Text ist entweder gegeben (Perikopen, vorgeschriebene Texte), oder er ist der freien Wahl des Predigers überlassen. In jedem Falle aber, soll er sich anders als

Text einer christlichen Predigt gebrauchen lassen, ist er entweder in Beziehung auf die Materie religiösen oder moralischen Inhalts, oder in Beziehung auf die Form didaktisch, parabolisch, gnomisch, apologisch, historisch.

Es ist für das Geschäft der Erfindung nicht gleichgültig, welche Gattung von Texten man vor sich hat, und es wird sich dieses in der Folge, wo wir von der Behandlung der Texte sprechen, noch deutlicher herausstellen. Zunächst sind es die alten Perikopen, bei denen wir verweilen müssen; denn noch immer findet sich die Erfindung in diese lästigen Schranken eingeschlossen, und wenn auch wirklich der alte Perikopenzwang schwächer geworden ist, so übt die Gewohnheit fortwährend eine gebieterische Macht. Die Perikopen stammen höchst gewiß teilweise aus den ältesten Zeiten der Kirche her und sind aus den Vorlesungen entstanden, welche schon in der jüdischen Synagoge gehalten und von da in die christliche Kirche übergetragen wurden. Viele unter denselben, namentlich die evangelischen Festperikopen, sind gleichsam gemachte Texte für solche Tage und können noch immer nicht besser gewählt werden; denn welchen passendern Abschnitt könnte man wohl für das Osterfest, welches doch das älteste und ehrwürdigste war, wählen, als eben Mark. 16, 1—8, oder dessen Parallelstellen? Sobald man also die Gewohnheit der Vorlesungen in der alten Kirche zugiebt, so muß man auch das Vorhandensein mehrerer Festlektionen und Perikopen mit der Entstehung der christlichen Feste als gleichzeitig zusammendenken und an eine allmähliche Entstehung derselben, je nachdem sich der sonn- und festtägliche Cyklus ausbildete, glauben.

Die Homiletik hat es nun nicht mit archäologischen

Unterſuchungen über die Perikopen zu thun, ſondern ſie hat dieſe Texte vonſeiten der Erfindung, alſo vonſeiten des praktiſchen Wertes zu betrachten und muß ſich da gegen ihren alleinigen Gebrauch entſchieden erklären. Sie verwirft zwar die Perikopen nicht ganz, namentlich die Feſtperikopen nicht (wiewohl auch dieſe in ihren Parallelſtellen benutzt werden könnten); aber ſie findet es in hohem Grade widerſprechend und unbegreiflich, daß man die Predigt des Evangeliums von Chriſto in ſolche Feſſeln legen, und die Belehrung über das Chriſtliche nur auf einzelne, und obendrein mitunter auf ſo ungeeignete und unfruchtbare Abſchnitte beſchränken ſoll, während daneben die reichhaltigſten Stellen der heiligen Schrift unbenutzt liegen bleiben; ja ſie muß es für eine wahre Verſündigung am göttlichen Worte erklären, deſſen Auslegung in ſeinem vollen Umfange dem Volke vorenthalten zu wollen. Alles, was daher in älteren und neueren Zeiten gegen den Perikopenzwang und gegen die beſtehenden Perikopen überhaupt von Calvin, Hornbeck, Voetius, Spener, Henkes Euſebia 2. B. 1 St., von G. Fr. Suckow (drei Zeitalter der chriſtlichen Kirche, dargeſtellt in einem dreifachen Jahrgange kirchlicher Perikopen. Breslau 1830. S. 24 f.), Harms (Paſtoraltheologie II, S. 67; jedoch mit gewiſſen Einſchränkungen, namentlich, wenn Harms behauptet: bei den Evangelien werde das Evangelium nicht gepredigt, und den rationaliſtiſchen Predigern werde mit den Evangelien ein Vorſchub gethan und gewiſſermaßen eine Rechtfertigung geſprochen) — geſagt worden iſt, muß man mit dem vollſten Rechte billigen und in dem Perikopenzwange einen Überreſt der traurigen Eigentümlichkeit der katholiſchen Kirche erblicken, dem Volke die Bibel ganz zu entziehen. Bleiben wir indeſſen bloß bei den Hinderniſſen ſtehen, welche der fortwährende Gebrauch

der alten Perikopen der Erfindung in den Weg legt. Daß der Prediger, welcher zehn-, zwanzigmal, und noch öfter, über einen und denselben Text predigen soll, notwendig um Stoff verlegen werden müsse, ist etwas so Gewisses, daß man kein Wort darüber zu verlieren braucht. Und wenn sich auch wirklich bei großer Kunst und Anstrengung immer wieder diesen ständigen Texten neue Seiten abgewinnen ließen, so ist das doch wahrlich mehr eine Veranlassung zu homiletischen Kunststückchen, als zur Auslegung der heiligen Schrift und es ist ganz so, als ob man einer reichen kräftigen Quelle gegenüber stets nur aus einem Bächlein schöpfen müßte, welches aus dieser Quelle fließt, oder als ob man im Angesichte eines mächtigen Stromes in einem engen Kanal schiffen wollte. Reinhard giebt zwar (in seinen Geständnissen S. 115) zu verstehen, die Perikopen weckten den Erfindungsgeist; allein predigen wir denn darum, um Meisterstücke in der Erfindungskunst zu produzieren? Wie wir also die Perikopen betrachten, sobald darüber fortwährend gepredigt werden soll, so sind sie der Sache, wie dem Prediger in hohem Grade nachteilig und es wäre uns unerklärbar, wie neuere Schriftsteller, namentlich Marheinecke, Palmer u. a. m. sich der Perikopen annehmen könnten, wenn hier nicht ein Mißverständnis obwaltete. Wir kämpfen bloß gegen unabänderliche bestehende Perikopen, wie die alten in vielen Kirchen wirklich waren und noch sind; wir streiten aber nicht gegen Perikopen überhaupt, die von Zeit zu Zeit verändert werden: wir würden in keinem Falle das entgegengesetzte Extrem billigen und die Wahl des Textes unbedingt freigeben; denn es ist für den Anfänger, wie auch für den bereits geübten Prediger vorerst nicht leicht, immer einen passenden Text zu finden, und dann muß die Kirche eine gewisse

Kontrole über die Predigt üben, welche nur durch vorgeschriebene Texte möglich wird. Auch der Umstand kommt hier in Betracht, daß man bei gegebenen Texten tiefer einzudringen gezwungen wird, weil man bei dem Texte bleiben muß, während man bei freien Texten schnell zu einem andern eilt, wenn sich nicht gleich die Erfindung leicht gestaltet. Daher wähle man, wie es in Baden stattfindet, eine mehrjährige Evangelienreihe, einen dreijährigen Turnus, worin für ein Jahr freie Texte gestattet sind, und erneuere von Zeit zu Zeit diese vorgeschriebenen Texte. Und unsere Perikopen sind auch gedruckt und man kann sie ebenfalls vorher und nachher lesen und sich darüber freuen, wie den Inhalt derselben nochmals wiederholen, worauf Palmer ein so großes Gewicht legt! Übrigens kann und wird man von den alten Perikopen, namentlich für Festtage, die geeigneten stets beibehalten; denn es ist ja das Wort Gottes, aber nicht das alleinige. Wir erklären uns daher nur gegen den alten, unabänderlichen Perikopenzwang, nicht aber gegen Perikopen überhaupt.

§ 40.

Von der Wahl des Textes.

Man kann den Text zum Thema, oder das Thema zu dem oder vielmehr aus dem Texte wählen. Besser ist jedoch im allgemeinen das letztere, weil die Predigt dann textgemäßer wird. Der zu wählende Text selbst muß indessen in jedem Falle jenen Forderungen entsprechen, welche die Natur des Textes als solches mit sich bringt.

Bei einer besondern Gattung von öffentlichen Vorträgen, bei den Homilien, findet zwar der Natur der Sache

nach nur das eine ſtatt, daß man das Thema oder den Stoff der Predigt einzig und allein aus dem Texte nimmt, folglich auch vor allem andern über die Wahl des Textes im reinen ſein muß. Davon handelt es ſich indeſſen hier nicht, ſondern wir haben bloß im allgemeinen die Wahl eines Textes zu berückſichtigen. Da kann man nämlich entweder ſich zuerſt einen Stoff wählen, über welchen man predigen will, und ſich nur einen paſſenden Text dazu ſuchen; man kann aber auch zuerſt den Text und daraus die Materie ſchöpfen. Wir halten das letztere im allgemeinen für beſſer, weil die Predigt dann in der Regel textgemäßer wird und alſo wirklich aus dem Texte hervorgeht. Es läßt ſich zwar auch im erſten Falle bibliſch und textgemäß predigen; man kann z. B. recht wohl, wenn von der Rechtfertigung durch den Glauben die Rede ſein ſoll, die Stelle Röm. 3, 28 ſpäter wählen, und dasſelbe findet auch noch in vielen andern Fällen ſtatt; aber es iſt nur dem ſchärfern Beobachter und der eigenen Erfahrung recht anſchaulich, wie leicht man verführt wird, wählt man nicht zuerſt den Text, denſelben zum bloßen Motto herabzuſetzen und über ganz andere Dinge zu reden, und wenn dieſes ſelbſt der Fall nicht ſein ſollte, ſo giebt es ſchon der Predigt eine beſſere Richtung, wenn ſie lediglich vom Texte ausgeht, als wenn ſie im Kopfe des Predigers entſprungen iſt. Einen merkwürdigen Beleg dazu liefert Alt (Andeutungen aus dem Gebiete der geiſtliche Beredſamkeit S. 2) in ſeinem Geſtändniſſe, wie er zu ſeinen Themata komme. Und ſo ergeht es gar vielen Predigern. Nie würde man Predigten nach Kantſchen Grundſätzen zutage gefördert haben, hätte man einen bibliſchen Text eigentlich und nicht bloß ſcheinbar zum Grund gelegt. Über dieſes liegt es ja wohl in der Natur der Sache, daß man den Grund früher legt, als das Gebäude erbaut wird, und

der Wortsinn textus spricht schon dafür. Anders urteilt Ammon in seiner Anleitung zur Kanzelberedsamkeit, § 37, und auch Schott in seiner Theorie der Beredsamkeit, 2. Tl., S. 132. Letzterer sagt: „Bei synthetischen Predigten dürfte die Bestimmung des Gegenstandes, über den man zu sprechen gedenkt, vor der Wahl des Textes vorzuziehen sein; denn, bei der unendlichen Menge biblischer Aussprüche, aus denen überhaupt Themata zu synthetischen Predigten, mittelbar oder unmittelbar, abgeleitet werden können, wird dem geistlichen Redner in der That die Auswahl sehr erschwert, wenigstens an den gewöhnlichen Sonntagen, die keine eigentümliche Beziehung haben, wenn er unter so vielen in gleichem Grade wichtigen, anziehenden und fruchtbaren Stellen der heiligen Schrift eine hervorheben soll, um einen Gegenstand der geistlichen Rede zu finden, und dabei weiter keinen bestimmenden und leitenden Gesichtspunkt hat.“ Damit scheinen aber unsere Gründe vorerst nicht widerlegt, und dann fragen wir, ob man denn nicht auch nach einem bestimmenden und leitenden Gesichtspunkte Texte aufsuchen, und daraus dann das spezielle Thema nehmen könne? Doch wir wollen nicht darüber streiten, weil vieles von der Individualität des Redners abhängen mag. In jedem Falle glauben wir aber, Anfängern raten zu müssen, sich erst einen Text und dann daraus ein Thema zu wählen.

Wenn indessen die Wahl des Textes dem Prediger überlassen bleibt, so hat er dabei folgendes zu beobachten: 1) der zu wählende Text muß Inhalt haben, und zwar einen solchen, der mit dem Zwecke der Predigt übereinstimmt. Eine Stelle, welche eine bloß lokale, oder temporelle, oder unsichere dogmatische Beziehung hat, oder praktisch ganz unfruchtbar ist, kann nicht gewählt werden, und es ist eine sträfliche Eitelkeit und eine gleich sträfliche Versündigung

an der Gemeinde, wenn man dergleichen Bibelstellen wählt, um daran seine homiletische Kunst zu zeigen. 2) Der Text muß Einheit des Inhalts haben; wenigstens muß ein Hauptgesichtspunkt daraus hervortreten. Eben dieses wesentliche Erfordernis fehlt bei vielen alten evangelischen und bei den meisten epistolischen Perikopen, und es entsteht daraus entweder die Notwendigkeit, einen oder auch mehrere Teile des Textes unbenutzt liegen zu lassen, oder den Zusammenhang, wie man zu sagen pflegt, an den Haaren herbeizuziehen. 3) Der Text darf selbst, wenn er auch keine verschiedenartigen Materialien enthält, nicht zu lang sein, weil er sonst nicht umfassend behandelt werden kann. Bei manchen Parabeln wird man daher auch eben aus diesem Grunde wohl thun, wenn man mehrere Predigten darüber hält. 4) Neutestamentliche Texte sind im allgemeinen denen aus dem Alten Testament vorzuziehen; womit zwar der Würde des Alten Testaments nicht zu nahe getreten, sondern nur ausgesagt werden soll, daß wenn für eine und dieselbe Materie alt- und neutestamentliche Texte vorhanden sind, die letztern den Vorzug verdienten. Besonders gilt dieses bei christlichen Festen, und wir würden daher nicht zu einem Pfingsttexte Joel 3, 1—5 wählen, wie dieses Reinhard in seinen Predigten vom Jahre 1810 gethan hat, auch nicht, wenn wir das Thema hätten: daß uns nichts mehr zu einer wahren Sinnesänderung reizen soll, als die unaussprechliche Gnade Gottes: Ps. 103, 8—12, sondern Luk. 15, 4 f. Für gewisse Materien, namentlich für die Eigenschaften Gottes bietet dagegen das Alte Testament die herrlichsten Texte dar. 5) Endlich muß die Wahl des Textes mit dem Cyklus der kirchlichen Feste im Zusammenhang stehen, und es muß den heiligen Zeiten ihr Recht widerfahren. Auf eine wissenschaftliche Anordnung der Materien kommt es hierbei gar

nicht an, wohl aber darauf, daß die wichtigsten Vorschriften der christlichen Glaubens- und Sittenlehre behandelt werden.

Jedenfalls muß der Prediger eine gute Konkordanz haben und dazu möchte wohl nach der bekannten Büchnerschen sich vorzugsweise eignen: V. K. Veillodters Vers. einer Samml. biblischer Texte, Nürnberg 1794. Wichmanns Bibl. Handkonkordanz. Neue Aufl. von Kindervater. 1806, 2 Teile. K. G. Haupts Bibl. Kasualtext-Lexikon, Quedlinburg und Leipzig 1826. J. G. Hauffs Bibl. Real- und Verbalkonkordanz, oder alphab. geordnetes biblisches Handbuch, 1. B., 1. Abtl., Stuttgart und Tübingen 1828. Man hat alte Spruchregister, welche die biblischen Stellen in alphabetischer Ordnung enthalten und das Nachschlagen bekannter Sprüche sehr erleichtern. Es wäre zu wünschen, daß davon neuere und vollständigere Ausgaben veranstaltet würden.

§ 41.

Von der Behandlung der Texte.

Die Behandlung der Texte ist in formeller und materieller Hinsicht zu betrachten. In formeller Hinsicht läßt sich der Text entweder, in seine einzelnen Bestandteile aufgelöst, analytisch, oder, in einen Hauptgesichtspunkt zusammengedrängt, synthetisch behandeln, wobei jedoch freilich die Art und Weise des Textes berücksichtigt werden muß. In materieller Hinsicht muß der Text nach den richtigen Gesetzen der biblischen Hermeneutik und der praktischen Volksbelehrung behandelt und gehörig benutzt werden.

Die gewöhnliche Benennung für die analytische Form der Predigt ist — Homilie. Dieser Ausdruck ist indessen nicht bezeichnend genug und sagt nichts weiter aus, als was (§ 18) davon bemerkt ist. Die Griechen nannten ihre Vorträge in den kirchlichen Versammlungen „ὁμιλίας“, und die Lateiner „tractatus“, „sermones“, „adlocu-

tiones“, „locutiones“, ohne übrigens dabei an etwas anderes, als an populäre Volksreden über die heilige Schrift zu denken. Auguſtin ſagt in ſeiner Einleitung zu der Homilie über den 118. (119.) Pſ. (Opp. 8, f. 274) „Nunc ad pertractationem ejus (Ps.) accedo — — statui autem, per sermones id agere, qui proferuntur in populis, quos Graeci „*δμιλίας*“ vocant. Tertullian (de anima C. IX) ſagt: „Jam vero prout scripturae leguntur, aut psalmi canuntur, aut adlocutiones proferuntur, aut petitiones delegantur. Gregor d. Gr. nennt ſeinen Vortrag locutio. Vergl. Hom. V. Opp. ed. Par. T. I. p. 1205. Die nicht kirchlichen Reden, oder Abhandlungen von weiterm Umfange, hießen dagegen bei den Griechen „*λόγοι*“; z. B. Juſtins D. M. *λόγος πρὸς Ἕλληνας*, *λόγος παραινετικός*, Gregors von Nyſſa *λόγος κατηχητικός*, Iſokrates *περὶ εἰρήνης λόγος*. Hiernach wäre der eigentlich bezeichnende Ausdruck für die Predigt: *λόγος ἐκκλησιαστικός* geweſen. Auch muß man ſich unter den alten Homilien keineswegs lauter Vorträge denken, welche, wie die Homilien des Origenes, den Text Vers vor Vers kommentieren; bei Chryſoſtomus z. B. nähert ſich die Rede oft ganz derjenigen Form, welche wir jetzt ſynthetiſch nennen; mitunter hatte Chryſoſtomus gar keinen beſtimmten Text, wiewohl er alles auf die Schrift zurückführt.

Weit bezeichnender ſind daher für uns die Ausdrücke: analytiſche und ſynthetiſche Predigt, denn hiermit iſt der formelle Unterſchied in der Behandlung des Textes genau ausgeſprochen. Unter einer analytiſchen (regreſſiven) Predigt haben wir uns eine ſolche zu denken, welche dem Texte Schritt vor Schritt (nicht aber immer Vers vor Vers; denn oft müſſen mehrere Verſe verbunden werden)

folgt und ohne Berücksichtigung eines Themas (Synthesis), auslegt und praktisch verarbeitet, was im Texte enthalten ist; eine synthetische Predigt hingegen ist eine solche, welche den Inhalt des Textes auf einen Hauptbegriff (Synthesis) zurückführt und nach den Gesetzen der logischen Begriffsverhältnisse verarbeitet. Während demnach die analytische Predigt den Text in seine einzelnen Momente auflöst, drängt die synthetische Predigt die einzelnen Momente unter einem Hauptbegriff zusammen. Tritt nun bei dieser analytischen Behandlung des Textes der Fall ein, daß die einzelnen Momente des Textes sich zugleich in die logische Ordnung der Begriffsverhältnisse fügen lassen, so ist das gut, wesentlich erforderlich ist es aber nicht, und eine besondere Gattung von synthetisch-analytischen Predigten entsteht auch daraus nicht; denn diese letztere Form enthält eigentlich einen Widerspruch in sich selbst und ist wirklich nichts weiter als eine synthetische Predigt, welche, zufällig oder durch Kunst, die Teilvorstellungen des Hauptbegriffs im Texte gefunden und sich denselben anzupassen gewußt hat, wodurch aber keineswegs eine besondere Gattung von Predigten entsteht, denn eine jede Predigt soll textgemäß sein, und wenn es sich nun trifft, oder wenn man es versteht, die Teile der Predigt den einzelnen Momenten des Textes anzufügen, so ist das nur eine Zufälligkeit oder eine besondere Kunst. Die sogenannte synthetisch-analytische Form ist von Reinhard in seinen Epistelpredigten vom Jahre 1806, aber nicht immer mit Glück versucht worden. Dieser ehrwürdige Mann hatte es sich zum Grundsatze gemacht, keinen Teil seines oft so verschiedenartigen Textes unbenutzt zu lassen, doch aber alles unter ein Thema zu fassen. Hierdurch entstand aber oft viele Unfruchtbarkeit und Trockenheit, und Reinhard selbst schien auch mit dieser Methode

nicht zufrieden zu sein; denn in seinen Predigten von Jahr 1807 erklärt er in der Vorrede: er habe sehr gewünscht, die Episteln wenigstens noch einmal zu bearbeiten, er würde sie anders als 1806 behandelt haben, und es würde sich haben zeigen lassen, ihr reicher, oft sehr mannigfaltiger Inhalt könne auf eine zweckmäßige Art benutzt werden, wenn man ihn auch nicht gerade unter eine Hauptidee zusammenfasse.

Insofern nun, als die analytische Predigt, oder die einmal sogenannte Homilie, nur den Text verfolgt und denselben auslegt und anwendet, kann sie, der Natur der Sache nach, im allgemeinen keinen eigentlichen Hauptsatz (Thema, propositio) und auch die bei synethetischen Vorträgen üblichе und notwendige Einteilung (Disposition) nicht haben; denn die Homilie entsagt ja durch ihren eigentümlichen Charakter der Synthesis der Vorstellungen in einem Hauptbegriffe. Es kann zwar sein, je nachdem der Text beschaffen ist, daß sich dessen Inhalt unter einem Hauptgedanken zusammenfassen und aussprechen läßt; allein das ist dann nur zufällig und giebt uns kein Recht, der analytischen Rede überhaupt einen Hauptsatz im Sinne der synthetischen Predigt vindizieren zu wollen. In der Homilie ist mit einem Worte der Text das Thema und also der Mittelpunkt, um welchen sich alles dreht, daher denn auch der sehr bezeichnende Ausdruck: concio textualis; in der synthetischen Predigt ist dagegen der Hauptbegriff, das Thema, der Mittelpunkt. Auch würde in der analytischen Predigt der Hauptsatz zu gar nichts dienen, weil nicht dieser, sondern der Text zerlegt und erklärt werden soll, während in der synthetischen Predigt der Hauptsatz den eigentlichen Zentralpunkt bildet, wovon alles ausgeht und worauf alles zurückgeführt wird. Etwas ganz anderes ist aber nun die Frage: ob die Ho-

milie, welche im allgemeinen keinen eigentlichen Hauptsatz im Sinne der synthetischen Predigt haben kann und auch von der gewöhnlichen Abteilung der einzelnen Momente abstrahieren muß, ein bloßes Aggregat zufällig aneinander gereihter, unzusammenhängender und ganz verschiedenartiger Dinge sein dürfe oder nicht? Und diese Frage ist streng zu verneinen. Vielmehr soll auch die Homilie ein Ganzes sein und ein solches zum Bewußtsein der Zuhörer bringen; sie soll als eine in sich abgeschlossene Handlung erscheinen, wie die synthetische Predigt, und keineswegs ein Gemisch der verschiedenartigsten und fremdartigsten Betrachtungen sein; sie soll also auch von einer gewissen inneren Einheit der Handlung ausgehen und auf dieselbe zurückführen. Aber damit ist gleichwohl die Notwendigkeit eines Hauptsatzes nicht bedingt, sondern es ist damit nichts weiter verlangt, als daß man einen geeigneten Text wähle; einen Text, in welchem eine gewisse Einheit der Handlung bereits enthalten liegt, wie dieses namentlich bei allen Parabeln der Fall ist. Die Kunst besteht also in der Wahl des Textes, welcher eine abgeschlossene Handlung enthält, und in der gehörigen Auffassung der im Text enthaltenen Einheit. Eine andere Frage: ob die Homilie einen Eingang haben müsse oder nicht, erscheint, wenn man die Natur und das Wesen des Eingangs richtig aufgefaßt hat, wovon in der Folge die Rede sein wird, ganz unstatthaft. Die Homilie muß so gut wie die synthetische Predigt einen Eingang, oder besser eine Einleitung haben, weil eine jede Vorstellung mit einer andern ihr nahe liegenden verwandt ist und ohne Zusammenstellung damit abgerissen und isoliert erscheint.

Fragt man nun nach dem Verhältnisse beider Formen, der synthetischen und der analytischen, zur praktischen Nutzbarkeit, so ergiebt sich folgendes: Die Homilie ist mehr

Bibelauslegung und bewirkt eben darum eine größere Bekanntschaft mit der heiligen Schrift, wenigstens führt sie tiefer in die spezielleren Situationen derselben; die Homilie erregt ferner in der Regel durch ihre Mannigfaltigkeit mehr Interesse für die Sache, während die synthetische Predigt in ihrer strengen Einheit nicht selten ermüdet; die Homilie führt den Prediger wie den Zuhörer mehr in das reine, echte biblische Christentum und entfernt daher von so vielen müßigen Fragen und Dingen der Schule und des bloß dogmatischen Systems; woher es auch kommen mag, daß strenge Dogmatiker die Homilie nicht lieben; die Homilie wirkt endlich kräftiger auf das Leben, weil sie spezieller die einzelnen Seiten desselben berührt; denn da ihre eigentlichen Texte Geschichte und Parabel sind, die sich so leicht in die Geschichte des eigenen Lebens verwandeln lassen, so ist alles näher gelegt und eben darum wirksamer. Von diesen Seiten möchte also die Homilie den Vorzug vor der synthetischen Predigt verdienen. Allein es eignen sich doch vorerst nicht alle Texte zur Homilie, insbesondere würden viele didaktische die genannten Vorteile nicht darbieten; dann aber ist es doch auch nötig, daß die christlichen Glaubenslehren von Zeit zu Zeit ausführlich und umfassend behandelt werden, und da dieses nur in der strengen Einheit der synthetischen Weise geschehen kann: so würde man verlegen sein, welcher von beiden Formen der Preis zuerkannt werden müßte, bis man sich entschließt, abwechselnd, bald analytisch und bald synthetisch zu predigen. Eine jede Weise hat ihre Vorzüge, und es muß daher der Prediger die gehörige Anwendung davon zu machen wissen. Das Urteil, welches der sonst hochgeschätzte Harms (in seiner Pastoraltheologie II, S. 100) über die Homilie fällt, ist uns sehr übereilt vorgekommen. Er sagt: sie (die Homilie) mache voll, aber nicht satt; sie

sei ein Ruhepolster für träge und geistesarme Pfarrer u. s. w. Dergleichen spielende, witzelnde und durch nichts begründete Urteile schaden der guten Sache doppelt; sie begünstigen das absprechende, durch nichts begründete Urteil junger Männer und hemmen durch die Autorität, welche die Ansicht für sich hat, den Geist der tieferen Forschung. Wir erklären daher die Rede des H. über die Homilie für völlig unbegründet und fragen jeden Kenner, welcher gute Homilien gelesen hat, ob die voll, aber nicht satt machen? Herder sagt (in seinen Briefen, das Studium der Theologie betreffend, 40. Br.): „Erlauben Sie, meine Freunde, daß ich von dieser, der simpelsten und ältesten Methode zu predigen, die Sie die analytische, oder biblische Predigtart nennen mögen, meine Gedanken weiter eröffne. Ich halte sie an ihrem Ort, zumal auch in unserer Zeit, für die beste; für junge Leute insonderheit ist sie die sicherste Pforte zu einer reichen, guten Predigtübung.

Wir haben ein Wort Gottes, das wir lesen, verstehen, anwenden und andern erklären sollen: zu dessen Erklärung, Lehre und Anwendung Prediger eigentlich berufen und angewiesen werden; den meisten unserer Predigten liegen gar Texte vor: — worauf weiset uns dies alles, als auf Homilie, auf eine erklärende, anwendende Predigtmethode? Wir sollen nämlich nicht ein Wörtlein des Texts, das Wort Und etwa, wählen, daraus ein scholastisches oder rednerisches Thema spinnen, dies abhaspeln und weiter Text und Wort Gottes sein lassen, wo sie sind; dazu braucht es keine Bibel. Bibel wird in solchen Predigten nicht gepredigt, der Text in seiner ganzen, lebendigen Ansicht nicht gebraucht; allenfalls könnte man da auch immer über ein Kompendium der Philosophie, oder, wie Kaisersberg that, über Brands Narrenschiff predigen, und die Predigten waren konsistenter.

Jetzt, sobald ein Redner derart sein sauersüßes Thema, ankündigt, ist's nicht, als ob er die Schlummerkörner eines großen Mohnhaupts über die Versammlung streute? Der eine Teil denkt: was soll mir das? Kann mir dieser über einen so allgemeinen, in der Luft schwebenden Satz, über eine in Predigtwindeln eingeschnürte Pflicht oder Tugend sagen, was ich nicht längst aus sicheren Quellen, mit bestimmteren Begriffen und Erfahrungen besser wüßte? Er predigt! und so predige er denn! Sein großes, ewiges Thema ist: hilft's nicht, so schadet's nicht; schadet's nicht, so hilft's nicht; das er durch Teile und Unterabteilungen, nebst introitu und exordio, sechserlei usu und Applikation allemal strenge durchführt. Er beweiset's heute und über acht Tage, und über hundert Jahr, wenn er noch lebt, wird er's wieder beweisen.

Nehmen Sie nun im Gegenteil das Wort Gottes, oder Ihren Text, wie er daliegt. Das meiste davon ist Geschichte, Parabel, und auch alle Lehre mit solchen verwebt: was nun natürlicher, als daß Sie diese als das, was sie ist, zeigen. Ihren Text oder seine Situation beleben und solche in jedem kleinen Gliede des Ganges und Fortganges anwendend verfolgen. Sie kündigen den Inhalt ihres Textes bescheiden an, suchen die Situation in ihm mit wenigen Worten interessant zu machen, oder seine Lehre in Situation zu verwandeln. Diese begleiten Sie nun durch alle Teile der vorliegenden Geschichte, Lehre oder Parabel kurz oder lebendig: Sie generalisieren das Besondere, partikulieren das Allgemeine, machen Ihren Text zum Text der Welt, Ihre Geschichte und Parabel zur Geschichte und Parabel des menschlichen Herzens, die Situation, die Sie anzeigten, in allen Krümmen zur Situation unseres Lebens. Da kann Ihnen niemand entkommen, wenn er auch wollte; da darf niemand

auf Applikation warten, weil alles Anwendung ist; da soll niemand beim Thema verachtend einschlafen, weil es kein trockener Satz, kein universum in nuce ist, sondern alles hier Thema des menschlichen Sinnes und Lebens wird. De te narratur fabula! heißt's beständig, wenn es auch mit keinem Worte gesagt würde: die Sache spricht, die Situation kommt an uns, schlingt sich um uns und läßt nicht eher ab, bis die Predigt aus ist, bis jeder fühlt, daß sie aus sei und sie gern länger wünschte. Sie führten den Zuhörer nicht auf der geschlagenen, ausgetretenen Landstraße, wo es so wenig eine Freude ist, andere zu leiten, als selbst mitzugehen, zumal man ja immer nur, wie das Sprichwort sagt, der Nase folgen darf. In natürlichen, ungesuchten, immer abwechselnden und doch zusammenhängenden Labyrinthen führen sie ihn zum Ziel ihrer Wallfahrt und behalten den Leitfaden immer in ihrer Hand; der Zuhörer muß folgen. Zudem wächst ihre Predigt vom Anfang bis zu Ende auch im Interesse, im Affekt; sie wird in ihrer Grundlage eine Fabel, eine lebendige Situation, oft ein Drama des menschlichen Herzens (ich weiß, Sie stoßen sich am Wort nicht) mit Knoten und Entwickelung, kurz ein unzertrennbares Ganze. Der Zuhörer hat den Vorteil, daß er immer nur Bibel, für sich belebte Bibel hört, ja gewissermaßen vor und um sich sieht. Er hat den Vorteil, daß er sich nachher Stück für Stück, Wort für Wort eines jeden zu erinnern weiß, was gesagt ist, insonderheit was für ihn gesagt ist; er darf nur den Text vor sich nehmen und ihn wie einen fortfließenden Strom oder wie einen Lustweg, wo überall erinnernde Denkmale stehen, hinabwandeln. Er bekommt auch auf diese Weise seine Bibel wieder, da er sie verstehen lernt und auf allen Seiten die Geschichte seines Herzens

in ihr lieſt, bei der andern Methode mag er alles lernen, nur nicht die Bibel, die ſich ihm ja nur in ausgerupften, herbeigezwungenen Stellen darbeut, oder in ewigen Hohltönen, die Sprache der Bibel ſein ſollen und es nicht ſind, um ſein Ohr ſchallte. Auch Sie bekommen die Schrift lieber, die ſich Ihnen auf eine ſolche Weiſe in einer Fülle und Mannigfaltigkeit darbeut, die Sie nie arm werden läßt, da Sie nach jener Mönchsmethode in weniger Zeit blut- und mäuſearm ſind, weil Sie nach ihr ja immer nur vom allgemeinen zehren und ſich dies Allgemeine zu bald aufißt. Hier werden Sie immer neu, wie Ihr Text, wie Ihre Geſchichte: dieſe läßt ſich in verſchiedenen Jahren auch verſchieden anſehen und hat überhaupt tauſend Geſichtspunkte, wenn die kalte, ſcholaſtiſche Abſtraktion nur einen oder gar keinen hat.

Die Morgenröte jedes Morgens geht uns ja mit neuer Huld auf und jede Abendſonne mit neuer Schönheit unter: jeder Frühling, jede wiederkommende Jahreszeit hat ihre neuen unerſchöpflichen Reize. So iſt's mit allen lebendigen Gegenſtänden der Natur, ſo iſt's mit allen Situationen der Bibel. Sie verjüngen uns für uns und wir verjüngen uns mit ihnen. Mich dünkt, man dürfe, man könne keine zwei Predigten über ein Evangelium halten, die in verſchiedenen Jahren ſich völlig gleich ſein dürften, gleich ſein könnten: denn wir ſchwimmen ja immer im Strom der Zeit weiter, unſere Ausſicht, unſere Beherzigung wird alſo anders. — Oder wenn's wäre, wenn man ſich vor dem Einerlei fürchtete: ei, welche Menge von Geſchichten, Parabeln, Sprüchen, Situationen, liegt außer, liegt oft dicht am Text dar, die man mit ihm in Verhältnis ſtellen, in Verbindung ziehen und dadurch ſich und ſeinen Vortrag erneuern und beleben darf! Wer, als ein Tantalus, wollte in dieſem Strom

dürften? Und da in der Bibel wiederum so viele und vielerlei Denkarten von Personen, Büchern, Zeiten sind und man diesen ganzen Garten voll Blumen und Früchte vor sich, zu seinem Gebrauche frei, ja zur Benutznng des ganzen Gartens sich verbindlich gemacht hat: können es uns die Himmlischen und Irdischen vergeben, daß wir statt alle dessen Spinnegeweb teilen, fremde, falschglänzende Rhetorik oder enge Scholastik predigen und damit die Welt einschläfern? Wo bleibt das Wort Gottes, das wir den Menschen in allen seinen Teilen lieb machen sollen? wo bleibt unser Gewissen und unsere Pflicht?

Von früh auf, meine Freunde, üben Sie sich also in dieser analytischen Lehrmethode, die Sie auf das Einzelne, wie auf das Allgemeine, aufs Alte und Neue aufmerksam macht und Ihnen alle Schätze der Bibel und des menschlichen Herzens öffnet. Das beste Symbolum jenes tauben Allgemeinen wären etwa die übel verstandenen Worte Davids: 2 Sam. 23, 5: „All' mein Heil und Thun ist, wo nichts wächst;" das Symbolum dieser Metode ist Fruchtbarkeit, Nutzen, lebendige Gegenwart in jedem Momente. Zu Anfang wird diese Lehrart schwer: denn sie fordert Materialien, immer neue, frische Materialien und ja immer Gegenwart des Geistes und Herzens. Sie will einen munteren Geist, der immer vom Allgemeinen aufs Besondere blicken, im Besonderen das interessanteste Allgemeine auffinden kann: sie läßt sich also nicht durch Regeln, aber wohl durch Beispiele, durch lebendige Übung lernen, und am meisten fordert sie den freien, willigen Geist, der Gott von Herzen, mit ganzer Seele zu dienen Lust hat. Sie hasset alles Wortgeklingel, alle nachgemachte, auswendig gelernte Perioden-Fragmente und Sylbenweisen; kurz, sie hasset die knechtische Dresch-

methode, da man immer und ewig leeres Stroh schlägt. Aber eben durch ihre Schwere und Schwierigkeit lohnt sie. Sie zwingt, sich um Materie zu bemühen, die Schrift, den Lauf der Welt, die Geschichte des Reichs Gottes kennen zu lernen, gute Muster insonderheit des Altertums, die gern immer das Bestimmte, Besondere, Fakta, Situationen, lebendige und dargestellte Ansicht liebten — diese zu lesen, sich mit ihrem Geiste zu nähren und aus ihrer Wirkung wenigstens den edlen Zweck zu lernen, ja nicht unnütze Worthelden sein zu wollen auf der Erde. Hüten Sie sich, meine Freunde, frühe vor diesem Abgrund ohne Erlösung."

Wir haben diese ganze Stelle wörtlich aufgenommen, weil sie nicht nur (wie Herders ganze Schrift) klassisch ist, sondern weil bloße Citate selten verglichen werden und uns doch so viel daran gelegen ist, daß angehende Geistliche über die Homilie gründlicher urteilen lernen.

Zu welchem Reichtum an Gedanken übrigens die Homilie führen kann, davon nur noch einige Belege. Man nehme die Stelle: Matth. 9, 23—27. Will man sie synthetisch behandeln, so wird es allerdings nicht an Stoff fehlen, jedoch wird derselbe manchen Schwierigkeiten unterworfen sein. Wie viel bietet sich aber dar, wenn man analytisch zu Werke geht. „Und er (Christus) trat in das Schiff und seine Jünger folgten ihm." Ein kleines Schiff umschloß damals die Gesellschaft, und jetzt sind Weltteile davon angefüllt. „Und siehe, da erhob sich ein groß Ungestüm" u. s. w. Von den ersten Zeiten hat also die Kirche Christi ihre Kämpfe. „Und die Jünger traten zu ihm und weckten ihn auf" u. s. w. „Die Gefahr weckt und führt zum Herrn." Da sagte er zu ihnen: „Ihr Kleingläubigen" u. s. w. Wie sehr dieser Vorwurf uns alle treffe. „Die

Menschen aber verwunderten sich" u. s. w. Und wir wollen kalt bleiben? — Der Raum gestattet nicht, weitere Belege anzugeben; wir glauben aber verweisen zu dürfen auf unsere Predigtsammlungen (Pred. zu Karlsruhe gehalten, IV Teile), namentlich auf die in der IV. Sammlung befindliche Homilie: Martha und Maria, und auf die: Christus und die Sünderin, anderer in den vorhergehenden Sammlungen befindlichen nicht zu gedenken.

Was nun die materielle Behandlung der Texte, in welcher Form sie immerhin erscheinen mag, betrifft, so haben wir noch folgendes darüber zu bemerken:

1) Der Text muß exegetisch richtig aufgefaßt werden. Er wird dieses aber nur dann, wenn er in dem Sinne verstanden und behandelt wird, in welchem er niedergeschrieben worden ist, zu welchem Verständnisse uns teils der richtige Wortsinn, teils der Zusammenhang, teils der Geist der heiligen Schrift (die sicherste Basis aller biblischen Hermeneutik überhaupt) leitet, und zu welcher Behandlung uns unsere Bestimmung als evangelische Geistliche verpflichtet. Was den ersten Punkt, nämlich das richtige Verständnis betrifft, so ist dieses das Werk der Wissenschaft, insbesondere der Exegese; was aber den letzten Punkt anlangt, nämlich die angemessene Behandlung des Textes, so müssen wir darüber folgendes noch anfügen. Mag es manchen Exegeten, die ihrem Geiste nach völlig außer der Kirche und dem christlichen Leben stehen, hingehen, wenn sie biblische Stellen mit schlauer Kunst verdrehen, um den ihnen gefälligen Sinn herauszubringen; dem Manne aber, der im Namen und aus Auftrag der Kirche lehrt, der feierlich verpflichtet worden ist, die reine, unentweihte Lehre des Evangeliums wiederzugeben, kann eine solche Falschheit niemals gestattet werden.

Der Text muß aber nicht nur exegetisch richtig aufgefaßt, sondern auch: 2) gehörig benutzt werden. Allein diese Aufgabe ist nicht gering und wird häufig gar nicht einmal verstanden.

Dagegen wollen wir gar nicht mehr warnen, daß man den Text zum bloßen Motto der Predigt herabwürdigt und denselben, wenn er verlesen ist, auf die Seite legt. Diese Ungebühr ist gerichtet und kann nur noch von ganz ungeübten Anfängern und rohen Ungläubigen fortgesetzt werden. Allein selbst die Absicht, den Text gehörig zu benutzen, hat manche Gefahren zu bestehen, bis sie zum Ziel gelangt. Man glaubt schon seinen Text gehörig zu benutzen, wenn man daraus eine Veranlassung nimmt, über ein selbst erdachtes und vom Text eigentlich unabhängig erfundenes Thema zu reden; allein der Text soll nicht bloß veranlassen, sondern er soll der alleinige Grundgedanke des Predigers sein, so daß derselbe nicht aus sich, sondern daß der Text durch den Prediger redet. Den Text gehörig benutzen, heißt ferner nicht, jeden Teil und jede Unterabteilung der Predigt mit dem Texte in eine gewisse Übereinstimmung zu bringen, also, daß man im Grunde nur sich selbst predigt, den Text aber zum Zeugnisse der Wahrheit herbeizieht. Dieser Fehler beschleicht oft selbst die besseren Prediger, weil sie noch nicht gelernt haben, ihrer eigenen Weisheit dem Texte gegenüber zu entsagen. Den Text gehörig benutzen, heißt endlich nicht, entweder Hauptmomente des Textes zu übergehen, oder aus dem Texte mehr herauszubringen, als er wirklich enthält. Der erste Fehler entsteht leicht bei längeren Texten und bei den Perikopen; der zweite Fehler entwickelt sich, wenn man mit Gedanken und Worten spielt und eigentlich nichtsbedeutende Momente zu etwas Wesentlichem macht. Man wird ein-

wenden, oft gezwungen zu sein, Hauptmomente des Textes für diesmal übergehen zu müssen, weil sich die verschiedenen Gedanken und Wahrheiten nicht unter einen Hauptsatz bringen ließen; allein dann ist der Text fehlerhaft gewählt und muß in seiner Abteilung verbessert werden, selbst wenn es eine vorgeschriebene Perikope ist, und der Prediger ist wohl ermächtigt, bei solchen Texten zu erklären, daß er diesmal nur einen Teil vom Ganzen behandeln wolle. Was indessen den zweiten Fehler betrifft, wonach man mehr in den Text hineinträgt, als darin liegt, so ist hier leichter auszuweichen, wenn man sich nur von allen Tändeleien und Spielereien mit Worten enthält. So führt z. B. Palmer (Homiletik, S. 530) eine Predigt von Krummacher an, welche die Verklärung Christi auf Tabor zum Gegenstande hat. Die Erzählung, heißt es, schließt mit den Worten: „Da die Jünger ihre Augen aufhuben, sahen sie niemanden als Jesum allein.“ Leicht läßt man dieses als einen Schluß stehen, der weiter nichts mehr zu betrachten gebe. Krummacher aber faßt die Worte noch mit kräftiger Hand (?) an; „Jesus allein“ macht er zum Losungswort und weiß auch hieraus noch viel Schönes zu entwickeln u. s. w. Aber dieses Schöne liegt offenbar nicht im Texte, sondern wurde in denselben hineingetragen, und das ist ein Fehler. — Die wahre Benutzung des Textes ist vielmehr diese, daß derselbe das eigentliche Thema, den eigentlichen Gedanken des Predigers bildet, alles Fremde und nicht im Texte Liegende ausschließt und wirklich und ganz so der Gemeinde zum Bewußtsein gebracht wird, wie er sich giebt. Es kommt dabei nur darauf an, daß der Prediger im vollen Glauben an das Bibelwort steht und nicht sich, sondern dieses zu predigen beabsichtigt, und der Text wird gewiß gehörig benutzt werden.

Ist diese Bedingung erfüllt, daß nämlich das Bibelwort seine Geltung gefunden hat, so können nun auch nach Umständen Modifikationen eintreten, welche insbesondere für solche Prediger, welche fortwährend über die Perikopen zu predigen haben, unvermeidlich sind. Man kann den Text a) nach seinem Grundgedanken behandeln, was freilich immer das Beste sein wird, wenn das angegebene Hindernis nicht stattfindet; man kann aber auch den Text b) nach seiner aus diesem Grundgedanken natürlich und ungezwungen hervorgehenden Ideenverbindung; c) nach einzelnen, jedoch mit dem Ganzen kohärierenden Teilvorstellungen; d) nach seinem Geiste im allgemeinen auslegen und anwenden, und immer wird man textgemäß predigen. Ein Beispiel wird dieses näher erläutern. Man kann den schwierigen Text: Luk. 16, 1—9 (vom ungerechten Haushalter) a) nach seinem Grundgedanken auffassen und vom rechten Gebrauche der irdischen Güter reden (denn offenbar will Christus nichts anderes thun, als aus der sündigen Welt ein Beispiel entlehnen, um dasselbe als ein Analogon für sein Reich zu gebrauchen; offenbar will die Parabel nichts anderes ausdrücken, als dieses: wie man es in der sündigen Welt mit dem Mammon mache, so sollen es die Kinder des Lichtes in einem höheren und besseren Sinne auch thun); man kann aber auch b) diesen Text nach seinen, aus diesem Grundgedanken natürlich und ungezwungen hervorgehenden Ideenverbindungen benutzen und von den Gefahren des ersten Schrittes zum Bösen reden; denn der erste Betrug führt zum zweiten u. s. w.; man kann ferner c) diesen Text in seinen einzelnen, jedoch mit dem Ganzen kohärierenden Teilvorstellungen umfassen und das Thema wählen: „Thue Rechnung von deinem Haushalten“, was sehr reichen Stoff anbieten und stets mit dem Hauptinhalte des Textes in der genauesten Verbindung

bleiben kann; man darf endlich d) diesen Text nach seinem Geiste aufnehmen und die wahre Klugheit im Gegensatz mit der Klugheit der sündhaften Welt beleuchten. Ebenso kann man, um ein anderes Beispiel zu wählen, den Text: Luk. 5, 1—11 a) nach seinem Grundgedanken aufnehmen und da von der eigentümlichen Weise handeln, wie Christus seine Jünger gewann; b) nach den Ideenverbindungen, und da von der unwiderstehlichen Gewalt reden, welche Christus fortwährend ausübt, c) nach einzelnen Teilvorstellungen, und da von den Gefühlen sprechen, welche uns Gottes fortgesetzte Gnade abnötigt; d) nach dem Geiste, und da den Zusammenhang der eigenen Thatkraft des Menschen und der göttlichen Hilfe untersuchen. Nur muß man sich hüten, daß, wenn man den Text nach seinen einzelnen Momenten aufsuchen will, der Zusammenhang mit dem Ganzen nicht verloren gehe und man nicht in dem Texte einen eigenen Text bilde. Wer z. B. aus der Perikope: Luk. 2, 42—52 nur die letzten Worte, oder aus der: Joh. 2, 1—11 bloß die Worte: „aber die Kinder des Reiches“ u. s. w., oder auch Matth. 8, 23—27 bloß „und er schlief“ nehmen wollte, würde eigentlich den Text nicht, sondern eine daraus abgerissene Stelle behandeln. Ferner hat man sich zu hüten, daß, wenn man den Text nach seinem Geiste auffaßt, wobei eigentlich kein einzelnes Moment besonders hervorgehoben wird, sondern alle gleichmäßig in Betracht kommen, die einzelnen Momente nicht mit Zwang herbeigezogen werden; denn das läuft doch am Ende nur auf eine homiletische Spielerei hinaus und gewährt keinen Nutzen.

Was indessen bei allen diesen Regeln das Wichtigste ist, das können wir nur darin finden, wenn die Benutzung des Textes 3) wahrhaft erbaulich und praktisch ist. Was helfen alle homiletischen Künste, wenn der Verstand nicht erleuchtet,

das Herz nicht gerührt und der Wille nicht gebessert wird! Wir bewundern manches homiletische Produkt, aber näher betrachtet ist es nur Schaum und leeres Wortgepränge; die Rezensenten spenden das Lob dem Scharfsinne in der Erfindung, der strengen logischen Ordnung und der gelungenen Durchführung; aber die nach Heil dürstende Gemeinde ist leer ausgegangen. Die Hauptsache ist und bleibt sonach immerdar das praktische Moment in der Behandlung der Texte, und wenn ihr nichts wirkt im echt christlichen Sinne, so spart auch eure Künste.

Diese angegebenen Grundsätze passen nun im allgemeinen auf alle Arten von Texten; indessen wollen wir doch einige davon noch in der Kürze besonders betrachten.

Die parabolischen Texte enthalten eine in Geschichte eingekleidete, religiöse oder moralische Lehre und eignen sich eben deshalb ganz besonders für den Volksunterricht. Die Parabel ist eine lebendige Moral oder Lehre, daher anschaulicher, anziehender für das Volk und auch vielseitiger für den Prediger. Die Parabel paßt für jedes Zeitalter, für jede Lage und kann stets zur Geschichte des einzelnen Menschen gemacht werden (vgl. Herders Briefe d. Studium der Theologie betreffend, 41 Br. A. Fr. Unger: De Parabolarum Jesu natura, interpretatione etc. Leipzig 1828). Bei der homiletischen Behandlung der Parabel kommt es nun zunächst darauf an, daß man die darin versinnlichte religiöse und sittliche Wahrheit vollständig auffasse, damit man nicht auf Nebendinge gerate und so das eigentliche Moment unberücksichtigt lasse; ferner, daß man keinen einzelnen Zug, der zum Ganzen wesentlich gehört, übergehe, (weshalb auch längere Parabeln, z. B. die vom verlornen Sohne (Luk. 15), oder die vom reichen Manne (Luk. 16), nicht wohl in einer Predigt erschöpfend behandelt werden

können); daß man aber auch nichts hineinbringe, was der Text nicht enthält (ein Fehler, der oft zu bemerken ist); daß man ein gewisses Gleichmaß in der Behandlung der einzelnen Momente beobachte; daß man endlich in der Ausführung jenem einfachen parabolischen Geiste treu bleibe und alles faktisch wiedergebe, wie es vorliegt. Dieser letztere Punkt verdient vorzüglich berücksichtigt zu werden, und man muß daher mit dem Geiste des Parabolischen innigst vertraut sein, um eine Parabel gehörig zu behandeln. Wer z. B. bei der Parabel vom reichen Manne (Luk. 16) in dogmatische Untersuchungen über den Zustand der Seligen im Himmel, oder der Verdammten in der Hölle, oder in gleich dogmatische Untersuchungen über Offenbarung und Vernunft (V. 29—31) eingehen wollte, würde das Parabolische, dem das Geschichtliche blos zur Einkleidung dient, ganz aus den Augen verlieren. Die geeignetste Behandlungsweise für parabolische Texte ist die analytische, und man kann sagen, die Parabel ist der gemachte Text für die Homilie.

„Bei einem historischen Texte", sagt Reinhard (Geständn., S. 117) „kommt alles darauf an, daß man sich ganz auf den Schauplatz der Geschichte versetze, sich das Geschehene mit allen seinen Umständen so lebhaft als möglich vergegenwärtige und alles gleichsam vor seinen Augen vorgehen lasse. Man muß daher jede Erzählung in ihrem Zusammenhange mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden betrachten; muß sich Zeit und Ort, wo alles vorgegangen ist, so genau als möglich vorstellen; muß den Ursachen und Veranlassungen nachforschen, die jedes Faktum gehabt hat; muß sich an die gleichzeitigen Begebenheiten und Erfolge erinnern, die mit dem, was man vor sich hat, entweder in Verbindung stehen, oder ihm doch das Licht geben; man

muß endlich, wie es die Gesetze einer richtigen historischen Interpretation mit sich bringen, alles in dem Geiste und Sinne der Zeit fassen, in welche die erzählte Thatsache gehört. Richtet man", fährt Reinhard fort, „nun nach diesen allgemeinen Vorbereitungen seine Aufmerksamkeit auf die handelnden Personen, sieht man auf die Meinungen, Gesinnungen, Wünsche und Bedürfnisse, welche sie äußern; beobachtet man die Sitten und den Charakter, welchen sie zu erkennen geben; forscht man nach den Eindrücken und Folgen, welche jedes Wort, jede Äußerung, jeder Schritt der handelnden Personen hervorbringt; überschaut man endlich die Wirkung, welche ein solcher Erfolg gehabt hat, im allgemeinen und ganzen: so ist es fast nicht möglich, daß man nicht auf etwas kommen sollte, das weiter erwogen und ausgeführt zu werden verdiente." Der Anfänger nehme irgendeinen historischen Text und versuche sich nach diesen umfassenden Winken an demselben, und er wird sogleich die Früchte ernten. Reinhard selbst zeigt nun die Anwendung dieser Regeln an vielen Beispielen, S. 119 f. (Vgl. W. Ottos Denkschrift des Herzogl. Nassauischen evang. theol. Seminar in Herborn für das Jahr 1830. Enthaltend eine Abhandlung über die Behandlung historischer Texte in Predigten. Herborn, 1830).

Was nun von den parabolischen und historischen Texten gilt, das findet überhaupt bei bildlichen Texten statt.

Über die Behandlung der didaktischen Texte erklärt sich Reinhard (Geständn. S. 148 f.) also: „Bei diesen ist die Lehre, welche abgehandelt werden soll, sie sei theoretisch oder praktisch, zuweilen dergestalt gegeben, daß man keine Wahl hat, sondern sie, wenn man den Text nicht will liegen lassen, notwendig zur Hauptsache machen muß. Hier kommt denn meines Erachtens alles darauf an, ob man das, was

zu einer gründlichen Behandlung gehört, im Texte findet und ohne Zwang daraus ableiten kann, oder nicht. Im ersten Falle muß man sich notwendig an den Text halten und durch eine natürliche oder willkürliche Analyse alles aus demselben entwickeln; man gewinnt dadurch den Vorteil, daß alles leichter gefaßt und dem Gedächtnisse eingeprägt wird, und die Zuhörer zugleich eine Anleitung zu einem nützlichen Nachdenken darüber, erhalten. Im andern Falle bringt man wenigstens so viel als möglich ist, mit den Worten des Textes in Verbindung und ergänzt das übrige durch freie Meditation. — Übrigens tritt der Fall, wo die Materie dergestalt vorgeschrieben ist, daß man eine andere füglich gar nicht wählen kann, vornehmlich bei kurzen, nur aus wenigen Worten oder Versen bestehenden Texten ein; weitläufigere didaktische Texte verstatten schon eine willkürlichere Behandlung." (Vgl. W. Ottos Denkschrift u. s. w. über die Behandlung biblischer Lehrtexte 1. St., Herb. 1832; 2. St., Herb. 1834).

---

3. Kapitel.

Von den zur Ausführung eines Hauptsatzes erforderlichen Materialien.

§ 42.

Übergang.

Die Erfindung kann sich mit einem Hauptsatze und Texte noch nicht begnügen, sondern es müssen nun auch die weiteren Momente, woraus eine Predigt entsteht, berücksichtigt werden. In formeller Hinsicht wird nun zwar hier die Disposition aushelfen und die Synthesis in ihre Bestand-

teile auflösen; allein diese Operation hat gewisse allgemeine Bedingungen und kann nicht willkürlich unternommen werden. Es handelt sich nämlich auch darum, welche Momente der christliche Prediger zu beachten hat, um den Zweck der Predigt: Erbauung vermittelst des Wortes Gottes, zu bewirken. Die Predigt soll gleichmäßig den Verstand erleuchten, das Herz bewegen und den Willen bestimmen. Dieser Zweck erfordert mehr, als nach beliebigen Einfällen zu sprechen, und gerade hier zeigt es sich, daß eine wissenschaftliche homiletische Durchbildung von großer Bedeutung für die Predigtweise ist. Der Verstand wird nun erleuchtet durch Gedanken, Gründe, Beweise; das Herz wird bewegt durch das Herz, durch die Salbung und Innigkeit der Predigt, und der Wille wird bestimmt durch entschiedene Motive, insofern freilich der Wille des Menschen durch menschliche Kraft zu bestimmen ist. Von diesen einzelnen Teilen ist nun hier die Rede.

§ 43.

Von der Erleuchtung und Bildung des Verstandes.

Da das Wachsen in der Erkenntnis die Grundbedingung eines fortschreitenden christlichen Lebens ausmacht, so ist denn auch die Erleuchtung und Bildung des Verstandes vermittelst christlicher Erkenntnis die erste Aufgabe des Predigers. Diese Verstandesbildung beruht aber auf Erklärungen, Gründen und Beweisen.

Eine jede Predigt soll die Absicht haben, die christliche Erkenntnis bei den Zuhörern zu fördern, weil nur die klar erkannte Wahrheit bleibende Eindrücke macht und machen kann, und wir nie ohne den genauesten Anteil des Verstandes erbauen. Eine gewisse Partei wird dieses standhaft wider-

sprechen; aber dann sollen diese bodenlosen Gefühlsprediger ihre Wirksamkeit erst beweisen und andere, als höchstens momentane Erregungen aufzeigen. Jenes Überschwengliche, worin sich manche Prediger gefallen, ist nichts weiter, als ein armseliges Auskunfsmittel für den Mangel klar gedachter und bestimmt aufgefaßter biblischer Grundsätze, und wer sich des rechten Weges bewußt ist, braucht nicht im Nebel zu tappen. Es giebt zwar auch ein Publikum, welches die Unbestimmtheit und das Zwielicht des Glaubens mehr liebt als die feste Bestimmtheit; aber darum handelt es sich so wenig, als um diejenigen, welche Heidentum dem Christentume vorziehen. Nur an klar gedachte Ideen knüpft sich ein tiefes Gefühl, wie ein lebendiges Streben, und wenn man uns entgegnen wollte: jene Gefühle, die am tiefsten sind, haben oft gar keinen klar erkannten Gegenstand, so ist das nicht wahr; der Gegenstand selbst ist erkannt; aber freilich noch nicht in einen vollständigen logischen Begriff gebracht. Man kann z. B. Gott und Christum nur insofern lieben, als man ihn erkannt hat, und je mehr man sich mit der Größe und Herrlichkeit Gottes und Christi vertraut macht, desto lebendiger wird unser Glaube und unsere Liebe sein; gleichwohl gestehen wir gern ein, daß wir in die Tiefe der göttlichen Geheimnisse noch lange nicht eingedrungen sind. — In unsern Tagen ist es aber nun doppeltes Bedürfnis, den Verstand zu erleuchten und in der christlichen Erkenntnis vorzuschreiten, als es so sehr daran fehlt und als wir eingestehen müssen, daß der Krebsschaden in unserer Kirche nicht sowohl der Unglaube, als die Unkunde und der Unverstand in christlichen Dingen ist. Man ist bei allem Gerede von Fortbildung bis zur Roheit unwissend geworden in allem, was wahrhaft echt biblisch christlich genannt zu werden verdient, und ohne daß dieser Roheit gesteuert wird,

kommt man nirgends weiter. Man kann dabei bändereiche Sammlungen von gedruckten Predigten lesen und man trifft vielleicht nicht auf eine Rede, wodurch irgendeine Grundlehre der christlichen Glaubens- und Sittenlehre erschöpfend behandelt und auf bleibende Erkenntnis berechnet wäre. Ein leeres, nichtssagendes Spiel mit schönen Redensarten und Bildern, ein jämmerliches Drehen um bloße flüchtige Seifenblasen der Phantasie, das war es größtenteils, womit die bisherige Predigtweise ihre Aufgabe zu erfüllen suchte, und die besten Predigten in den Augen des Publikums waren in der Regel nur die, welche die beste Unterhaltung gewährten. Aber man hatte ja auch nichts für den christlichen Verstand, weil man selbst keinen solchen besaß und man konnte keine christliche Erkenntnis fördern, weil sie dem Prediger abging. Selbst im Unglauben war man nicht konstant, sondern nur bodenlos und verwirrt, und jede Predigt solcher verworrenen Köpfe setzte aufs neue an, zu irgendeinem Ziele zu gelangen.

Fassen wir nun die Idee der Förderung echt christlicher Erkenntnis in bestimmte Begriffe, so kommen wir bei den Erklärungen, Gründen und Beweisen an. Die Erklärungen sind im weitern und engern Sinne zu nehmen. Im weitern Sinne betreffen sie allgemeine Aufklärungen über unbekannte oder doch minder bekannte Dinge in der christlichen Erkenntnis, populär praktische Expositionen wichtiger Glaubens- und Sittenlehren, wodurch das Volk wirklich in seiner Erkenntnis weiter gebracht wird und sich seines Glaubens mehr und mehr bewußt wird. Der Prediger soll zwar keine Dogmatik und keine Sittenlehre als Wissenschaften predigen, aber er soll sich über Dogmen, über Glaubenssätze und Sittenlehren belehrend in angemessener Weise aussprechen. Die Lehre von Gott, von Christo, vom Menschen, von der Ewigkeit; dann die Lehre von dem Eide, von Geiz und

Sparsamkeit, von der falschen und von der rechten Demut, von der Liebe überhaupt, von der Feindesliebe insbesondere u. s. w. können unmöglich mit jener matten Oberflächlichkeit forthin behandelt werden, wie dieses bisher zum größern Teile geschehen ist; die Zeit will wieder kräftigere Gerichte, als einige elende O! und Ach! und, damit die Tische voll werden, muß auch der Geistliche wieder etwas vorzusetzen haben. Aber freilich gehört dazu mehr, als daß man kurz vor der Predigt eine dürftige Disposition entwirft oder abschreibt und nun darüber eine Viertelstunde schwatzt. Man muß sich seines Gegenstandes bemächtigt haben, und also studieren und lernen. Und wenn unsere Prediger häufig über schlechten Kirchenbesuch und über geringe Erfolge ihrer amtlichen Wirksamkeit klagen, so sollen sie vorerst bei sich selbst nachsehen, an wem die Schuld eigentlich liegt und ob man den Leuten zumuten kann, eine Predigt anzuhören, in welcher der Prediger selbst nicht weiß, was er will. — Die Erklärungen im engern Sinne sind: 1) Textauslegungen, wobei ebenso wenig Oberflächlichkeit als Anwendung unnützer gelehrter Kenntnisse stattfinden darf. Die hier gemeinte Textauslegung oder Texterklärung ist nämlich die, welche in der Regel auf die Ablesung des Textes unmittelbar folgt. Zwar soll die ganze Predigt eine Textauslegung im weitern Sinne sein; allein es wird daneben auch noch eine besondere erfordert. Der Text muß: a) in seine natürliche Ideenverbindung gebracht werden, in welcher die heilige Schrift ihn giebt; es muß also der Zusammenhang des Textes mit den vorhergehenden Gedanken anschaulich hervortreten, und dieses ist um so notwendiger, als nur dadurch der heillosen Willkür und der frevelhaften Verdrehung der Texte vorgebeugt werden kann; denn also lügen kann man doch nicht an heiliger Stätte, wenn der Zusammenhang richtig erfaßt

ist, als man dieses dann zu thun keinen Anstand nimmt, wenn der Text isoliert und außer allem Zusammenhange mißhandelt wird. Wir enthalten uns, Belege hierüber zu geben; aber sie können gegeben werden. Der Text muß ferner: b) in seinen dunkeln Momenten dem Schriftsinne überhaupt gemäß aufgehellt werden; wir sagen: dem Schrift=sinne gemäß; denn dieser allein entscheidet. Hat der Prediger den rechten Schriftsinn noch nicht, so erwerbe er sich den=selben; denn das ist sein Amt und seine Pflicht; hat er ihn aber, so darf kein Exeget in der weiten Welt ihn irre machen. Der Text muß endlich: c) in den praktischen Gesichtspunkt gestellt werden, von welchem der Prediger für diesesmal ausgehen will. Der Reichtum des biblischen Inhaltes ist nämlich unendlich und man kann über einen und denselben Text zehn Predigten halten und immer dem biblischen Geiste treu bleiben. Die wahre Kunst des Predigers besteht aber darin, daß der Text dem Zuhörer so erscheint, als ob er für diese spezielle Behandlung der Predigt allein geschrieben sei. — Zu den Erklärungen im engern Sinne gehören: 2) Die Entwickelungen und Erläuterungen schwieriger Be=griffe: ein Moment, welches für die Förderungen christlicher Erkenntnisse von großer Bedeutung ist. Die Begriffe von Ehrfurcht und Furcht Gottes, von Demut und Bescheiden=heit, von Stolz, Hochmut und Eitelkeit, von Geiz, Habsucht, und Sparsamkeit z. B. und so viele andere können nicht scharf und bestimmt genug entwickelt werden und überhaupt, je klarer der Begriff ist, von welchem der Prediger ausgeht, desto wirksamer wird sein Vortrag sein. In der Predigt sind nun freilich eigentliche Definitionen selten anwendbar, weil dieselben von der Mehrheit der Zuhörer nicht verstanden werden; allein es können Umschreibungen dafür dienen und man kann die Sache durch Gleichnisse und Bilder erläutern.

Am besten geschieht dieses durch biblische Geschichten und Gleichnisse; jedoch können auch geeignete Gleichnisse und Bilder aus dem Leben dazu verwendet werden. Wer den Reichtum der biblischen Geschichte in seiner Gewalt hat, der wird selten an einem passenden Beispiele Mangel haben; aber leider kennen unsere Prediger selbst nicht genug den Inhalt der heiligen Schrift und namentlich werden die alttestamentlichen Beispiele und Thatsachen viel zu wenig benutzt.

Ein anderes Mittel, den Verstand zu erleuchten und die christliche Erkenntnis zu fördern, sind Gründe und Beweise. Grund nennt man das Moment, worauf eine Wahrheit beruht, und je zahlreicher und prägnanter diese Momente sind, desto mehr wird die Wahrheit herausgestellt. Beweisen heißt, etwas gewiß machen und zwar mit Gründen. Nun ist zwar jene strenge Beweisführung in christlichen Dingen in dem Grade nicht möglich, daß eine vollständige Evidenz herauskommt; allein der Prediger gehe so weit, als er kann und bemühe sich nur, seine Gründe so stark als möglich hervorzuheben, oder, um den vorliegenden Gegenstand an seiner Wurzel zu erfassen, er bemühe sich nur, für jene so häufigen leeren Deklamationen *Gründe* vorzubringen. *Eine jede Materie, über welche der Prediger sich ausspricht, muß so klar und stark als möglich begründet werden*: diesen Grundsatz präge sich jeder Prediger ein und er wird ganz anders auftreten. Dabei fürchte man nicht, daß die Vorträge dadurch, wie man zu sagen pflegt, trocken werden; die christliche Wahrheit ist nie trocken.

Was nun die Art und Weise der Gründe betrifft, deren sich der christliche Prediger zu bedienen hat, so nennen wir zunächst die *Schriftbeweise*, oder die Deduktionen der Wahrheit aus dem Worte Gottes. Wir stellen diese obenan, weil sie vorerst auf der göttlichen Offenbarung beruhen,

also gewiß sind, und weil sie ferner eine eigentümliche Macht für das gläubige Gemüt haben. Ein einfacher Bibelspruch ergreift und überwältigt wunderbar; selbst die noch nicht erleuchteten Zuhörer werden davon mehr angeregt als durch sonstige Gründe, und die geeigneten Bibelsprüche in einer Predigt klingen stets wie eine Stimme von oben. — Es giebt aber auch neben den Schriftbeweisen solche, welche die Wahrheit aus dem christlichen Bewußtsein der Zuhörer deduzieren. Auch diese sind von großer Wirkung, um so mehr, als die Zuhörer vorgeschritten sind in der Erkenntnis. Man kann diese Beweise auch die christlichen Vernunftbeweise nennen. So läßt sich z. B. die Versöhnung durch Christi Opfertod recht wohl damit begründen: a) daß begangene Sünden unter keinen Umständen ungeschehen gemacht werden können; b) daß die Gerechtigkeit Gottes ebenso gewiß eine absolute ist als die Heiligkeit, und daß c) eine von Gott selbst eingeleitete Vermittelung hier den einzig möglichen Ausweg darbiete, um der Gerechtigkeit genug zu thun und auf der andern Seite der Gnade freien Raum zu gestatten. Es giebt aber auch noch Erfahrungsbeweise oder Deduktionen der Wahrheit aus christlicher Erfahrung, welche recht angewendet, den Schriftbeweisen nahe kommen. Wer einmal am eigenen Herzen erkannt hat, was das Christliche aus so reicher Fülle gewährt, der ist bald zu überzeugen, und selbst diejenigen, welche solche Erfahrungen noch nicht gemacht haben, werden dadurch gewonnen; denn es sind ja Thatsachen, die hier zum Grunde gelegt werden, die man jeden Augenblick wahrnehmen kann. Wer z. B. kann dem wahren Christen höhere Weisheit, edlere Gesinnungen und würdigere Thaten und Handlungen absprechen? Wer muß nicht in einem wahrhaft frommen Gemüte den höchsten Grad der menschlichen Vollkommenheit erkennen, die auf Erden

Bayerische Staatsbibliothek MUNCHEN

erreichbar ist? Was läßt sich also praktisch gegen das Christliche vorbringen?

Dabei sind aber nun in der Kanzelberedsamkeit schlechthin alle Scheingründe, sie mögen sich auf Bibel- oder Erfahrungsbeweise gründen, zu vermeiden. Zu diesen Scheingründen gehören nicht allein alle offenbar exegetisch und dogmatisch unrichtigen Auslegungen von den Bibelstellen, sondern auch alle Gründe, welche auf die Geistesbeschränktheit der Zuhörer berechnet sind und folglich keine allgemeine Gültigkeit haben. Den Landmann z. B. mit abergläubischen Strafen des Meineides zu schrecken, ist nicht nur unwürdig, sondern sündlich. Und es ist schon unwürdig, wenn man nicht ganz lautere religiöse Begriffe zu Motiven wählt. Die Wahrheit, rein an sich, hat so viele Kraft, daß man nichts als nur sie nötig hat, und nur der rechte Grund für eine jede Sache ist der schlagendste Beweis dafür. Daher ist es denn auch freilich nicht so leicht, als Verkündiger des ewig Wahren aufzutreten; es will tief erkannt und in seinem ganzen Umfange verstanden sein.

Zum Schlusse des §, über die Erleuchtung des Verstandes, müssen wir noch eines besonderen Mittels gedenken, nämlich dessen, was man Popularität im Predigen nennt. Alle Gründe und Beweise sind ohne Erfolg, wenn sie nicht in dem Grade deutlich sind, daß die anwesenden Zuhörer solche verstehen. Nichts ist klarer als dieses. Hieraus hat sich ein eigenes Kapitel in der Homiletik gebildet, welches von der Popularität handelt, und es hat dieser Gegenstand viele Federn in Bewegung gesetzt. Die ganze Sache dreht sich aber nur um den einfachen Satz: man soll verstanden werden von den jedesmaligen Zuhörern. Sind diese Zuhörer ungebildete Landleute, so muß man so zu ihnen reden, wie es ihrer Fassungskraft angemessen ist;

sind diese Zuhörer Gebildete, so kann man anders zu ihnen reden. Der Begriff von Popularität ist daher ein durchaus relativer, und wenn wir so reden, daß man uns klar und voll versteht, so reden wir populär. Nun freilich sind unsere Zuhörer oft sehr gemischt und können unmöglich nach einem Maßstabe beurteilt werden; in Städten namentlich sind oft alle Grade von Bildung, von dem untersten bis zum obersten in einer Kirche vereinigt, wie will man da gleichmäßig verstanden werden? Leichter als man glaubt, wenn man wahrhaft christlich und erbaulich predigt; denn das versteht ein Kind und dadurch wird der ernste Denker befriedigt. Das viele Gerede von Popularität hat daher auch erst dann begonnen, als man nicht mehr das einfache Bibelwort, sondern ganz andere Dinge predigte; Dinge, die oft der Prediger selbst nicht verstand. Kehren wir daher zu dem zurück, von dem wir nie hätten weichen sollen, und jedermann versteht uns nicht nur, sondern jedermann wird auch befriedigt werden. Nur in der Lehre vom Stil wird dann noch der Ort sein, von der Popularität zu sprechen.

Cicero (De legib., L. 1, C. 6. Epist. ad Quint. fratr., L. 1, C. 1. Orat. C. 44 De finib. bonor. et malor. C. 5) nennt „populariter loqui“ was das Volk versteht und was das Volk interessiert, und setzt daher populariter und limatius entgegen. Dieses ist auch völlig hinreichend zur Begriffsbestimmung von Popularität. Was übrigens dem Verständnisse der Predigten so sehr im Wege steht, ist die Unbekanntschaft des Volkes mit dem Wesen eines Hauptsatzes und seiner Einteilung, und es dürfte daher für die Geistlichen und Schullehrer kein unwichtiger Gegenstand sein, die Schulkinder in diesem Punkte besser zu unterrichten und sie anzuleiten, die Hauptsätze und Hauptabteilungen der Predigten zu bemerken. Ich wenigstens habe dieses überall gethan und bald einen guten Erfolg bemerkt.

§ 44.

Von den Rührungen des Herzens.

Rühren heißt, etwas in Bewegung setzen. Das menschliche Herz kann nun auf mancherlei, oft sehr unerlaubte Weise in Bewegung gesetzt oder gerührt werden. Hier handelt es sich aber nur von solchen Bewegungen, die das Christentum gestattet, und beharren wir allein in dieser geheiligten Sphäre, so wird das Herz gerührt: 1) durch jede klare Vorstellung vom Wahren, Schönen und Guten; 2) durch frohe und schmerzliche Erinnerungen; 3) durch Anregung jener, in allen nicht ganz verdorbenen Menschen liegenden Gefühle und Neigungen gegen das Schlechte und für etwas Höheres und Besseres, oder durch Anregung jener frommen Sehnsucht nach einem bessern Zustand der Dinge; 4) durch jenes fromme und gemütliche Wesen des Redners selbst, das sich in seinem ganzen Äußern, in Stimme, Blick und Geberden äußert. Eine verstärkte Gattung von Rührungen sind die Erschütterungen.

Ein Gegenstand von großer Wichtigkeit für die Kanzelberedsamkeit sind die Rührungen des Herzens; denn so gewiß der Mensch ein Herz hat und kein bloßes Verstandeswesen ist, so gewiß muß auch dieses Herz mit in das Interesse gezogen werden, und es war eine sehr fehlerhafte Richtung der Kanzelberedsamkeit, welche alle Rührung entfernt wissen und den Menschen nichts als ein trockenes Pflichtenregister vorhalten wollte. Indessen ist gerade hier große Behutsamkeit nötig, um das Rechte zu finden. Vorerst sind alle Rührungen auf Kosten der Wahrheit durchaus verwerflich, denn wenn auch wirklich durch unwahre Vorstellungen oder durch übertriebene Schilderungen das Herz auf Augenblicke

in Bewegung gesetzt wird, so ist alles Unwahre nicht nur für den Kanzelredner unwürdig, sondern auch, sobald der Rauch der Gefühle vorübergeht, völlig gehaltlos. Ebenso und noch verwerflicher sind alle Bewegungen, welche durch Entzündung sinnlicher Leidenschaften hervorgebracht werden. Wenn Antonius nach der Ermordung Cäsars das blutige Gewand desselben emporhob und die Menge damit in eine Leidenschaft versetzte, die an Raserei grenzte, so sieht man leicht ein, wie nur ein Antonius so etwas thun konnte. Verwerflich sind drittens alle Rührungen in der Kanzelberedsamkeit, welche bloß auf einem theatralischen Effekt, auf theatralischem Mienen- und Geberdenspiel beruhen. So hörte ein Reisender jenen bekannten Werner zu Wien predigen. Neben standen zwei Mädchen, welche bitterlich weinten. Der Reisende, welcher kein Wort verstand, fragte endlich seine Nachbarinnen, ob sie denn den Prediger verständen? „Ach nein“, war die Antwort, „aber die Stimme.“ Prediger, welche nichts vorzubringen haben, legen es am meisten auf diese Art zu rühren an, um einige Thränen aus schwachen Augen zu entlocken. Nicht selten weinen sie zuerst, wo gar nichts weiter zu beweinen ist als ihr schlechter Vortrag.

Indessen giebt es auch eine wahre Rührung, und diese beruht zunächst auf der Art und Weise der Vorstellungen, welche der Redner den Zuhörern zuzuführen versteht. Alles Wahre, Schöne und Gute ist schon an sich, ohne Zuthun einer besonderen Kunst oder Absicht zu rühren, bewegend für das Herz, und wessen Gemüt bei lebendigen Schilderungen von Gottes Größe und Majestät, Weisheit und Liebe, oder bei der Schilderung der Erhabenheit des Erlösers und seiner Leiden, oder endlich beim lebendigen Hinblick auf wahre Seelengröße und auf eine künftige und größere Voll-

kommenheit kalt und ungerührt bleibt, der verdient kein besseres Los und ist für alles Höhere unwiederbringlich verloren. Das Christentum, in seiner biblischen Tiefe verstanden und behandelt, ist daher eine unerschöpfliche Quelle reiner und dauernder Gemütsbewegungen, die zuletzt in eine wahre Begeisterung übergehen, und wenn unsere Prediger nur das Christentum gehörig auffassen, so haben sie damit ein Mittel zu rühren, wie kein anderes aufgefunden werden kann. Daran knüpfen sich nun allerdings noch besondere Sensationen, welche dem Prediger zu erregen erlaubt sind, und teils in frohen, teils in schmerzlichen Erinnerungen bestehen. Die Zuhörer an die vielen guten Stunden, die sie im Leben genossen haben, sowie an schmerzliche Vorfälle, namentlich an den Verlust geliebter Toten zu erinnern; in ihnen die Sehnsucht nach einem bessern Vaterlande, die Hoffnung eines Wiedersehens u. s. w. zu erwecken, ist nicht nur erlaubt, sondern notwendig und oft sehr heilsam. Nur darf der Prediger nicht zu oft auf dergleichen Gegenstände zurückkommen und darf es dabei nicht allein auf das Rühren anlegen. Dasselbe gilt von der Anregung jener frommen Sehnsucht nach einem bessern Zustande der Dinge, den wir nur im Himmel erwarten können, eine Sehnsucht, die nicht an völlig klare Vorstellungen geknüpft sein kann, doch aber durch leise Winke, Hindeutungen, und durch gleichsam unterdrückte Gedanken hervorgebracht oder in Thätigkeit gesetzt wird. Der Kreis der Ahnung ist unendlich weit, während der des Begriffes oft sehr eng ist. Es hat indessen diese Ahnung etwas Gewisses in sich selbst und darf daher auch vom christlichen Prediger benutzt werden, nur freilich mit strenger Wache der Vernunft. Auch hier bietet das Christentum mit seinem reinen und edlen Mysticismus eine Fülle von Stoff dar, wodurch die Ahnung des

Übersinnlichen bis zum Schauen desselben gehoben werden kann. Ein gewisser Anteil der Phantasie ist dabei freilich unerläßlich, indessen soll doch alles auf sichern Grundlagen ruhen und nichts Dichtung werden. Das ganze Leben des Erlösers von seiner Wiege bis zu seinem Hingange zum Vater, mit allen jenen außerordentlichen Dingen und Wundern, besonders aber mit der Leidensgeschichte, worauf dann diese herrliche Auferstehung folgte, ist eine große Handlung, welche zur Hälfte in das Gebiet der frommen Ahnung fällt, und nur die gemeinste Ansicht wird diese Seite des Christentums verschmähen und das Geheimnisvolle in die natürliche Wirklichkeit herabziehen. Zuletzt rührt der Prediger noch auf eine ganz eigentümliche Weise durch sein frommes und gemütliches Wesen, das sich in Stimme, Blick und Geberden äußert. Es giebt Naturen, auf deren Angesicht wird das Heiligste zum Spott und nichts erscheint bei ihnen würdig und tief empfunden. Die Gemeinheit und mitunter das Schlechte hat sich in Blicken, Geberden und Tönen so fest gelagert, daß es selbst bei dem ehrwürdigsten Geschäft nicht verdrängt werden kann. Solche Prediger können nicht rühren, selbst wenn sie wollten; denn was nicht von Herzen geht, dringt nicht zum Herzen. Dagegen giebt es andere, deren ganzes Wesen Überzeugung, Andacht und Liebe ausdrückt, und je natürlicher, desto wirksamer. Diese Glücklichen rühren schon durch den Ton ihrer Stimme, durch das fromme Auge, durch die Lebendigkeit ihrer Geberden, und da nun zwischen dem Redner und dem andächtigen Zuhörer eine eigentümliche Wechselwirkung stattfindet, so geht denn auch das Gemütliche des Predigers ohne alle besondere Kunst von selbst auf den Zuhörer über und stimmt denselben zu ähnlichen Gefühlen. Es ist schwer zu erklären, aber es ist denn doch wirklich so; vielen Predigern glaubt

man auf das Wort und andern wiederum gar nicht, sie mögen vorbringen, was sie wollen. Diese Eigentümlichkeit ist eigentlich auch dasjenige, was am meisten rührt.

Mit der Rührung verwandt, aber dem Grade nach stärker ist das, was man erschüttern nennt. Schon der Sprachgebrauch zeigt an, daß damit eine heftigere Bewegung des Herzens als bei der Rührung gemeint ist; die Anwendung von Erschütterungen zeigt aber nun vollends, daß Rührungen und Erschütterungen verschieden sind. Gerührt soll jeder, auch der bessere Mensch, werden; erschüttert hingegen kann nur der Böse, oder der noch nicht im Besserungszustand Begriffene werden. Erschütterungen können daher auch nur der offenbaren Sünde und dem Laster gegenüber stattfinden. Hier aber sind sie nicht nur heilsam, sondern auch unerläßlich notwendig, und da in keiner Gemeinde Sünde und Laster fehlen werden, so soll der Prediger zu erschüttern wie zu rühren suchen. Man erschüttert aber einmal durch eine recht lebendige Darstellung der Sünde und des Lasters selbst in seiner ganzen Häßlichkeit; zweitens durch eine ganz lebendige Schilderung der Folgen des Lasters, besonders der damit verbundenen göttlichen Strafen; jedoch um so erfolgreicher, als man der Wahrheit getreu bleibt, und um so wirkungsloser, als man in Übertreibungen oder in unhaltbare dogmatische Voraussetzungen gerät; drittens wenn der erschütternde Vortrag aus eigener, lebendiger Überzeugung fließt und nur Aus- und Abdruck eines innern Abscheues gegen das Böse ist.

Wenn sich das Wahre, Rührende und Erschütternde harmonisch vereinigt, so nennt man den Vortrag hinreißend.

§ 45.

Von der Bestimmung des Willens, oder von den Motiven.

Vom Erkanntheben der Wahrheit und von der Rührung für das Gute bis zur wirklichen That bleibt noch immer eine große Lücke auszufüllen. Diese Lücke nehmen die Beweggründe oder die Motive ein, insoweit diese von menschlichen Kräften abhängen. Aber es kann in der Kanzelberedsamkeit nicht jedes Motiv angewendet werden, dessen sich die weltliche Redekunst bedient, und es müssen daher die hierher gehörigen Motive genau gesondert und mit dem Zwecke der Kanzelberedsamkeit in Übereinstimmung gebracht werden.

Man würde sehr irren, wenn man annehmen wollte, das Geschäft des Kanzelredners sei mit Belehrung und Rührung vollendet. Man kann vielmehr sehr klar überzeugen und sehr kräftig rühren, ohne noch den Willen bestimmt zu haben. Daß z. B. der Geiz eine schändliche Neigung ist, davon wird selbst der Geizige bald überzeugt. Er fühlt wohl auch dem Elend gegenüber Mitleid, Rührung, aber er giebt gleichwohl nichts, weil er sich von seinem Mammon nicht trennen kann. Daß eine häusliche Morgenandacht für die ganze Familie den entschiedensten Nutzen habe, leugnet man nicht leicht, auch sind viele Menschen bald dafür gewonnen; soll es aber zur Ausführung kommen, so geschieht gleichwohl nichts, weil die Kraft des Willens fehlt. Manche Lasterhafte erkennen ihr Elend in ihrem ganzen Umfange, sie bereuen ihre Schwäche oft mit den heißesten Thränen, fassen die festesten Vorsätze, aber es kommt die Stunde der Anfechtung wieder, und sie fallen in die alte Sünde. Es ist also noch etwas übrig, wodurch die Überzeugung und die Rührung für das Gute zur That über-

geht, und dieses ist jetzt unser Gegenstand, so weit es von menschlichen Kräften abhängt. Zwar bescheiden wir uns gern, daß wir auf diesem Gebiete nie völlig Meister werden können, und daß keine Beredsamkeit die fehlende Thatkraft ganz zu ersetzen imstande ist; allein es muß doch wenigstens dem angehenden Prediger gezeigt werden, wie weit er gehen könne und was er anstreben müsse.

Um das Gute im Leben zu verwirklichen, ist zweierlei erforderlich. Es muß die Vorstellung des Guten an sich und die des guten Zweckes zusammenwirken; der Mensch muß überzeugt werden, daß nicht nur dasjenige, was man von ihm verlangt, an sich gut ist, sondern daß es auch für ihn die heilsamsten Folgen hat. Aus diesem letzteren Moment bildet sich das Gefühl der Lust, und hieraus die mächtigste Triebfeder zum Handeln. Die zu lösende Aufgabe wäre sonach, in dem Menschen nicht nur die Überzeugung von der Realität des Guten zu erwecken, das Herz dafür zu rühren, sondern nun auch die Lust oder das Streben danach in ihm hervorzubringen; dem Menschen also nicht bloß den Wert der Frömmigkeit z. B. darzulegen, sein Herz dafür zu gewinnen, sondern ihn nun zu bewegen, daß er wirklich fromm werde. Die Moralisten unterscheiden daher auch zwischen Bestimmungs- und Beweggründen. Der Grund, welcher aus der reinen Erkenntnis des Guten hervorgeht, ist der Bestimmungsgrund, derjenige hingegen, welcher aus der Vorstellung des durch die Handlung zu erreichenden Zweckes geschöpft wird, heißt der Beweggrund.

Fragen wir nun, welche Beweggründe dem Prediger zu Gebote stehen, um die Erkenntnis von der Wahrheit und die Rührung des Herzens zur wirklichen That zu bringen und den Hörer in einen Thäter zu verwandeln, so müssen wir die Sache negativ und positiv in das Auge fassen.

Negativ unsern Gegenstand betrachtet, sind alle unreine, unlautere, alle in das Übertriebene gehende Motive aus der Kanzelrede abzuweisen. Der Zweck heiligt nie das Mittel, am wenigsten im vorliegenden Falle. Unrein aber ist das Motiv, welches aus einem wirklich unsittlichen Grunde hervorgeht, z. B. wenn der Prediger einen vorhandenen Aberglauben benutzt, oder wenn er die Wahrheit entstellt oder verbirgt. Unlauter sind die Beweggründe, wenn sie auf bloße Klugheit, auf zeitlichen Vorteil, auf Furcht vor Strafe allein hinwirken. Übertrieben sind sie, wenn sie der Wahrheit nicht gleichkommen und ein Glück oder ein Übel schildern, welches nirgends vorhanden ist. Es ist dieses zusammen sehr wichtig, besonders für den angehenden Prediger, der sich leicht zu den unreinsten und unlautersten Motiven hinreißen läßt, um einen momentanen Effekt zu machen und die Zuhörer zu erschüttern.

Dagegen gestattet die Kanzelrede positiv alle rein sittlichen Motive, ferner alle, welche sich im Christentum vorfinden, und endlich auch die der Klugheit und des zeitlichen Wohlergehens, insofern sie mit wahren, rein sittlichen und christlichen Motiven verbunden werden, und verlangt keineswegs, daß man die hungrigen und durstigen Seelen mit dem bloßen kategorischen Imperativ, wie in den Zeiten der Kantischen Schule, abspeise. Es ist demnach der göttliche Wille, das Wohl- und Mißfallen Gottes, das Beispiel Jesu, die Hoffnung auf ein künftiges besseres Leben, das Gefühl der Würde und Achtung, sowie der Unwürdigkeit und der Verachtung, die Strenge des Gewissens, die göttliche Belohnung und Bestrafung u. s. w. ebenso gut als Motiv zu gebrauchen, als daß man den Menschen auf die schon in den Einrichtungen der Natur liegenden guten und schlimmen Folgen seiner Handlungen hinweist.

So sehr man indessen hiermit übereinstimmen, und so wenig man jetzt noch behaupten wird, auf den Willen des Menschen mit einem bloßen „du sollst“ einwirken zu können, so ist doch noch die Frage zu beantworten übrig: wie der Prediger diese Motive anzuwenden habe, um mit der Belehrung und der Rührung in Harmonie zu bleiben. Und hier möchte zunächst die Wahl des Stoffes in Betracht zu ziehen sein. Ein Stoff nämlich, der allein darauf berechnet ist, das Erkenntnisvermögen zu beschäftigen, oder ein Stoff, welcher ausschließend auf Rührung des Herzens ausgeht, wird den Willen wenig oder gar nicht bestimmen, und wenn wir auch bloße Aufklärungspredigten, wie man sie auch im bessern Sinne zu nennen pflegt, oder bloße Gefühlspredigten in gewissen Fällen gutheißen müssen, so muß doch im allgemeinen der praktische Zweck nie ganz vergessen werden, und die Besserung des Herzens ist und bleibt stets die Hauptsache. Es ist daher auch immer ein solcher Stoff vorzuziehen, welcher aus dem Leben geschöpft und für das Leben berechnet ist, und dabei doch Überzeugung und Rührung gleichmäßig in sich vereinigt. Ein alter, sehr würdiger Prediger pflegte zu sagen: man müsse dem Zuhörer stets zu Leibe gehen. Und er hat recht. Dieses „Zu-Leibe-gehen“ sagt nämlich nichts anderes aus, als was wir soeben mit andern Worten gesagt haben, nämlich jeder Stoff zu einem Kanzelvortrage müsse aus dem Leben geschöpft und für das Leben berechnet, also wirklich praktisch sein.

Im besondern nun können nach der Anlage der Predigt die Motive mit den einzelnen Momenten des Vortrags verwebt werden oder auch den Schluß des Ganzen bilden. Wo sie aber nun auch vorkommen mögen, so müssen sie kräftig und schlagend sein, und dieses ist der schwierigste Teil im Ganzen, die eigentliche vis oratoris, die aber nicht

wohl anzulehren ist, sondern in der Individualität des Sprechers liegt. Eine reiche und lebendige Phantasie, ein recht tiefes Erfassen des Lebens, des Moments, in welchem sich der Zuhörer befindet, eine recht große Gewandtheit in der Sprache u. s. w. sind hier unerläßliche Bedingungen, wozu über dieses der Vortrag selbst noch kommt, welcher durch Ton und Bewegung das Ganze vollendet. Wenn daher die Predigt die triftigsten und schlagendsten Gründe für die Wahrheit, die möglichst tiefsten Gefühle für das Wahre, Gute und Schöne, und die möglichst kräftigsten Motive in sich zu vereinigen weiß, dann muß sie wirken — und sie wirkt, wie mächtig auch die Hindernisse sein mögen, welche sich ihr entgegenstellen, insoweit nämlich menschliche Kräfte ausreichen.

Zweiter Abschnitt.

Von der Disposition oder von der Anordnung des Stoffes zu einer Predigt.

§ 46.

Natur und Wesen der Disposition.

Die Disposition des zu einer Predigt aufgefundenen Stoffes ist die logisch und oratorisch richtige Gestaltung der in einer Idee (in einem Thema) enthaltenen Bestandteile, oder die Anordnung dieser Bestandteile, nach gewissen Gesichtspunkten (Topik), in ein richtiges Verhältnis zu dem Hauptbegriffe und zu einander selbst nach logischen und oratorischen Gesetzen. Die Disposition ist ein absolut not=

wendiger und schlechthin nicht zu umgehender Akt des Predigers, sowie jedes Redners; denn durch dieselbe wird 1) alles Fremdartige und die Einheit der Handlung Störende ausgeschieden; 2) das in die Sphäre des Begriffs Gehörige aufgefunden; 3) jedes einzelne Moment in sein richtiges Verhältnis und an seine rechte Stelle gebracht, und man kann daher mit Recht behaupten: in dem Grade, als man richtig disponiert, bemächtigt man sich nicht nur des gegebenen Stoffes, sondern führt auch seine Aufgabe gut aus, verleiht ihr wenigstens diejenige Klarheit, Präcision und Verständlichkeit, ohne welche die besten Gedanken ohne Wirkung bleiben; denn bei einem bunten Durcheinander der Vorstellungen wird der Zweck der Rede durchaus verfehlt.

Die Auffindung eines Hauptgedankens nebst den dazu gehörigen Materialien, um eine erbauliche Predigt zu halten, war der Gegenstand, womit wir uns in den vorigen Abschnitten beschäftigt haben. Hier handelt es sich nun darum, das Erfundene in seine gehörige Ordnung zu bringen und dasselbe nach logischen und oratorischen Gesetzen zu disponieren.

Die Ideen nämlich, welche wir vermittelst der Meditation zu einem Hauptsatze gesammelt haben, um einen erbaulichen Vortrag zu halten, sind gleichsam noch unentfaltete Keime; die gefundenen Materialien liegen noch bunt durcheinander und erwarten das weitere. Nun sollen dieselben in einen vollständigen Bau zusammengefügt, jedes an seine gehörige Stelle gebracht und mit verständiger Hand so miteinander verbunden werden, daß jeder einzelne Teil dem Ganzen dient. Auf diese Weise entsteht ein wohl organisiertes Ganzes und tritt auch als solches vor die Augen. Der Grundgedanke, welcher dem Baumeister vorschwebte, ist

das Prinzip, wodurch alles einzelne beherrscht wird, und erscheint daher auch in jedem einzelnen Teile wieder; jeder einzelne Teil fügt sich in wohlerwogener Absicht und Ordnung in den andern, und indem auf diese Weise alles vollendet ist, steht das Gebäude in fester Sicherheit, in schönem Ebenmaß und in gedeihlicher Nutzbarkeit da. Wir kennen kein das Wesen der Disposition veranschaulichenderes Bild, als eben das Geschäft eines Architekten, bei welchem alles nur dann gelingt, wenn auch der kleinste Teil im Ganzen seinen rechten Ort und damit seine rechte Bestimmung erhält, und die Teile einer Rede lassen sich ebenso wenig versetzen, als die Teile eines Gebäudes oder die Glieder eines Körpers.

Gleichwohl wird nicht leicht ein Gegenstand in der Homiletik mehr mißverstanden, unrichtiger beurteilt und leichtsinniger behandelt, als gerade die Lehre von der Disposition. Der Anfänger sieht darin nur einen lästigen Zwang der Schule, welcher ihn am freien Erguss seiner Gedanken hindert; der schon geübtere Prediger scheut oft die Mühe des Nachdenkens und meint, es komme nicht so sehr darauf an, daß alles in einem wohlgeordneten Verhältnisse erscheine, und selbst Meister in der Kunst lassen sich nicht selten durch ihre Proposition oder durch die Stellung des Hauptsatzes zu groben Verstößen verleiten, was Reinhard offen eingestanden hat. In der Regel wird gegen keine Lehre mehr gesündigt, als gegen die Disposition. Es ist daher auch dringend notwendig, daß wir uns bei diesem Gegenstande recht klar verständigen.

Durch das Werk der Disposition wird 1) alles Fremdartige und die Einheit der Handlung Störende ausgeschieden, und man bemächtigt sich sonach der reinen Sphäre des Begriffs, über welchen gesprochen werden soll; denn sobald

der Begriff klar aufgefaßt und nun in seine verschiedenen Bestandteile zerlegt wird, können sich Merkmale nicht behaupten, welche in die Sphäre eines andern Begriffs gehören, und so leicht dieses, zumal bei verwandten Begriffen, in der bloßen Meditation zu geschehen pflegt, so schnell scheidet sich das Fremdartige bei der gehörigen Disposition. Angenommen z. B., es sei über die Demut gegen Gott zu reden, so muß zunächst der Begriff oder die Natur und Beschaffenheit dieses Gegenstandes entwickelt werden; ein anderes zu thun bleibt gar nicht übrig. Es ist aber damit zu einem erbaulichen Vortrag nicht genug, sondern dazu muß ferner kommen die Darstellung des Wertes dieser Tugend. Hiermit ist aber der Ideenkreis über diesen Gegenstand geschlossen, insofern das Thema auf die angegebene Weise gestellt wird; denn es ist die Natur und der Wert oder die Wichtigkeit der Sache dargelegt, und es können z. B. nicht noch Ermunterungen folgen; denn diese liegen bereits in der Schilderung des Wertes. Wird nun ferner der Begriff von Demut richtig aufgefaßt und in seine einzelnen Merkmale zerlegt, was bei dem ersten Teil geschehen muß, so können Merkmale, die von der Liebe gegen Gott oder von dem Vertrauen zu Gott gelten, nicht eingemischt werden; denn diese gehören nicht in die Sphäre des Begriffs von Demut, und es springt dieses bei der Disposition klar in die Augen, weil sich der Grundbegriff von Demut durch alle Teile durchziehen muß. Dasselbe gilt denn auch von dem Wert oder von der Wichtigkeit der Demut. Wenn wir ferner, um ein anderes Beispiel zu wählen, von den Gefahren des Leichtsinns reden wollen, so sind es eben nur die Begriffe von Leichtsinn und dessen Gefahren, welche über alles entscheiden und überall hervortreten müssen. Es handelt sich nicht von Leichtsinn

überhaupt, sondern nur von den Gefahren desselben, und es handelt sich nicht von den Gefahren der Trunkenheit z. B., sondern von denen des Leichtsinns. Es kann demnach vorerst mit dem Begriffe von Leichtsinn, als pars divisionis, nicht begonnen werden, denn man will ja nur dessen Gefahren schildern; aber es können auch nicht Merkmale, die z. B. nur bei der Trunkenheit eintreten, als wesentliche Merkmale des Leichtsinns erscheinen, es müßten denn solche allgemeine sein, welche sich von jedem Laster angeben lassen. Diese Scheidung, diese Herstellung und Festhaltung der reinen Begriffssphäre eines Gegenstandes zieht sich nun bei gehöriger Disposition durch alle Teile hin; jedes fremdartige Motiv, jeder fremdartige Grund, jeder fremdartige Gedanke wird ausgeschieden, und am Ende steht der Hauptgedanke rein und klar vor der Seele des Sprechers, wie des Zuhörers. Es mag daher oft selbst geübten Homileten begegnen, daß die Disposition oder der Versuch derselben sie um die ganze Frucht der Meditation bringt und daß man mit einer Brust voll Gefühl und Begeisterung vor dem Forum der Disposition nicht besteht. Aber dieses kann der Disposition nicht zum Vorwurf gereichen, denn diese verschmäht keineswegs die Wärme und Innigkeit, sondern sie fordert nur Ordnung und Zusammenhang in den Gedanken, Gefühlen und Bestrebungen.

Wie die Disposition das Fremdartige ausscheidet, so führt sie 2) darauf hin, das einem Begriffe eigentümlich Angehörige aufzufinden, so daß man mit Recht sagen kann: die Disposition sei die Vollendung der Erfindung. Indem wir nämlich einen Begriff in seine wesentlichen Bestandteile zerlegen, an dem Faden des Grundgedankens, welcher dem Redner vorschwebte, festhaltend, die einzelnen Merkmale und Momente aufsuchen und feststellen und auf diese Weise

ein organisches Ganzes zu bilden versuchen, zeigen sich uns nicht nur die vorhandenen Lücken, sondern wir werden durch ein Merkmal auf das andere hingeleitet und bemächtigen uns jetzt erst des ganzen Stoffes. Daher pflegt es nicht selten zu geschehen, daß Momente, welche bei der schärfsten Meditation unerkannt blieben, gleichsam von selbst hervorspringen, sobald wir die Operation der Disposition beginnen, und daß man während des Geschäfts der Disposition zu ganz neuen Gedanken und Wendungen hingeleitet wird.

Was indessen noch besonders hervorgehoben zu werden verdient, ist das: durch die Disposition erhält jedes Merkmal und jedes Moment sowohl in logischer, als in oratorischer Hinsicht seine rechte, ihm allein gebührende Stelle, und da nun hierdurch die innere Einheit, der innere Zusammenhang und die innere Klarheit der ganzen Handlung der Rede bedingt wird, so würde dieses eine Moment hinreichend sein, über den hohen Wert und über die innerliche Notwendigkeit des Akts der Disposition zu entscheiden, wenn sonst gar nichts dafür sprechen könnte. Es hat daher auch der Anfänger gerade diesen Punkt am meisten in das Auge zu fassen und zu beherzigen. Ein jeder Begriff hat bekanntlich vorerst seine notwendigen Hauptbestandteile, die nicht umgangen werden können. Wenn wir z. B. von der Wohlthätigkeit reden wollen, so müssen wir zuerst den richtigen Begriff davon aufstellen, weil ja sonst alle weiteren Motive vergeblich wären. Wenn wir einen problematischen Satz behandeln, so müssen wir zuvörderst dessen Wahrheit erweisen, bevor wir nur irgendetwas anderes thun können u. s. w. Aber ein jedes einzelne Merkmal und jeder einzelne Bestandteil hat nun wieder seine notwendige Stelle in der Sphäre des Begriffes, die nicht verrückt werden darf, ohne die Einheit und Klarheit des

Ganzen zu stören; denn ein jeder richtige und umfassende Begriff ist ein wohl organisiertes Ganzes der Erkenntnis. Das entscheidendere, also wichtigere Merkmal geht dem minder wichtigen vor; Momente, welche durch eine psychologische Nötigung andere bedingen, können diesen nicht nachgesetzt werden; ein Punkt, von welchem das nötige Licht auf den folgenden fällt, geht notwendig voran; der schwächere Grund darf nicht auf den stärkeren folgen, weil er sonst dessen Kraft schwächt; Zweifel und Bedenklichkeiten müssen zunächst beseitigt und also vor den Gründen für die Sache abgethan werden; die biblischen Beweise sind stärker als jeder andere; und so gebührt ihnen auch der Vorrang; die Gesetze der Gradation verlangen endlich eine sichere Steigerung der Gründe, weil sonst aller Effekt verschwindet u. s. w. Auf diese Weise ist das Werk der Disposition eine durch das Ganze sich hinziehende organische Gestaltung bis auf die kleinsten Teile, und ganz richtig sagten die Alten: Dispositio est rerum inventarum in ordinem distributio (Cic. de inv. rhet. L. 1. C. 8), oder dispositio est, per quam illa, quae invenimus, in ordinem redigimus, ut certo quidque loco pronunciatur (Cic. ad Herenn. L. III. c. 9), und ohne diese Ordnung würde den besten Gedanken in einer Rede nicht nur die erforderliche Einheit und Klarheit, sondern damit zugleich alle Wirksamkeit und Kraft fehlen; eine verworrene Rede wird umsonst gesprochen und umsonst angehört.

Wir wollen versuchen, das hier Bemerkte mit einigen Beispielen zu erläutern, weil nur dadurch alles völlig deutlich werden kann.

Thema: Vom Sinne für Häuslichkeit (von Reinhard):

I. seine Beschaffenheit;
II. seine Wichtigkeit;
III. einige Bemerkungen und Ratschläge.

Hiermit sind vorerst die Hauptbestandteile des Begriffes gegeben und zwar in wohlbegründeter Ordnung und Gesetzmäßigkeit. Zunächst entsteht nämlich die Frage: Was ist unter dem Sinne für Häuslichkeit zu denken? Es muß daher die Beschaffenheit dieses Sinnes vor allem andern erläutert werden. Dieses geschieht nun dadurch, daß R. diesen Sinn:

1) als eine entschiedene Neigung zu Familienverhältnissen;
2) als einen lebendigen Eifer für die damit verknüpften Pflichten;
3) als ein zartes Gefühl für die daraus entspringenden Freuden darstellt.

Der Ausdruck „Sinn" ist hier in weiterer Bedeutung genommen, und R. läßt ihn erwachsen aus Neigung, Eifer und Gefühl in der angegebenen Weise. Die Neigung muß zuerst vorhanden sein, also auch voranstehen, dann kann erst der Eifer für die Pflichten folgen, und nun endlich das zarte Gefühl.

An der bloßen Entwickelung der Beschaffenheit dieses Sinnes konnte es indessen nicht genügen, es mußte II. die Wichtigkeit davon gezeigt werden. Reinhard thut dieses auf folgende sehr gelungene Weise:

1) die Natur bereitet ihn vor;
2) Die Klugheit rät ihn an;
3) die Pflicht gebietet ihn;
4) die Religion heiligt ihn.

Es fällt hier in die Augen, in welchem richtigen logischen und oratorischen Verhältnisse diese Glieder stehen. Nichts könnte und dürfte daran verrückt werden; der erste Punkt ist logisch und oratorisch notwendig der erste, und so der zweite, dritte und vierte. Denn die Natur hat hier die erste Stimme und mußte also voranstehen. Nun folgt das Weitere. Die Klugheit läßt Reinhard folgen, weil sie der schwächere Grund im Gebiete der menschlichen Freiheit ist. Rasch folgt aber die Pflicht, als das wichtigere Moment, und das wichtigste, die Religion, beschließt das Ganze. In oratorischer Hinsicht ist aber diese wohlgelungene Gradation gleichfalls zu bemerken: vorbereiten, raten, gebieten, heiligen. Vorbereiten ist weniger als raten, raten weniger als gebieten, gebieten weniger als heiligen, folglich ist die Gradation gesichert und die Stellung dieser Momente völlig richtig.

Zuletzt kommt der Redner an einige Erinnerungen und Ratschläge in Beziehung auf seine Sache. Er giebt:

1) eine Warnung denen, welche frei von Familienverbindungen, den Sinn für Häuslichkeit nicht kennen. Er wendet
2) eine Bitte an die, welche zwar in Familienverhältnissen stehen, aber sich unglücklich fühlen;
3) eine Ermunterung an Eltern, den Sinn für Häuslichkeit zu wecken.

Hier ist wiederum dieselbe notwendige Ordnung der einzelnen Momente, und nichts kann verrückt werden. — Ein anderes Beispiel: Thema: Vom Sinn für die Natur (von Reinhard).

I. Worin dieser Sinn bestehe?
   1) in Aufmerksamkeit und Nachdenken;
   2) in Empfindung und Rührung;
   3) mit Erhebung des Geistes zu nützlichen Wahrheiten und zu Gott selbst.

II. Die Wichtigkeit dieses Sinnes:
   1) als Quelle des Genusses;
   2) als Merkmal des sittlichen Zustandes;
   3) als Mittel der Besserung.

III. Die Folgen, die aus diesen Betrachtungen fließen:
   1) Mißtrauen gegen uns selbst, wenn uns dieser Sinn fehlt;
   2) Untersuchung, ob er rechter Art bei uns sei;
   3) Preis gegen Gott, der uns die Erlangung desselben so leicht gemacht hat.

Übrigens mögen sich Anfänger zugleich auch an diesem Beispiele einmal mit kritischer Schärfe versuchen, ob sie nichts daran zu tadeln finden?

Noch ein Beispiel von Cicero mag hier seine Stelle finden. Cicero sollte seinen Klienten S. Roscius Amer. gegen die Beschuldigung des Vatermordes verteidigen. Nach einer Einleitung und Darlegung des Faktums ordnet er seinen Stoff also:

I. Der Beweis, daß S. Roscius unschuldig war, und zwar:
   1) aus Gründen seines Charakters (C. 14);
   2) es war keine Feindschaft zwischen Vater und Sohn;

a) denn daß der Vater vom Sohne getrennt lebte, beweißt nichts (C. 15);
b) daß der Vater den Sohn enterben wollte, ist nicht erwiesen (C. 19);
c) der Sohn konnte es nicht einmal befürchten (C. 21);

3) die That ist zu abscheulich (C 22);
4) S. R. kann diese That nicht einmal gethan haben (C. 27).

II. Beweis, daß die Kläger die Mörder waren (C. 30):

1) aus dem Charakter des T. Roscius;
2) aus dessen Feindschaft mit dem Gemordeten (C. 31);
3) aus der Gelegenheit (C. 33);
4) aus dem, was nach dem vollbrachten Mord geschah:
   a) die schnelle Absendung der Nachricht des Mordes;
   b) andere Zeugnisse (C. 37).

III. Offene Darlegung des Mordes (C. 63).

Man wird hierbei leicht bemerken, welch' ein gelungener Organismus des Ganzen in dem gegebenen Beispiele hervortritt, und mit welcher weisen Beherrschung des Stoffes alles geordnet ist. Vor allen Dingen war zu erweisen, daß S. Rosc. unschuldig sei; dies geschieht so, daß kein Grund fehlt. Entscheidend war gleich anfangs der Charakter des Angeklagten; dieser mußte daher gerechtfertigt werden. Indessen konnte doch zwischen dem besten Sohne und seinem Vater eine Feindschaft, wenigstens vonseiten des Vaters, stattfinden; es war also zu zeigen, daß dieses der Fall nicht sei, und daß der Umstand der Entfernung des Sohnes vom Vater nichts beweise, sowie es denn für eine reine Erdichtung angegeben wird, daß der Vater den Sohn hätte enterben wollen. Alle diese Gründe, so viel sie auch enthalten, konnten indessen von der Verleumdung und Bosheit noch immer verworfen werden. Der Redner faßt daher seinen Gegenstand von einer Seite, bei welcher er auf die Zustimmung aller Besseren rechnen konnte; er zeigt nämlich, daß die That eines Vatermordes etwas zu Unnatürliches und Abscheuliches sei, wodurch alle vorhergehenden Momente erhöht werden. Sehr wohl berechnet ist es, daß der Redner diesen Punkt auf die vorhergehenden folgen läßt; denn hätte er damit angefangen, so blieb immer der Einwand unbeseitigt, ob nicht dennoch der Sohn ein solches moralisches Ungeheuer sei, und

schwächte die Darstellung der Abscheulichkeit des Vatermordes. Bei dem letzten Moment wendet sich nun auch der Redner an das Gefühl: „Magna est vis humanitatis", sagt er, „multum valet communio sanguinis; reclamitat istiusmodi suspicionibus ipsa natura" u. s. w. Vollendet wurde nun der wohlberechnete Organismus des Ganzen dadurch, daß der Beweis geführt wurde: die Ankläger seien die Mörder.

Man könnte nun zwar sagen, bei einer Predigt kommt es auf eine solche abgemessene Stellung der einzelnen Momente nicht so an, wie bei einer anderen, namentlich bei einer gerichtlichen Rede. Wohl hängt von einer Predigt nicht das Glück und Leben eines Klienten ab und eine zweite kann gut machen, was die erste im unklaren gelassen hat. Allein die Idee der Sache wird dadurch nicht alteriert; denn wenn ein klares Verständnis in der Predigt allem andern vorangehen muß, und dieses Verständnis nur in der richtigen Disposition wurzelt, so ist damit jeder weitere Einwand beseitigt, und wir können und müssen verlangen, daß eine jede Predigt so wohl geordnet erscheint als jede andere Rede.

Wie die Disposition in logischer Hinsicht durch ihre Natur und ihr Wesen unbedingt notwendig erscheint, also ist dieses auch in oratorischer Beziehung der Fall. Die Rede hat es nämlich nicht bloß mit den Gesetzen des Denkens, sondern auch mit dem Gefühle und der Willensbestimmung des Zuhörers zu thun; sie ist, wie für das Denken, so für das Fühlen und Wollen eine organische Handlung. Nun aber haben die Gefühls- wie die Willensbestimmungen ihre psychologisch notwendigen Gesetze; ein schwächeres Motiv kann, aus Gründen, die wir in der Folge näher angeben werden, auf ein stärkeres nie folgen, ohne den früheren Eindruck zu schwächen; und da nun dergleichen psychologische Bedingungen selbst in dem Gebiete des Christen-

tums ihre Rechte behaupten, so muß der Prediger auf den oratorischen Organismus seiner Rede ebenso viel Aufmerkmerksamkeit verwenden, wie auf den logischen.

Anmerkung. Der Unterschied, welchen wir hier zwischen logischer und oratorischer Disposition machen, liegt nicht nur in der Natur der Rede, nach den früher gegebenen Begriffsbestimmungen, sondern hat auch das Ansehen der alten Rhetoren für sich. So sagt z. B. Cicero: „Itaque nunc illuc redeo, Catule, in quo tu me ante laudabas, ad ordinem collocationemque rerum ac locorum. Cujus ratio est duplex: altera, quam offert natura causarum; altera, quae oratorum judicio et prudentia comparatur.“ Und dieses letztere erklärt Cicero: „ut vero statuamus, ea, quae probandi, docendi, persuadendi causa dicenda sunt, quemadmodum componamus, id est vel maxime proprium oratoris prudentiae.“ (Vgl. Cic. de orat. L. II, c. 76). Das weitere in der Folge.

Sehr treffend und schlagend äußert sich Herder in s. Briefen, das Studium der Theol. betreffend (45. Br.), über die Disposition. „Disposition“, sagt er, „ist allerdings das Hauptwerk der Rede; sie ist das Gebäude, ohne welches alle äußere Bekleidung nichts ist; deshalb, m. Fr., habe ich Sie vor allem Auswendiglernen schöner Ausdrücke, bunter Floskeln und Sentenzen so ernstlich gewarnt. Diese locken ungemein ab vom Wege, und der Jüngling, der solchen Irrlichtern folgt, ist verloren. — — Da muß kein Bild, kein Satz, kein Komma sein, das nicht aus diesem Thema, wie ein Ast und sein Zweig, oder wie eine Blüte und ein Blatt des Baumes, aus solcher Wurzel, an solchem Stamm gleichsam notwendig erwüchse. Wenn's hier nicht steht, stehe es nirgends, und die Rede ist unvollständig; sie hat, was man an Gemälden sagt, ein Loch, eine Lücke. Deswegen bin ich eben von der Fabel, von der Parabel ausgegangen, um Ihnen Gefühl von dieser Einheit im Ganzen, von diesem rastlosen Gange einer einzigen Handlung, von diesem in allen Teilen lebendigen Ganzen zu geben; habe ich diesen Eindruck verfehlt, so war meine Mühe vergebens. Alle Fehler verzeihe ich gern, nur die Fehler der Disposition nicht. Steht, was untereinander gehört, neben-, was nebeneinander gehört, untereinander; wiederholen sich die Teile auf die schnödeste Weise; weiß endlich der Konzipient gar keine Schätze herauszuziehen, sie weder unter- noch nebeneinander zu ordnen; weiß

er durchaus nicht, was dieser, was jener Teil der Rede sei oder sein soll — o weh! o weh! gehe er hin und lerne Logik."

Welche tiefe psychologische Nötigung in der Disposition liegt, lernt man nicht besser begreifen, als während des Vortrags einer Rede selbst. Hier, wo Redner und Zuhörer in einer eigentümlichen Wechselwirkung stehen, so daß die Zuhörer den Prediger ebenso gut herabstimmen und erheben, wie der Prediger die Zuhörer, geschieht es nicht selten, daß man einzelne Momente versetzt, weil man bei der höher gesteigerten Klarheit ihre rechte Stelle und ihr richtiges Verhältnis zu den übrigen deutlicher erkennt, als bei der ruhigeren und oft minder klaren Ausarbeitung des Konzepts, und weil die innere Gesetzmäßigkeit der logischen Ordnung uns mit fortreißt. Das bunte und regellose Durcheinander, in welches viele Prediger ihre Materialien werfen, kommt hauptsächlich daher, daß man sich nicht redend unter Zuhörern denkt und das Innere der Handlung einer Rede nicht durchlebt.

Will man endlich vermittelst der Predigt etwas bewirken, so muß man gehörig disponieren; denn das Behaltliche unserer Vorträge für die Zuhörer liegt zunächst in der Klarheit und Ordnung der Darstellung.

---

1. Kapitel.

Die Disposition in logischer Hinsicht.

§ 47.

Natur und Wesen derselben.

Die logische Disposition der Rede hat es, insofern die Logik die Gesetze des Verstandesgebrauchs angiebt, lediglich mit diesen in der Anordnung der einzelnen Redeteile zu thun. Sie hat daher, nachdem ein geeigneter Hauptsatz aufgestellt ist (propositio), denselben nach den logischen Gesetzen von Inhalt und Umfang, Unterordnung und Nebenordnung der Begriffe in seine verschiedenen Seiten und in seine verschiedenen Bestandteile und Teilvorstellungen zu zerlegen und zu ordnen.

Über das Wesen des Hauptsatzes als Synthesis der Vorstellungen ist früher das Nötige bemerkt worden. Hier handelt es sich nur noch um die Ankündigung des Hauptsatzes, welche die Rhetorik propositio nennt, und welche in der Kanzelberedsamkeit um so mehr beibehalten sein dürfte, als sie dem Zuhörer die Sache ungemein erleichtert, die Aufmerksamkeit spannt und sogleich anfangs das nötige Interesse hervorbringt. Wohin diese Proposition gehört, hängt von dem Gange der Rede ab. Sie kann den Schluß der Einleitung bilden; sie kann aber auch nach dem Übergange vom Text zur Predigt stehen und hier vielleicht am zweckmäßigsten, weil man sonst leicht zu Wiederholungen verleitet wird. Ob zugleich die einzelnen Hauptteile (partitio) mit anzukündigen seien oder nicht, kann kaum mehr zweifelhaft sein, wenn man den dadurch vermehrten Grad der Deutlichkeit berücksichtigt. Doch davon in der Folge.

Es versteht sich nun übrigens von selbst, daß, da diese Proposition nichts anderes ist, als die Ankündigung des Hauptsatzes, sie auch alle jene Eigenschaften haben müsse, welche wir früher vom Thema als solchem verlangten. Ist also ein geeigneter Hauptsatz gegeben, so machen die dazu gehörigen Teilvorstellungen seinen Inhalt oder seine intensive Größe aus, und der Hauptbegriff ist als erschöpft und vollständig anzusehen, wenn alle seine Teilvorstellungen oder Merkmale aufgefaßt sind, so wie er unvollständig erscheint, wenn dieses entweder nicht der Fall ist, oder wenn fremdartige Teilvorstellungen zu seinem Inhalte gezogen werden. Dieses Verhältnis bildet nun folgende homiletische Regel: es können in die Disposition keine Teile (Teilvorstellungen) aufgenommen werden, welche nicht zu dem Inhalte des Begriffes des Hauptsatzes gehören, aber es dürfen auch keine Teilvorstel-

lungen fehlen, wenn der Begriff des Hauptsatzes erschöpft werden soll. (Vgl. Quinct. inst. orat. L. IV, C. 5. Cic. de invent. L. I, C. 22.)

So klar diese Regel an sich ist, so häufig wird doch dagegen gefehlt, besonders gegen die erste Hälfte derselben, nämlich, daß zu dem Inhalte eines Themas keine Teilvorstellungen gezogen werden, die nicht dazu gehören; namentlich geschieht dieses aber dann, wenn man, durch den Wortlaut des Hauptsatzes getäuscht, Teilvorstellungen, welche dem Inhalte des Hauptsatzes im allgemeinen angehören, auch dann noch beibehält, wenn der Hauptsatz eine engere und speziellere Stellung erhält. Man hat z. B. die Absicht, über den Leichtsinn zu predigen; jetzt muß: 1) der Begriff davon festgestellt werden und: 2) können Warnungen gegeben oder die Gefahren des Leichtsinns hervorgehoben werden. Giebt man nun aber diesem Hauptsatze eine engere Sphäre und beabsichtigt, bloß von den Gefahren des Leichtsinns zu reden, dann kann man nicht mehr disponieren: 1) worin der Leichtsinn bestehe und: 2) die Gefahren desselben; denn man will ja nur eben von den Gefahren des Leichtsinns, nicht aber vom Leichtsinn überhaupt sprechen. Ein anderes Beispiel wird die Sache noch deutlicher machen. Das Thema ist: wie sehr wir verpflichtet sind, dankbar gegen Gott zu sein. Hier scheint es ganz nahe zu liegen, also zu disponieren: 1) was heißt dankbar sein; 2) wie sehr wir dazu verpflichtet sind; gleichwohl ist dieses unlogisch; denn die Stellung des Hauptsatzes duldet keinen anderen Teil, sondern fordert nur den Beweis, wie sehr wir verpflichtet seien u. s. w. Redet man aber von der Dankbarkeit überhaupt, dann kann der Begriff nicht fehlen. So sehr dieses nun einleuchtet, so giebt es gleichwohl viele Fälle,

bei welchen das Unlogische nicht so schnell in die Augen springt. So führt Palmer (a. a. O., S. 558) als Beispiel eine Disposition an, welche logisch unrichtig ist. Es ist das Thema: „Eins ist not" und dieses wird also disponiert: 1) was das Viele sei, womit der Mensch sich vergeblich abmüht u. s. w.; 2) was das Eine sei u. s. w. Wer erkennt hier nicht auf den ersten Blick, daß der erste Teil gar nicht im Hauptsatze liegt und der zweite Teil der Hauptsatz selbst ist! Über dieses enthält auch der Text keinen Grund von dem „Vielen" zu reden. Reinhard rügt in seinen Geständnissen, S. 149, mehrere in seinen eigenen Predigten. Unter andern: Warnungen wider die falsche Gewissenhaftigkeit: 1) Natur dieses Fehlers; 2) die Kennzeichen und Wirkungen desselben; 3) die Ursachen, warum dieser Fehler zu vermeiden sei. Richtig bemerkt hier Reinhard: wäre das Thema so ausgedrückt: von der falschen Gewissenhaftigkeit, so würden die angegebenen drei Teile in einem Verhältnisse gegen dasselbe stehen (zu dessen Inhalte gehören); man hat nämlich bei der falschen Gewissenhaftigkeit: 1) auf ihre Natur; 2) auf ihre Äußerungen; 3) auf ihre Schädlichkeit zu sehen. Dasselbe gilt nach Reinhard von einer andern Predigt, deren Disposition er a. a. O. tadelt. — Der Hauptsatz ist: wie man sich zu verhalten habe, wenn man in seiner Religionserkenntnis auf befremdende Meinungen geführt werde? Nun werden, sagt Reinhard, im I. Teile: Betrachtungen über die Natur und Beschaffenheit befremdender Meinungen angestellt, und im II. wird gezeigt, wie man sich zu verhalten habe, wenn man auf dergleichen Meinungen geführt wird? Es springt in die Augen, fährt R. fort, daß hier gar keine Einteilung gemacht ist, weil der angebliche II. Teil das ganze Thema umfaßt und der erste

gar nicht in demselben liegt. Allein hier können wir nicht einstimmen: und wir begegnen dem Falle, wo die Art und Weise der Auffassung eines Hauptsatzes Modifikationen erzeugt. Es ist zwar richtig, bei dem Thema: wie man sich zu verhalten habe, wenn man in seiner Religionserkenntnis auf befremdende Meinungen geführt wird, kann streng logisch kein zweiter Teil stattfinden, weil der Inhalt des Begriffes oder Satzes eben nur einen Teil duldet, nämlich: wie man sich zu verhalten habe? aber es ist doch ebenso gewiß, daß der Inhalt des Begriffes oder Hauptsatzes nicht unerklärt bleiben konnte, weil der Zuhörer ja sonst die Sache gar nicht verstanden hätte. Eine Erklärung war also hier unbedingt notwendig, aber diese Erklärung war der Natur der Sache nach kein Teil des Begriffes, sondern hatte sich über den ganzen Inhalt aufklärend zu verbreiten; diese Erklärung gehörte nicht in die Sphäre der Division, sondern sie mußte derselben vorangehen. Dagegen wird man einwenden: nun so stelle man den Hauptsatz so, daß die Erklärung ein Teil des Begriffes werde; z. B. hier: von den befremdenden Meinungen, auf die man in seiner Religionserkenntnis trifft: 1) Was darunter zu verstehen sei? 2) Wie man sich dabei zu verhalten habe? Hier, in diesem Falle hätte das allerdings also geschehen können; allein es giebt Fälle, wobei das Thema nicht verändert werden kann, ohne die ganze Absicht des Redners zu verrücken. Wir wollen das Thema nehmen: wie viel das im Abendmahl erneuerte Andenken an Christum bedeute. Dieses Thema hat genau genommen nur einen Teil, nämlich wie viel u. s. w. Indessen muß doch notwendig das Besondere des Andenkens an Christum im Abendmahle zuvor hervorgehoben werden, ehe man die hohe Bedeutung

davon zeigen kann. Wollte man aber nur das Thema darum weiter stellen, z. B. von der Erneuerung des Andenkens an Christum im Abendmahle, so würde offenbar die Sache verändert, und die spezielle Absicht des Redners würde nicht in dem Grade erreicht; es muß also das Besondere des Andenkens an Christum im Abendmahl als eine Erklärung vorausgehen, ohne indessen einen Teil der Partition zu bilden. Ein anderes Beispiel: Wie wir Zeitpunkte großer Stürme im Leben der Völker weise zu beurteilen haben? (Vgl. m. Predigten auf alle Sonn- und Festtage, Wiesbaden 1828. 1. Teil, S. 15f.) Dieses Thema duldet keine Division; aber es läßt sich auch nicht ohne eine Erklärung, die gewissermaßen, zumal wenn sie Zeit erfordert, als erster Teil erscheint, abhandeln. Soll man nun, um diesen scheinbar ersten Teil zu vermeiden, dem Thema eine andere Stellung geben, so verrückt man den ganzen Ideenkreis und die eigentliche Absicht geht verloren, oder tritt wenigstens in Schatten. Wie ist aber nun hier zu helfen, um auf der einen Seite den Gesetzen der Logik und auf der andern Seite dem Zwecke der Rede nichts zu vergeben?

Es kommt hierbei alles auf den Einteilungsgrund (fundamentum dividendi, momentum divisionis) und auf das klare Bewußtsein desselben an. Der Redner hat offenbar eine andere Absicht, wenn er Warnungen von der falschen Gewissenhaftigkeit geben will, als wenn er überhaupt von der falschen Gewissenhaftigkeit redet. Im ersten Falle ist der Inhalt seines Hauptsatzes enger, und er will eben nur warnen; im letzteren Falle ist der Inhalt des Begriffes weiter, und das Warnen ist nur ein Teil des Ganzen. In keinem Falle darf indessen die Erklärung von falscher Gewissenhaftigkeit fehlen, nur mit dem Unterschied, daß diese

Erklärung im ersten Falle der eigentlichen Division vorangeht, im zweiten Falle dagegen ein Teil derselben wird. Reinhard hatte also, von einem sicheren Takt geleitet, vollkommen recht, die Natur der falschen Gewissenhaftigkeit zu erklären; aber er fehlte darin, daß er bei dieser Stellung seines Hauptsatzes die Erklärung der Natur der falschen Gewissenhaftigkeit in die Division aufnahm, worin sie nicht lag. Reinhard fehlte als Logiker, nicht aber als Redner. Will man, um noch ein Beispiel zu wählen, überhaupt vom reinen Menschenwerte reden, so giebt es verschiedene Wege, je nachdem die Absicht des Redners ist. Man kann das Thema geradehin also stellen: vom reinen Menschenwert, und nun: 1) dessen Natur; 2) die Verpflichtungen entwickeln, welche daraus für uns entspringen. Man kann aber auch das Thema also stellen: von den Verpflichtungen, welche uns der reine Menschenwert auflegt, oder: wie wichtig die Anerkennung des reinen Menschenwertes sei. Dann giebt es freilich keine Division mehr, weil man schon einen Teilbegriff von einem andern vor sich hat; indessen darf doch nie die Erklärung von Menschenwert fehlen, und diese Erklärung darf allerdings, wenn es in der Einleitung nicht angeht, in die Predigt selbst, aber nicht als momentum oder pars divisionis, aufgenommen werden.

Übrigens ist eine Erklärung des Hauptsatzes nicht immer nötig und fällt dann von selbst weg; ein Umstand, der das vollste Licht über das ganze wirft. Wenn man z. B. das Thema behandelt: wie sehr uns die wahre Menschenliebe verpflichte, schonend im Urteile zu sein, so ist hier weder Menschenliebe noch Schonung zu erklären, und das Thema kann ohne weiteres sogleich abgehandelt werden. So konnte Reinhard bei einer seiner

Predigten, die das Thema hat: das Bedürfnis allein zu sein, als ein Mittel der Selbstbeherrschung, die Erklärung von Alleinsein füglich mit der Abhandlung selbst verweben; indessen sagt er doch: notwendig müssen wir mit einer genaueren Beschreibung dieses Bedürfnisses den Anfang machen.

Hiermit glauben wir diese allerdings schwierige und nicht immer klar verstandene Materie auf sichere Prinzipien reduziert zu haben. Bei der Division eines Begriffes können nur solche Momente eine Stelle finden, welche Teilvorstellungen von ihm sind oder seinen Inhalt ausmachen; aber es können in einer Predigt Erklärungen nötig werden, die nach Umständen, bald kürzer, bald länger, scheinbar einen ersten Teil bilden, und man kann nicht, um diesem Umstande abzuhelfen, das Thema immer anders stellen, weil die Absicht des Redners entscheidend ist.

Minder schwierig für die Theorie, jedoch recht gefährlich für die Ausübung sind die Resultate, welche aus der Lehre von dem Umfang der Begriffe für die Homiletik hervorgehen.

Diejenigen Vorstellungen, welche unter einem Begriffe stehen, machen seine Sphäre, seine extensive Größe, seinen Umfang aus. So steht z. B. unter dem Begriffe Mensch: der Begriff Europäer, Deutscher, Hesse u. s. w. Hieraus bildet sich die Lehre von der Unterordnung und Nebenordnung der Begriffe. Ein Begriff ist dem andern untergeordnet (subordiniert), wenn er in dessen Umfang gehört (z. B. der Begriff Hesse ist dem Begriffe Deutscher, der Begriff Deutscher dem von Europäer, der Begriff Europäer dem von Mensch u. s. w. untergeordnet); ein Begriff ist dagegen dem andern nebengeordnet (koordiniert), wenn beide in den Umfang desselben Begriffs gehören (z. B. Hesse

und Sachse und Preuße und Nassauer sind koordiniert in dem Begriffe Deutscher). Diese Verhältnisse bilden nun die wichtige homiletische Regel: kein Begriff, der in den Umfang eines andern gehört und also einen subpars davon ausmacht, darf mit dem Begriffe, in dessen Umfang er gehört, auf gleiche Linie gestellt, oder koordiniert werden.

Gegen diesen Grundsatz wird ebenfalls häufig gefehlt, und selbst von Meistern in der Kunst. So hat z. B. Zollikofer (in seinen Predigten über die Würde des Menschen, Leipzig 1784, N, 17) das Thema: der Wert und das Gewicht der Lehre von unserer Unsterblichkeit, und disponiert also: 1) für unsern Verstand; 2) für unser Herz; 3) in Absicht auf unser Verhalten: 4) für unsern Genuß der Freuden; 5) unter dem Drucke der Leiden; 6) in der Stunde des Todes. Hier gehört offenbar N. 4, 5 und 6 unter N. 2 und 3; denn in dem Umfange des Begriffs von Herz und Verhalten liegt die Freude, das Leiden und das Sterben, und man hätte notwendig hiernach disponieren müssen. Ein anderes Beispiel: von den Gefahren des Müßigganges: 1) er läßt unsere Kräfte unentwickelt; 2) er lähmt die schon vorhandenen; 3) er führt zu den größten Verirrungen; 4) er ist aller Laster Anfang; 5) er macht uns unzufrieden und unglücklich; 6) er schadet selbst unserm Leben. Wer sieht hier nicht, daß N. 4 in N. 3 bereits liege? In der Ausführung sucht zwar der Verfasser beide Teile auseinander zu halten, aber es gelang ihm denn doch wirklich nicht; denn in dem Begriffe von Verirrung ist der von Laster wesentlich enthalten.

Bei gewissen Texten, namentlich bei vielen epistolischen Perikopen, tritt der Fall ein, daß man lauter verschieden-

artige Begriffe vorfindet. Hier bleibt kein anderer Ausweg, als so lange nach einem höhern Begriff zu suchen, bis man einen gefunden hat, in dessen Umfang oder Inhalt sie sämtlich gehören, was auch nach den Gesetzen der Homogeneität immer möglich ist. So ist z. B. die Epistel am 1. S. in der Fasten (2 Kor. 6, 1—10). Reinhard brachte aber alles in den Umfang eines höhern Begriffes: Betrachtungen über die Denkungsart und das Verhalten der ersten Herolde des Ev. 1) Lasset uns die Züge sammeln, mit welchen Paulus in unserm Texte die Denkungsart und das Verhalten der ersten Herolde des Evangeliums betrachtet: a) sie waren einmütig wirkende; b) untadelhafte; c) heldenmütige; d) und bei allem äußern Elende glückliche Männer. 2) Wozu uns der Anblick dieses Bildes dienen soll? a) Es ist der Mühe wert, es ist sogar Pflicht, das Evangelium festzuhalten, das diese Männer gepredigt haben; b) das Beispiel der Apostel muß uns zur Nachahmung ermuntern, c) muß uns ermuntern zum Streben nach einer von allen äußern Umständen unabhängigen Seelengröße. (Vgl. Reinhards Epistelpredigten am (S. Invoc.) Bei manchen andern epistolischen Texten tritt eine noch weit größere Verschiedenheit hervor; aber vereinigen lassen sie sich immer unter einem höhern Gesichtspunkt, oft freilich nicht ohne Nachteil für wahre Erbauung, weshalb wir auch raten, entweder einen anderen Text zu wählen, oder aus dem vorliegenden nur einen Gesichtspunkt aufzufassen und durchzuführen.

§ 48.

Von den verschiedenen Arten, logisch zu disponieren.

Der Hauptsatz läßt sich auf verschiedene Art und Weise in seine einzelnen Bestandteile auflösen und logisch richtig

disponieren. Man kann einen Hauptsatz zunächst in seine Hauptbestandteile, oder sogleich in seine speziellen Bestandteile auflösen, wobei freilich, je nachdem die Proposition ist, Modifikationen eintreten können. Im ersten Falle, wenn man den Hauptsatz nach seinen Hauptbestandteilen auffaßt, entstehen in der Regel zwei oder drei Hauptteile (Dichotomie, Trichotomie); im andern Falle, wenn man das Thema in seine einzelnen Bestandteile auflöst, entstehen so viele Teile, als der Hauptsatz Teilvorstellungen enthält (Tetrachotomie, Pentachotomie).

Ist die Synthesis der Vorstellungen als Proposition gegeben, und sind alle früher angegebenen Erfordernisse eines Hauptsatzes gewahrt, so beginnt das eigentliche Geschäft der Disposition, das sich freilich zunächst immer nach der Absicht des Redners richtet, das jedoch nach den im § angegebenen verschiedenen Weisen vollendet werden kann, d. h. wobei man entweder den Hauptsatz nach seinen Hauptseiten oder nach seinen speziellen Teilen disponiert. Wir nehmen folgende Beispiele: Von der Ohnmacht des Lasters. Hier kann man nun diese Proposition in ihren Hauptseiten oder Bestandteilen auffassen und kann also disponieren: 1) Schilderung dieser Ohnmacht; 2) Folgerungen daraus. Man kann aber auch dieses Thema zugleich in seine einzelnen Bestandteile auflösen und also disponieren: von der Ohnmacht des Lasters: das Laster ist ohnmächtig, denn es ist 1) ohne Wahrheit; 2) ohne Mut; 3) ohne Liebe anderer 4) ohne Gottes Beistand. Des Christen Trost: 1) den Grund desselben; 2) das Wahre darin; 3) das Beruhigende davon. Oder auch: der Christ hat 1) bei allem Wechsel einen festen Punkt; 2) bei aller Ohnmacht einen sichern Helfer; 3) bei allem Dunkel ein klares Licht; 4) bei allem

Leiden eine frohe Aussicht. Die Erscheinung Christi auf Erden eine Feier unserer Erhebung in die unsichtbare Welt: 1) Beweis; 2) Anwendung; oder auch 1) in der Erscheinung Christi auf Erden eröffnet sich uns eine höhere Ordnung der Dinge; 2) die Erscheinung Christi auf Erden enthält uns in einer fortdauernden Verbindung mit der unsichtbaren Welt; 4) die Erscheinung Christi auf Erden verbürgt uns den Eingang in unser himmlisches Vaterland.

So richtig übrigens der Satz ist, den wir im § aufstellen, so vielfache Modifikationen der Disposition giebt es dessen ungeachtet, je nachdem die Proposition und die Tendenz des Redners ist. Man kann also 1) das Ganze in seine Hauptseiten, 2) in seine einzelnen Begriffe und Sätze auflösen; man kann 3) die Gattung in ihre Arten (species) zerlegen; man kann 4) das Thema in Beziehung auf verschiedene Rücksichten und Verhältnisse behandeln (vgl. meine Predigten, Wiesb. 1829, 2. Teil, S. 201). Das Thema war: möchtet auch ihr bedenken, was zu euerm Frieden dient! 1) Ihr Eltern; 2) Ihr Jünglinge und Mädchen; 3) ihr Ehegatten; 4) ihr Bürger; 5) ihr Sünder; man kann 5) den Hauptsatz von verschiedenen Seiten erwägen (z. B. ein Thema von Tzschirner: Die Verschiedenheit, welche zwischen der Sehnsucht nach einer bessern Welt und zwischen dem Gefühle des Lebensüberdrusses stattfindet: 1) nach ihren Quellen; 2) nach ihrer Dauer; 3) nach ihren Äußerungen; 4) nach ihren Folgen). Und es lassen sich noch mehrere Modifikationen denken, je nachdem die Absicht des Redners ist. Die Hauptsache ist daher, daß der Prediger sich seiner eigentlichen Tendenz so klar als möglich bewußt werde und sich solche durch nichts verrücken lasse, was oft

während der Ausführung zu geschehen pflegt und die ganze Arbeit verdirbt. Denn will man z. B. von der göttlichen Wahrheit, der Lehre Gottes überhaupt sprechen, so will man offenbar etwas anders, als wenn man nur zu beweisen sucht, daß die Lehre Christi göttlich sei, oder als wenn man nur das Wichtige davon herauszustellen beabsichtigt, und so gehen dergleichen Modifikationen der Auffassung und der Tendenz der Sache in das unendliche. Daher denn auch bei aller logischen Gesetzmäßigkeit die große Verschiedenheit der logischen Disposition. Man vergleiche z. B. Mosheim, Reinhard, Dräsecke, Ammon, Harms, Tzschirner; jeder disponiert anders, und in der Regel disponieren alle logisch. Fragt man nach dem Grunde dieser Verschiedenheit, so läßt sich dieser nicht anders als in der Individualität aufsuchen, die sich teils durch eigentümliche Anlagen, teils durch eigentümliche Studien entwickelt hat. Nur das kann als ausgemacht angenommen werden, je scharfsinniger, je vielseitig gebildeter, je geübter und begeisterter ein Prediger ist, desto tiefer, vielseitiger und praktischer wird er auch seinen Gegenstand auffassen, und wo ein dritter in der ewig alten Form sich bewegt, wird ein solcher vielbegabter Mann neu im Disponieren, wie im Erfinden sein.

§ 49.

Vom Verhältnisse des Textes zu der logischen Disposition.

Die logische Disposition ist eine so absolut notwendige Ordnung der Vorstellungen und Begriffe unter einer Synthesis, daß dieselbe durch nichts, also auch durch den Text nicht, gestört werden darf. Wenn aber der Text Vorstellungen enthält, welche sich nicht in eine logisch richtige Disposition bringen lassen, was z. B bei vielen epistolischen

Perikopen der Fall ist, so muß man so lange sinnen, bis man entweder einen allgemeinen Hauptbegriff, unter welchem sich alles ordnen läßt, gefunden hat, oder man muß einzelne Teile des Textes unbenutzt liegen lassen, oder einen andern Text wählen. In keinem Falle darf die Textbenutzung auf Kosten der Logik stattfinden.

Man kann, bei Anfängern namentlich, nicht streng genug auf eine erschöpfende Textesbenutzung halten, und wir haben früherhin darüber schon das weitere bemerkt. Allein hier handelt es sich von etwas anderm, nämlich von dem Verhältnisse, worin die logische Disposition mit dem Texte steht, insbesondere bei synthetischen Predigten, und da müssen wir die im § aufgestellten Grundsätze als entscheidend verteidigen; denn unlogisch zu werden, um nur den Text gehörig zu benutzen, geht so wenig an, als unpraktisch zu werden, um keinen Teil des Textes zu vernachlässigen. Man wird dagegen einwenden: es schade ein Fehler gegen das Logische weit weniger, als die völlige Benutzung des Textes Nutzen bringe; aber wir halten uns vorerst an die Idee, welche der Wissenschaft zugrunde liegt, und wonach alles Unlogische verworfen wird; dann aber behaupten wir ferner, daß die Erbauung bei jedem gröbern Verstoße gegen die Logik wirklich leide, indem dieselbe entweder gehindert wird und unvollständig bleibt, oder gar nicht hervortritt. Was nicht klar und richtig gedacht wird, kann nicht richtig verstanden werden, und wenn alle Texte in der ganzen Bibel auf einmal benutzt würden; damit schlagen wir jede Einrede gegen unsere Prinzipien nieder. Anders verhält es sich freilich mit der Homilie, in welcher nur eben die alleinige Erklärung und Anwendung des Textes als eigentlichste Tendenz hervortritt und nichts weiter als dieses angestrebt

wird. Bei synthetischen Predigten hingegen muß die Textesbenutzung den Gesetzen der Logik nachstehen.

§ 50.

Von der Einleitung.

Die Einleitung (Eingang, exordium, principium, *προοίμιον*, introitus) ist ein wesentliches Stück der logischen Disposition einer Predigt, welches gar nicht fehlen kann. Eine jede Gedankenreihe setzt nämlich nach den Gesetzen der Ideenverbindung eine andere, die ihr zunächst liegt und womit sie verwandt ist, voraus, soll sie anders verstanden werden. Wir können daher die Zuhörer nie urplötzlich in eine Gedankenreihe versetzen, vielmehr müssen dieselben durch verwandte oder entgegengesetzte Vorstellungen auf den Gesichtspunkt hingeführt werden, welchen der Redner behandeln will; es müssen Hindernisse aus dem Wege geräumt, die zu behandelnde Materie in ihr wahres Verhältnis gestellt, die Notwendigkeit und Wichtigkeit einer Sache herausgehoben, das erforderliche Interesse dafür geweckt, kurz, es muß der Zuhörer nach den Gesetzen den Ideenverwandtschaft auf den eigentlichen Gesichtspunkt des Redners geleitet werden.

Die Einleitung wird nicht immer klar und richtig verstanden, und das ist ein großer Fehler vieler Prediger. Bei den ältern Predigten war die Einleitung ein für sich bestehendes Ganzes und folglich ganz zweckwidrig (Spener hatte sogar die Gewohnheit, gewisse Bücher der heiligen Schrift in den Eingängen zu erklären); bei manchen neuern Predigten leitet der sogenannte Eingang von dem eigentlichen Gesichtspunkte mehr ab, als daraufhin. Selbst Schott, der wohl am tiefsten das Wesen der Beredsamkeit aufgefaßt hat, sagt (in s. Theorie der redner. Anord-

nung, Leipzig 1827, S. 13): „könnte man als gewöhnlichen Fall annehmen, daß die Zuhörer ziemlich ganz auf einer und derselben Bildungsstufe mit dem Redner stehend, und in dieselbe geistige Stimmung (?) schon versetzt, sich um ihn versammelten, so dürfte eine besondere Einleitung und Vorbereitung des auszuführenden Gegenstandes überflüssig erscheinen, und die Ausführung könne sogleich beginnen. Daher wurde auch ein eigentliches Exordium in der griechischen und römischen Staatsberedsamkeit nicht als ein absolut notwendiger Bestandteil der Rede betrachtet. Vgl. Cic. de orat. L. 2, C. 79. Quinct. inst. orat. L. 4 C. 1. „Wir aber behaupten dagegen, der Zuhörer mag sich befinden, auf welcher Bildungsstufe er will, so ist für unsere Predigten die Einleitung ein ebenso unerläßlicher Teil, als es für den Geschichtschreiber, welcher z. B. die Kreuzzüge beschreiben will, nicht genug ist, damit anzufangen, daß er sagt: es war einmal ein Mann, der hieß Peter von Amiens u. s. w., oder Papst Urban II. hielt 1095 eine Synode zu Piacenza und 1096 zu Clermont, worauf der erste Kreuzzug beschlossen wurde; vielmehr wird der Historiker erst den ganzen Schauplatz, worauf die Kreuzzüge stattfanden, eröffnen, ihren Zusammenhang mit allen damaligen Verhältnissen herstellen, und nun erst die wirkliche Erzählung beginnen. Also hat es auch der Prediger zu machen. Welche Materie er wählt, sie ist aus ihrem Zusammenhange gerissen, eine fremde, und muß daher vermittelst der Einleitung in ihren eigentümlichen Zusammenhang versetzt werden. Die alten griechischen und römischen Redner hatten das freilich in vielen (auch nicht in allen) Fällen nicht nötig; denn entweder war die Sache, welche sie führten, schon bekannt, oder die narratio facti bewirkte die Bekanntschaft und jenen Zusammenhang, welchen wir hier

meinen. Quinct. (Inst. orat. L. IV, C. I, ſagt daher auch: Causa principii (vel. exordii) nulla alia est, quam ut auditorem, quo sit nobis in ceteris partibus accommodatior, praeparemus. Id fieri tribus maxime rebus, inter auctores plurimos constat, si benevolum, attentum, docilem fecerimus etc. Dagegen ſagt Quinct. ſpäter (§ 9): Haec de prooemio, quoties erit usus. Non semper autem est. Nam et supervacuum aliquando est, si sit praeparatus satis etiam sine hoc judex, aut si res praeparatione non egeat. Will der Prediger hingegen z. B. von den Gefahren der Selbſtſucht ſprechen, ſo muß er erſt in der Einleitung das Vorhandenſein einer alles verſchlingenden Selbſtſucht darſtellen, oder man weiß ja gar nicht, wie er auf den Gedanken gekommen iſt, die Gefahren der Selbſtſucht zu entwickeln. Will er von der Notwendigkeit einer beſſern Kinderzucht handeln, ſo muß er in der Einleitung erſt darthun, daß die Kinderzucht ihre Mängel habe, weil ſonſt die Notwendigkeit einer beſſern Erziehung gar nicht verſtanden wird. Es iſt alſo keineswegs die gehörige Stimmung der Zuhörer allein gemeint, welche die Einleitung bezwecken ſoll; es handelt ſich bei unſrer Predigtweiſe gar nicht darum: auditorem attentum, docilem, benevolum, reddere (Cic. de inv. L. 1, C. IV ad Herenn. L. 1, C. IV. Quinct. a. a. O.), ſondern darum, den Ideenkreis zu eröffnen, in welchem man ſich bewegen und die Materie, welche man behandeln will, in ihren gehörigen Zuſammenhang mit den verwandten Begriffen und Vorſtellungen zu ſtellen.

Von dieſer Seite aufgefaßt, kann der Eingang, oder die Einleitung, nur in dem Sinne philoſophiſch genau verſtanden werden, wie wir es im § angegeben haben. Eine jede Idee oder Gedankenreihe ſetzt eine zunächſtliegende oder verwandte

voraus, mit der sie zusammenhängt, und diese zunächstliegende Idee bildet den Eingang, oder die Einleitung zu der nachfolgenden. Mit andern Worten: eine jede Idee ist mit andern Ideen verwandt, ohne daß dieselben gleichwohl in ihren Umfang gehören; diese verwandten Ideen führen aber gleichwohl auf die Idee hin, welche dem Prediger vorschwebt und dienen ihm sonach zur Einleitung. Es kann aber diese Einleitung auf mehr als auf eine Weise geschehen. Man kann 1) das Gegenteil vom Thema zur Einleitung machen. Z. B. wenn man das Edle einer echten Menschenliebe darstellen will, so kann man das Entehrende des Hasses in der Einleitung entwickeln und nun zu der eigentlichen Proposition übergehen. So hat Reinhard auf das Thema: Betrachtungen über das Leben im Geiste und im Sinne Christi, trefflich eingeleitet durch die Schilderung des Gegenteils: eines Geistes der tierischen Sinnlichkeit, eines Geistes des Leichtsinnes, des Eigennutzes, des schmutzigen Geizes, der unersättlichen Habsucht, des Stolzes u. s. w. (Vgl. die Predigten im Jahre 1802, am zweiten Bußtage). Oder man kann 2) von allgemeinen Gesichtspunkten auf spezillere übergehen. Z. B. Thema: von den Segnungen des Christentums hinsichtlich der ehelichen Verhältnisse. Einleitung: Von den Segnungen des Christentums überhaupt. So hat Reinhard das Thema: vom Werte schneller Entschließungen dadurch eingeleitet, daß er überhaupt von schnellen Entschlüssen sprach. (Vgl. die Predigten im Jahre 1802, am 5. S. nach Tr.). Man kann 3) in der Einleitung die Gründe angeben, warum man gerade über diesen Gegenstand handeln will. So habe ich das Thema: von der echten Mischung des wahren Gottvertrauens und der eigenen Thatkraft im Leben des Christen, damit eingeleitet, daß ich zeigte: wie ver-

schiedenartig und widersprechend die Ansichten über diesen Gegenstand seien. (Vgl. die Mühlhäuser Predigtsammlung 2. Teil, S. 94 f.). Man kann 4) die Hauptgesichtspunkte der Abhandlung selbst in der Einleitung angeben. Z. B. Thema: von der Hinfälligkeit des menschlichen Lebens. Einleitung: von einem Gegenstande, der euch zwar allen bekannt, aber von wenigen erkannt ist, will ich heute reden. Ich meine die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens. Und nun werden die Hauptpunkte der Rede selbst berührt; es wird im allgemeinen darauf hingewiesen, daß man für keine Stunde volle Gewißheit habe; daß oft ein Augenblick oder der unbedeutendste Zufall entscheide; daß es aber auch abgesehen davon mit jedem Augenblicke Veränderungen erleide u. s. w. Doch wir wollen das näher beleuchten. Man kann 5) den Text zum Eingange machen. Es wird dann freilich mit dem Texte sogleich angefangen, was wir zwar nicht durchaus mißbilligen; was aber doch den Nachteil hat, daß der Text an Interesse verliert, wenigstens jenes Interesse nicht empfängt, welches durch eine gute Einleitung demselben gegeben wird. Man kann endlich 6) mit einem Gebete die Einleitung machen, wobei der Hauptinhalt des Vortrags zweckmäßig benutzt wird.

Was den Charakter der Einleitung betrifft, so ist derselbe, einzelne besondere Fälle ausgenommen, namentlich bei Casual-Predigten, denen ein bekanntes Faktum zum Grunde liegt, eine ruhige, faßliche und mehr belehrende als rednerische Entwickelung. Mit hohem Rednerschwunge den Eingang zu eröffnen ist, jene Ausnahmen abgerechnet, widersprechend; denn der eigentliche Effekt der Rede beruht auf ihrer vollen Kraft und kann also am Anfange unmöglich erzielt werden. Die Rede besteht überhaupt in einem Ganzen der Handlung, welche ihren Anfang, ihre Entwickelung und

ihren Schluß hat. Dem Eingange eine bestimmte Länge oder Kürze, oder ein bestimmtes Zeitmaß geben zu wollen, geht gar nicht, weil alles darauf ankommt, daß der Zweck der Einleitung erreicht werde, und dieser Zweck fordert bald eine längere, bald eine kürzere Behandlung. Bei einiger Übung und bei gehöriger Auffassung des Stoffes wird man auch bald den richtigen Takt in diesem Punkt finden, und es ist daher, um diesen wichtigen Gegenstand gehörig zu begreifen, vorzugsweise Klarheit und Gewandtheit im Denken und ein sorgfältiges Studium bewährter Muster, namentlich eines Reinhards zu empfehlen.

Die alte homiletische Einteilung der Eingänge in biblische und freie, in allgemeine und besondere, in Erweckungs- und Einleitungseingänge war großenteils eine jener vielfältigen Spielereien, woran die Homiletik nicht arm ist. Die Wissenschaft kann überhaupt nur das eigentliche Wesen und die Notwendigkeit der Einleitung geben, und muß das weitere der Ausführung selbst überlassen. Das Genie bricht sich ohnehin stets seine eigene Bahn und läßt sich in keine solche Schranken bannen. Dräseke und Harms z. B. sind in ihrer Art und Weise der Einleitung ebenso originell, wie in der ganzen Ausführung der Predigt. Sie bedienen sich zuweilen des eben abgesungenen Liedes, um daran die Einleitung zu knüpfen, z. B. Harms (Neue Winterpostille) am Weihnachesfeste, am Sonntage nach Weihnachten.

Anmerkung. Über die Lehre vom Eingange vgl. besonders Arist. rhet. L. III, C. 14; Cic. de Orat. L. II, C. 78 f. (Es heißt sehr treffend: Prima est enim quasi cognitio et commendatio orationis in principio, quae continuo eum, qui audit, permulcere atque allicere debet.) Quinct., instit. orat. L. VI. C. 1.

§ 51.

Von den Übergängen.

Der Übergang (transitus) wurzelt in dem logischen Gesetz, daß alle Ideen in einer gewissen notwendigen Verbindung stehen müssen; sollen sie ein Ganzes der Erkenntnis bilden, und daß daher in einer Rede keine Sprünge gestattet werden können. Übergänge sind daher wiederum wesentlich notwendige Teile der ganzen Anlage einer Predigt. Es giebt Übergänge von der Einleitung auf das Thema, vom Texte auf das Thema, und von jeder einzelnen Abteilung auf die folgende.

Die Rede besteht aus einer Menge von Begriffen und Vorstellungen, welche sich in einer Synthesis vereinigen. Diese Begriffe und Vorstellungen sind aber nun oft sehr weit auseinanderliegend, und ein plötzlicher Sprung von der einen auf die andere würde stets eine Lücke, oft sogar einen Riß in die Einheit des Ganzen bringen. Dafür sind nun Übergänge; sie sollen, weil keine Begriffe zur Einheit verbunden werden können, wo die Mitbegriffe fehlen, diese herbeiführen und so den zusammenhängenden Fluß der Rede bewirken; sie sollen in der Rede das sein, was die Gelenke in dem Körper sind, wie Reinhard richtig bemerkt. Es sind indessen dergleichen Übergänge nicht leicht; denn sie setzen ein völliges Beherrschen des Stoffes und ein sicheres Festhalten des Fadens voraus. Die alten Prediger halfen sich auf die leichteste Weise. Wenn sie z. B. den Text vorgelesen hatten, so sagten sie: aus diesen abgelesenen Worten will ich euch zu betrachten vorstellen, und nun gaben sie sogleich ihre Proposition an. Luther pflegte zu sagen (z. B. in seiner Epistelpredigt. T. XII. d. W. A.), wenn er die

Epistel verlesen hatte: nun wollen wir ein wenig darin spazieren. Auch hat man gewisse Übergangsformeln, welche namentlich Reinhard nicht selten gebraucht. Z. B. Doch das ist es eben, was ich zeigen wollte u. dgl. m. Allein die eigentliche Herrschaft über den Stoff braucht dergleichen Hilfsmittel nicht, sondern sie schafft sich stets die dem Stoffe selbst angehörigen Übergänge. Bei dem Übergange von der Einleitung auf das Thema ist zu bemerken, daß die ganze Einleitung schon so angelegt sein muß, um an sich selbst leicht und natürlich ein Übergang zu werden, ohne in eine stehende Formel zu verfallen. Bei dem Übergange vom Texte auf das Thema muß der exegetisch entwickelte Inhalt des Textes den Übergang in sich tragen und die Verbindung ebenso natürlich als faßlich herausstellen. Bei den Übergängen von einer Abteilung auf die andere kann entweder die Wiederholung des Hauptsatzes (z. B. die Wahrheit der Behauptung beruht aber auch ferner, oder der Friede mit sich selbst erfordert aber noch mehr u. s. w.), oder die allmähliche Annäherung an die folgende Unterabteilung, oder die Wiederholung der vorhergehenden Unterabteilung in ihrem Hauptbegriffe zum Übergang dienen.

§ 52.

Vom Gebete.

Die Rede an heiliger Stätte mit einem Gebete zu eröffnen oder die Einleitung damit zu beschließen, ist etwas so Natürliches und Zweckmäßiges, daß man darauf schlechthin bestehen müßte, wenn nur jedesmal, ohne in das Mechanische und Herzlose zu geraten, gut gebetet werden könnte. Man darf daher in einer Anweisung zur Kanzelberedsamkeit nicht durchaus auf einem Anfangsgebet bestehen, sondern man kann nur die Erfordernisse eines Kanzelgebets angeben

und muß die Anwendung davon der momentanen Stimmung des Predigers überlassen.

Nichts ist natürlicher und angemessener, als ein Gebet des Predigers, geschehe es nun zu Anfang oder zu Ende der Einleitung der Predigt; denn das Gebet ist die innigste Vereinigung mit Gott, die nächste Nähe, in welche wir geistig zu Gott treten und ihm unsere Wünsche und Hoffnungen, unsere Lob- und Dankgefühle und unsere Sorgen und Klagen offenbaren können; das Gebet ist sonach nicht nur die Spitze der Frömmigkeit, oder vielmehr das Tiefste in derselben, sondern es ist auch die beseligendste und für unsern sittlichen Zustand wohlthätigste Handlung, daher denn auch ganz geeignet für den Zustand, in welchem sich sowohl der Prediger als die Zuhörer befinden sollen. Überdies erfordert die Wichtigkeit der Handlung selbst, welche der Prediger vornehmen will, Hilfe und Kraft von oben. Schon die heidnischen Moralisten lehrten: der Mensch müsse alle seine Geschäfte mit den Göttern beginnen (*πάντα ἀγαθὰ δεῖ αἰτεῖσθαι παρὰ τῶν θεῶν.* Plutarch). Bevor Sokrates im Timäus des Plato den Ursprung der Welt zu erklären versucht, wendet er sich zuerst an die Götter und fleht sie um Beistand an. Demosthenes beginnt seine Rede de Corona mit den Worten: *πρῶτον μὲν, ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι, τοῖς θεοῖς εὔχομαι πᾶσι καὶ πάσαις, ὅσην εὔνοιαν ἔχων ἐγὼ διατελῶ τῇ τε πόλει καὶ πᾶσιν ὑμῖν, τοσαύτην ὑπάρξαι μοι παρ᾽ ὑμῶν εἰς τουτονὶ τὸν ἀγῶνα* κ. τ. λ. Wie viel mehr muß daher ein christlicher Prediger sein und seiner Zuhörer Herz ganz auf Gott richten, bevor er sein so wichtiges Geschäft beginnt, und wie bereitwillig werden ihm alle christlichen Zuhörer beten helfen, daß alles wohl gelinge! Indessen läßt sich gleichwohl keine stehende

Regel hier vorschreiben, weil alles zu sehr von dem Moment und von der individuellen Stimmung abängt, und weil es besser ist, gar nicht, als schlecht zu beten. Ein gutes Gebet erfordert zwar nicht viel; es weiß von Kunst so gut wie gar nichts; Einfachheit und Natürlichkeit ist alles, was zum Äußern desselben verlangt werden kann; aber das Gebet erfordert auf der andern Seite etwas, was gerade so vielen Predigern fehlt, nämlich innige Frömmigkeit, und dann eine momentane Stimmung, sich in das ewig schöne Gebiet der Religiosität, der Andacht, emporheben zu können. Will man nun doch, ohne innige Andacht und ohne augenblickliche hohe Begeisterung beten, so verfällt man in jenes matte, herzlose und wahrhaft widerliche Gerede, welches den Eindruck der Predigt von vornherein schwächt. Auch lassen sich keine ausreichenden Regeln für das Gebet angeben. In wessen Herz es nicht betet, den lehrt kein Künstler beten. Man sagt den Anfängern, das Gebet dürfe nicht zu lang und nicht zu kurz sein; in dem Gebete dürfe man Gott nichts vorerzählen; in einem Gebete dürften keine zu langen Perioden sein u. s. w. Das ist alles wahr und gut; allein das hilft doch nichts, wenn nicht das Herz zuvor in einer ganz anderen Schule beten gelernt hat. Und wer in dieser Schule war, wird weder zu kurz, noch zu lang beten; wird Gott nichts vorerzählen; aber doch rühmen seine Liebe und Huld; wird keine zu lange Perioden machen; denn das wäre schon etwas Erlerntes und Einstudiertes, was sich mit der Sprache des Herzens nicht verträgt; wird sich überhaupt um Perioden nicht viel kümmern; er wird beten, wie die innere Stimme gebietet, und schweigen, wenn diese schweigt. Selbst die zu haltenden Gebete zu konzipieren und zu memorieren, wird nicht anzuraten sein, weil der Eindruck dadurch vermindert wird und das Herz sein eigenes Kon-

zept hat. Vom Schlußgebet gilt dasselbe. Die Einzelheiten des Vortrags darin zu wiederholen, ist durchaus widersprechend; es können vielmehr darin nur allgemeine Bitten vorkommen. Doch davon in der Liturgik.

Anmerkung. An ganz ausgezeichneten Mustern von Kanzelgebeten haben wir — aus leicht begreiflichen Gründen — eben keinen Überfluß. Besonders ansprechend war für den Verfasser dieses folgende Gebet von Harms in seiner neuen Winterpostille, Altona 1825, S. 1 f. „Mein Herr und mein Gott! Der du mich auch dahin gebracht hast, den vormals Ungläubigen, wie jene ungläubige Jünger, daß ich dich nenne meinen Herrn und Gott, — hier stehe ich vor der Gemeinde mit diesem Bekenntnisse und Zeugnisse. Du weißt alle Dinge, du weißt, wie gern meine Seele alle, die mich hören, zu Gläubigen machte, die in ihrem Christenglauben Gefährdeten bewahrte und die Schwachen stärkte, wie es ja auch mein Werk ist, das du, du mir aufgetragen hast, und das du von mir forderst. Hier stehe ich wieder an demselbigen, o wolle du mir beistehen, wolle du bei mir stehen! Mit diesen Hörern tret' ich heute in ein neues Kirchenjahr, da die Zeugnisse von dir sollen von neuem verkündigt werden, darum wolleſt du mir geben neuen Mund und neue Rede, wolleſt mit deinen stillen verborgenen Zeugnissen Lehrern und Hörern vorangehen zu schönerem Gelingen. Beiderseits halten wir dein eignes Wort dir vor, das du sprichst: ‚Ohne mich könnt ihr nichts thun'. Nein das wollen wir auch nicht. Diese Zahl, die hier beisammensteht, gehen wir dem Feste deiner Geburt entgegen; wie du geboren wurdeſt in unsere Menschheit, laß uns geboren werden in deine Gottheit, und diese Wochen seien die Vorbereitung dazu! Entferne, was hindert, brich entzwei, was sich nicht beugen will. Mache die Thäler des Zweifels voll und trage die Berge des stolzen Besserwissens ab, du oder dein Herold Johannes vor dir her. Öffne Augen und Ohren, neue Sinne in jedermann, auf daß wir alle, alle zum Feste bereit sein und mit dir feiern deine Geburt in uns, wie zugleich unsere in dir, zum neuen Leben, zum Leben in Gott, in Vater und Sohn und heiligen Geist, welches ein Leben allein ist und allein heißen kann. Amen."

Statt der Gebete gebraucht man in neueren Zeiten gewisse Eröffnungssprüche aus der heiligen Schrift. Reinhard thut dieses in der Regel. Am besten möchte es sein, mit Gebeten und dergleichen

Sprüchen bald abzuwechseln, bald ohne eins von beiden unmittelbar mit der Einleitung anzufangen; denn es läßt sich nicht verkennen, bedient man sich dergleichen Sprüche immer, so achtet der Zuhörer und Leser gar nicht mehr darauf, und es sind also völlig müßige Worte, welche sonntäglich wiederkehren.

Die Frage: wohin sich das Kanzelgebet am besten eigne, an den Anfang oder an das Ende der Einleitung? ist völlig gleichgültig und hängt lediglich von Umständen und von der Stimmung des Predigers ab.

§ 53.

Von der Angabe der Partition.

Insofern als der Zweck der Predigt Belehrung ist und als selbst bei den übrigen Zwecken, als der Rührung des Herzens und der Bestimmung des Willens, eine klare Übersicht und ein leicht behaltlicher Schematismus von großem Wert für die Erbauung erscheint, sprechen überwiegende Gründe dafür, daß der Prediger nicht nur den Hauptsatz, sondern auch die Haupteinteilung desselben deutlich und vollständig angebe, ja unter Umständen wiederhole.

Wer hinlängliche praktische Erfahrung besitzt, wird einstimmen, wenn wir einen großen Wert auf diese beim ersten Anblick geringfügig erscheinende Sache legen. Es ist früher, bei der Popularität, dieser Gegenstand schon berührt worden, und wir bemerkten da, es dürfte für den Geistlichen und Schullehrer kein unwichtiger Gegenstand sein, die Schulkinder anzuleiten, die Hauptsätze und Hauptabteilungen der Predigt zu bemerken. Gewiß ist dem so. Man kann annehmen, daß oft die Hälfte der Zuhörer, besonders auf dem Lande, von einer ganzen, selbst guten Predigt, nichts als einige Bruchstücke davonträgt; daß nicht selten der Prediger ganz mißverstanden wird, und daß sich hieraus nicht nur manches ungerechte Urteil, sondern auch die Wirkungslosig-

keit der Predigt selbst ableitet. Dem Verfasser dieses ist es mehr als einmal begegnet, daß man ihn gerade das Gegenteil von dem hat sagen lassen, was er gesagt hat. Indessen auch abgesehen davon, so ist es schon schlimm genug, wenn ein großer Teil der Zuhörer von der ganzen Predigt nichts als einige Sentenzen oder Gedanken auffaßt, und kein Mittel ist geeigneter dagegen, als daß der Prediger den Hauptsatz mit seiner Einteilung klar und deutlich, ja unter Umständen wiederholt angiebt. Hierdurch wird 1) ein gewisses Interesse für das Ganze geweckt und der Zuhörer wird begierig, zu wissen und zu hören, was der Prediger über den angegebenen Gegenstand vorzubringen habe. Es wird aber auch 2) die Aufmerksamkeit fortwährend erhalten; denn hat der Zuhörer einmal einen deutlichen Begriff gefaßt, so wird das Folgende schon leichter und begreiflicher und man überhört nun nichts, um den Zusammenhang nicht zu verlieren. Die Gemeinde lernt aber endlich 3) wiederum über die christlichen Wahrheiten denken und kommt dadurch aus der tiefen Unwissenheit heraus, in welcher sie steckt, worin wir das Grundübel unserer Zeit erkennen.

Es braucht übrigens kaum bemerkt zu werden, daß der Prediger die ganze bis in das einzelne gehende Partition nicht angeben soll, sondern es ist nur die Angabe des Hauptsatzes und der Hauptteile gemeint.

Die Alten hielten sehr viel auf Partition. Recte habita in causa partitio, illustrem et perspicuam totam efficit orationem. Ejus partes duae sunt, quarum utraque magnopere ad aperiendam causam, et ad constituendam pertinet controversiam. Una pars est, quae, quid cum adversariis conveniat, et quid in controversia relinquatur, ostendit; ex qua certum quiddam designatur auditori, in quo animum debeat habere occupatum. Altera est, in qua rerum earum, de quibus erimus dicturi, breviter expositio ponitur distributa, ex qua conficitur, ut certas animo res teneat

auditor, quibus dictis intelligat fore peroratum. Vgl. Cic. de invent. rhet. L. 1, C. 22.) Ferner: Partitio est nostrarum aut adversarii propositionum, aut utrarumque ordine collata enumeratio. Hac quidum utendum semper putant, quod et ea fiat causa lucidior, et judex intentior ac docilior, si scierit et de quo dicimus, et de quo dicturi postea sumus. Vgl. Quinct. instit. orat. L. IV, C. 5.

2. Kapitel.

Die Dispoſition in oratoriſcher Hinſicht.

§ 54.

Natur und Weſen derſelben.

Die oratoriſche Dispoſition ſteht mit der logiſchen in keinem Gegenſatze, ſo daß ſie dieſelbe aufheben oder nur beſchränken könnte, ſondern ſie iſt nur für den Zweck der Rede eine Vervollſtändigung derſelben und unterſcheidet ſich bloß dadurch, daß, wenn es die logiſche Dispoſition lediglich mit den angegebenen Geſetzen des Denkens und insbeſondere mit denen vom Inhalte und Umfange und von der daraus ſich ableitenden Koordination und Subordination der Begriffe zu thun hat, die oratoriſche Dispoſition die vorhandenen Materialien nach den pſychologiſchen Geſetzen der Überzeugung, Rührung und Willensbeſtimmung anordnet.

Wir haben geſehen, was die logiſche Dispoſition ſoll und vermag. So vielen Wert das nun immerhin hat und ſo notwendig es iſt, ſo iſt damit doch noch nichts weiter gewonnen, als daß der Redner keinen Verſtoß gegen die Geſetze des Denkens macht und alles in der angewieſenen logiſchen Ordnung folgen läßt. Die Rede, insbeſondere

aber die Predigt, hat es aber nun, nach den früher aufgestellten Prinzipien, nicht allein mit dem richtigen Erkennen, sonder mit dem ganzen Menschen, mit Kopf, Herz und Willen zu thun. Und selbst wenn sie es allein mit dem Verstande zu thun hätte, so würde dennoch das bloß Logische in der Rede die beabsichtigte Wirkung nicht hervorbringen, weil in der Rede nicht einzelne wissenschaftliche Probleme gelöst, sondern eine Reihe von Wahrheiten, zu einer fortlaufenden Handlung zwischen dem Sprecher und Zuhörer verbunden, vorgebracht werden soll, um auf das ganze Verhalten desselben einzuwirken. Es muß also notwendig nicht nur ein verbindendes, sondern eigentlich ein ergänzendes Mittel noch aufgefunden werden, um das Fehlende zu ersetzen und den Effekt der Rede zu sichern, und das ist, was wir oratorische Disposition, oder diejenige Stellung der Materie nennen, wobei unbeschadet der logischen Ordnung die Rede psychologisch richtig ihre Aufgabe löst, d. h. die einzelnen Momente also ordnet, daß die innere Einheit einer fortlaufenden Handlung hervortritt, und ein Moment, sei es nun in der Belehrung, oder Rührung, oder Willensbestimmung, das andere gehörig ergänzt und hebt. Die Überzeugung nämlich sowohl, als die Rührung und Bestimmung des Willens, hat ihre eigentümlichen psychologischen Gesetze. Sie hat einen Anfang, ein Wachstum, ein Ziel, oder eine höchste Spitze; sie wankt, sie wird gewonnen, befestigt und tritt endlich völlig siegreich hervor. Ganz nach dieser Ordnung muß auch die Einwirkung darauf erfolgen. Unter den Momenten dasjenige zuerst zu wählen, was die Spitze oder den Schluß des Ganzen bilden soll, wird wohl momentane, aber keine dauernde Überzeugung hervorbringen, und dasselbe gilt vom Gefühl und Willen; stufenweise hingegen vorgehen, immer stärkere und überzeu-

gendere Gründe liefern und am Ende mit dem stärksten Grunde schließen, muß nach psychologisch unumstößlichen Gesetzen Wirkung thun.

In der alten gerichtlichen Beredsamkeit legte man daher auch mit Recht einen sehr hohen Wert auf diese oratorische oder psychologische Stellung der Gründe und Motive. In der Theorie, wie in der Ausführung wurde sie stets empfohlen und angewendet (Vgl. Auct. ad Herenn. L. III. C. 10. De orat. L. II. C. 77). Man verglich diese Kunst mit der Stellung eines Heeres, wie Nestor (Ilias IV. 297) die Truppen ordnete. (Vgl. Quinct. inst. orat. L. V. C. 12.) Jedoch ließ man sich durch die gerichtlichen Verhandlungen auch oft verleiten, die stärksten Gründe gleich anfangs und die schwächeren in der Mitte vorzubringen und man hat dieses sogar auf die Kanzelrede anwenden wollen (vgl. Cannabich, Anleit. zur gehörigen Einrichtung christl. Vorträge, Leipzig 1806, S. 155). Mag wirklich in der gerichtlichen Beredsamkeit ein Grund zu dem Verstecken gewisser Momente gelegen haben; in der Kanzelrede ist das der Fall nicht, und wir thun wohl, uns darin lediglich an die Gesetze zu halten, welche wir jetzt näher angeben wollen. Nur das muß vorläufig noch bemerkt werden. Die Sache, von welcher es sich hier handelt, wird oft mißverstanden und als eine gefährliche, die Freiheit des menschlichen Urteils aufhebende, oder gar die Sittlichkeit beeinträchtigende Operation angesehen. Allein schon aus der bisherigen Begriffsentwickelung der oratorischen Disposition wird hervorgehen, daß dieses nicht notwendig der Fall ist, sondern daß vielmehr die Kunst, die Materialien oratorisch zu ordnen, auf einer inneren psychologischen Nötigung beruhe, der man gar nicht ausweichen kann, wenn man vermittelst der Rede etwas bewirken will. Gemiß-

braucht kann zwar allerdings diese Kunst werden; allein es verhält sich damit ebenso, wie mit der Beredsamkeit überhaupt, die auch mißbraucht werden kann; jedoch liegt der Mißbrauch nicht wesentlich in der Sache, und das ist uns genug.

§ 55.

Besondere Regeln der oratorischen Disposition.

Der Natur der Sache nach geht man in der Stellung der einzelnen Momente einer Rede: 1) von schwächern zu stärkern Gründen, Beweisen, Rührungen und Bestimmungsgründen (Gradation); 2) man wählt unter zwei gleich logisch richtigen Momenten dasjenige, welches den meisten oratorischen Effekt macht; 3) man läßt die allenfallsigen Einwürfe oder Negationen der Sache, die man verteidigt, vorangehen.

Das erste Gesetz, welches hier in Betrachtung kommt, ist das der Gradation oder der Steigerung der Gründe, Rührungen und Motive. Es modifiziert sich nach den drei Vermögen: Verstand, Herz und Willen. Bei dem Verstand besteht es darin, daß es gewichtvollere und entscheidendere Gründe und Beweise auf minder gewichtvolle und minder entscheidendere folgen läßt; bei dem Herzen besteht es darin, daß es von schwächeren zu stärkeren, von minder edleren zu reineren und erhabeneren Gefühlen übergeht, und bei dem Willen besteht es darin, daß es von schwächeren zu stärkeren, von minder reinen zu reinen und zu den reinsten Motiven aufsteigt. Sein psychologischer Grund oder seine innere Nötigung beruht darauf, daß der Mensch nur durch eine allseitige Entwickelung der Gründe pro et contra, durch ein allseitiges Erwachen der geeigneten Gefühle und durch eine allseitige Zusammenwirkung der Motive und durch die, in dieser Allseitigkeit sich herausstellende Nötigung be-

stimmt werden kann. Ein Grund nun, oder ein Gefühl, oder ein Motiv, welches schwächer und unedler als das vorhergehende ist, wird eben dadurch auch wiederum den schon gemachten Eindruck schwächen, weil die Spannung nachläßt oder ganz abbricht. Ein Grund, oder Gefühl, oder Motiv hingegen, welches stärker als das vorhergehende ist und also nach den Gesetzen der Gradation erfolgt, wird mit seiner Stärke die Schwäche des vorhergehenden Moments ersetzen und erheben, weil die Spannung des Zuhörers stärker angezogen wird. Man beobachte nur einmal von dieser Seite einen Prediger und seine Zuhörer. Bei gewissen Stellen der Predigt horcht jedermann mit gespannter Aufmerksamkeit, die Köpfe richten sich in die Höhe, viele stehen sogar von ihren Sitzen auf, um nichts zu überhören (Landleute nicken nicht selten dem Prediger ihren Beifall zu); aber plötzlich sinkt der Prediger wieder herab, niemand achtet jetzt mehr auf seine Worte, und der ganze Effekt jener schönen Stelle geht allmählich verloren. Hätte der Prediger seine Sache verstanden und wäre er nach den Gesetzen der Gradation gestiegen, statt wieder herabzusinken, so würde der ganze Kreis der Zuhörer nicht nur in der Spannung geblieben sein, sondern diese würde auch noch zugenommen haben. Jener Teil der Rede, wobei der Zuhörer wieder herabsank, war an sich nicht verwerflich, war vielleicht recht wesentlich für das Ganze; es stand dieser Teil nur am unrechten Orte und dieser Umstand störte alle Wirkung. Die Handlung wurde unterbrochen und hörte auf diese Weise auf. Beiläufig sei es bemerkt, daß sich viele Prediger ebenso hinsichtlich des mündlichen Vortrags ihre Sache verderben. Sie erschöpfen am Anfange oder in der Mitte der Rede ihre ganze Kraft der Brust und Stimme, und wenn sie dahin kommen, wo sie naturgemäß die ganze Kraft entwickeln

sollen, so sind sie matt und müde und sinken herab, oder werden heiser und verwischen auf diese Weise allen Effekt.

Wir wollen noch versuchen, diese wichtige Lehre von der Gradation in der Stellung der einzelnen Momente, oder in der Disposition mit einigen Beispielen zu erläutern:

Thema: Vom echten Geiste der Verbesserung (von Reinhard).

I. Beschaffenheit desselben:
   1) er ist uneigennützig in seiner Quelle;
   2) fromm in seinen Gesinnungen;
   3) pflichtmäßig in seiner Richtung;
   4) aufopfernd in seiner Wirksamkeit;
   5) getrost in seinen Hoffnungen.

II. Folgen, die sich daraus ergeben:
   1) diese Wahrheit muß unsere Ehrfurcht gegen Christum wecken;
   2) zu unserer Beschämung dienen;
   3) Veranlassung zu einer ernsten Prüfung werden;
   4) lasset uns alles hoffen, wenn uns der Geist der echten Verbesserung beseelt.

(Vgl. Reinhards Predigten vom Jahre 1801, am Sonntag Miseric. Dom.)

Thema: Blicke in die innere Beschaffenheit des großen Reiches Gottes, in welchem wir uns befinden (von Reinhard).

Eine Verfassung läßt uns nämlich der Dichter in derselben erblicken, wo:
   1) alles durch die weisesten Gesetze geordnet ist;
   2) wo zahllose geistige Kräfte wirken;
   3) wo über die fromme Tugend ein heiliger Schutz waltet;
   4) wo ihr die schönsten Siege über die gefährlichsten Übel beschieden sind;
   5) wo sie schon gegenwärtig thätig und glücklich sein kann;
   6) und einer noch weit glücklicheren Zukunft entgegenlebt.

(Vgl. Reinhard, Predigt. vom Jahre 1811, am Michaelisfeste.)

Thema: Des wahren Christen Lob.
   1) Er ist weiser im Urteile;

2) reiner im Herzen;
3) kräftiger im Wollen;
4) größer im Unglücke;
5) ruhiger im Tode.

Thema: Des Lasters Lohn.
1) Es zerstört den Körper;
2) es zerstört den Geist;
3) es zieht andere in diese Zerstörung hinein;
4) es zerstört die ewige Ordnung der Dinge;
5) und verschließt den Himmel.

Solche Beispiele liefern denn auch den augenscheinlichsten Beweis, wie unschuldig die oratorische Disposition ist.

Eine zweite Regel der oratorischen Disposition ist die: man wähle unter zwei gleich logisch richtigen Momenten dasjenige, welches den meisten oratorischen Effekt macht, d. h. am meisten Kopf, Herz und Willen gleichmäßig beschäftigt. Z. B. Thema: der Trost des Christen an den Gräbern der Seinigen: 1) unsere Toten sind wohl aufgehoben; 2) sie leben im Himmel; 3) wir behalten sie im Andenken; 4) und werden sie wiedersehen. Weit wirksamer wird es sein, wenn man disponiert: 1) unsere Toten sind nicht tot, sondern nur verwandelt; 2) sie haben nicht aufgehört, sondern sie leben ein ungleich glücklicheres Leben; 3) sie sind uns nicht genommen, wir tragen sie fortwährend im Herzen; 4) die Trennung ist nur für Augenblicke; wir sehen sie wieder. Der Grund davon ist wieder ganz unschuldig. Ein Moment der Rede, welches gleichmäßig den ganzen Menschen beschäftigt, ist inhaltsschwerer als eins, das nur ein einzelnes Vermögen in Anspruch nimmt und daher die anderen Vermögen unbeschäftigt läßt, und man darf nie vergessen, daß man in der Rede mit dem ganzen Menschen zu thun habe. In dieser Kunst der oratorischen Disposition zeichnet sich oft Harms vorteilhaft aus. Z. B.

Thema: Der Ruf der Kirche: kommt herein! 1) Kommt herein, unschuldige Seelen! die Verführung wird immer größer; 2) kommt herein, laue Christen! der Kaltsinn ist auf das höchste gestiegen; 3) kommt herein, Angesehene und Mächtige; die Thronen wanken; 4) kommt herein, ihr Reichen und Begüterten! morgen könnt ihr Bettler sein. (Vgl. dessen Winterpostille, 2. Aufl., Kiel u. Leipzig 1817, S. 4.) Das Lob der Einfalt: 1) sie zweifelt nicht, wenn sie glauben kann; 2) sie zögert nicht, wenn sie handeln soll; 3) sie murret nicht, wenn sie leiden muß; 4) sie prahlet nicht, wenn sie glücklich ist. (Winterpostille, S. 48.) Vom Werte des Vertrauens auf Gott: 1) es verscheucht die Sorge und führt die verschwundene Hoffnung zurück; 2) es unterdrückt das eitle Selbstvertrauen und erhebt die sinkenden Kräfte 3) es flößt der Seele Gleichmut ein, und Gleichmut ist Seligkeit, während wir auf Erden leben. (Winterpostille, S. 141). Was der Winter spricht: 1) ist dir entflohn die Sommerlust; 2) so füllet Winterernst die Brust; 3) Dem armen Vogel giebt Gott zu essen; 4) du sollst den armen Mann nicht vergessen; 5) Öffne dein Herz zur Geselligkeit; 6) doch halte dich auch zum Abschied bereit. (Winterpostille, S. 179.)

Man wird entgegnen, zu dieser oratorischen Fassung der Hauptmomente gehöre das Talent, die Originalität und das begeisterte christliche Gemüt eines Harms. Wohl wahr! Indessen können auch minder talentvolle Köpfe, wenn sie nur auf diese Sache mehr aufmerksam gemacht sind, ihren Einteilungen mehr oratorische Fassung und Schwung geben. Und christlich begeisterte Herzen sollt ihr Prediger doch wohl alle mitbringen.

Endlich gehört zu den Regeln der oratorischen Disposition die wichtige Anweisung, daß man Einwürfe und Ne-

gationen stets der Sache, die man verteidigt, vorangehen, aber nie folgen lassen soll. Auch davon liegt der Grund sehr nahe. Läßt man den Einwand gegen die Sache, die man führt, auf die Gründe dafür folgen, so schwächt man seine eigenen Beweise, Rührungen und Motive; läßt man aber diese Einwände vorangehen, so verwischt man sie vollends durch die darauf folgenden Gründe. So natürlich das erscheint, so häufig wird dagegen gefehlt. Der Verfasser erinnert sich namentlich, eine Predigt gehört zu haben, wo alle Einwände an den Schluß der Predigt gebracht wurden, zwar immer abwehrend und unter der bekannten Figur: erinnert nicht dagegen; sagt nicht u. s. w; allein der ganze frühere Eindruck der Predigt wurde für ihn damals so geschwächt, daß er sich fest vornahm, dagegen zu warnen, so viel er nur kann.

§ 56.

Von der Symmetrie der Teile in der Rede.

Die Symmetrie der Redeteile hat keinen logischen, sondern nur einen oratorischen Grund, nämlich vermittelst des Ebenmaßes der Gliederung eine abgerundete Handlung und dadurch ein gleichmäßiges Wohlgefallen daran hervorzubringen. Die Symmetrie bleibt jedoch stets höheren Zwecken untergeordnet.

Sehr richtig bemerkt Schott (Theorie der Beredsamkeit, 3. Tls. 1. Abtlg., S. 154): „Wie uns jede äußere Gestalt um so angenehmer in das Auge fällt, je leichter wir in den einzelnen Teilen des Ganzen eine gewisse abgemessene Größe, Proportion und Harmonie gewahr werden, so gewinnt das Produkt der Beredsamkeit durch die innere Proportion selbst an ästhetischem Gehalt für das geistige Auge."

Das Ohr liebt dieselben Gesetze des Symmetrischen wie das Auge, und das Gleichmaß der Pausen und Intervallen beruht auf einem inneren Bedürfnisse. Indessen dürfte dieses im Grunde rein ästhetische Interesse doch nicht der einzige Grund davon sein, daß man eine gewisse Symmetrie der Teile wünscht, sondern wir glauben, ein anderer und tieferer Grund davon möchte der sein, weil eine auffallende Disharmonie der Teile teils als Schwäche des besonders abstechenden und im Verhältnisse zu den übrigen zurücktretenden Teils, teils als Schwäche des Predigers überhaupt ausgelegt wird, und zwar mit Recht; denn ist ein Moment so ganz schwach, daß es kaum Stoff darbietet, warum es wählen? Und hat es Stoff, warum ihn nicht entwickeln und zwar gleichmäßig, wie jeden anderen? Man bemerkt namentlich bei Anfängern und ungebildeten Predigern eine solche oft schneidende Verletzung der Symmetrie, und hört selbst von minder befähigten Laien sagen: über den Punkt hat der Prediger nicht viel zu sagen gewußt, oder darin hat er sich nicht gehörig vorbereitet; insbesondere behauptet man dieses, wenn z. B. der zweite Teil auffallend kürzer und dürftiger erscheint als der erste. Dazu kommt endlich, daß eine wirklich gründliche Disposition eine gewisse Symmetrie mit sich führt; denn wer gut disponiert, erfaßt seinen Stoff in allen seinen Seiten und Beziehungen so voll und ganz auf, daß eben dadurch ein gewisses Gleichmaß sich von selbst ergiebt.

Übrigens hat doch auch diese Symmetrie der Redeteile ihre Grenzen und muß stets höheren Zwecken, oder vielmehr dem eigentlichen Zwecke der Rede untergeordnet werden. Sie darf daher nie auf Kosten des wahren Interesses an der Sache entscheidende Punkte übergehen oder müßige Teile herbeiziehen und, um nur alles in ein gehöriges

Gleichmaß zu bringen, die Zuhörer und Leser ermüden. Überhaupt aber soll dieses Symmetrische nie allzu fühlbar angestrebt werden, weil sonst leicht die Predigt zu sehr als ein ästhetisches Kunstwerk erscheint, während sie doch nur allein ihrer Sache dienen soll. Der mit Recht gefeierte Reinhard gefällt sich oft zu sehr in der Form, und schwächt damit bei längerer Bekanntschaft die Teilnahme. Man kann sicher sein, wenn man eine Reinhardsche Predigt zur Hand nimmt und den ersten Teil überblickt, nun auch ebenso viele Glieder im zweiten und dritten Teile zu finden. (Vgl. Reinhads eigene Geständnisse, S. 156 f., wo der Verfasser die Ursache seines Hanges zur Symmetrie in seinem Gedächtnisse sucht, weil dieses so genau abgemessene Teile leichter hätte behalten können. Mit Recht setzt daher auch R. hinzu: „Aus diesem allen geht die Erinnerung hervor, daß junge Prediger das Symmetrische, welches sich in so vielen meiner Predigtentwürfe findet, nicht geradehin und unbedingt für einen Vorzug halten sollen, der nachgeahmt zu werden verdient.“)

§ 57.

Von der Anwendung und über den Schluß der Predigt.

Bei einer gehörigen logischen und oratorischen Gliederung der Predigt hat dieselbe da ihren Schluß, wo die Organisation des Ganzen als abgeschlossen erscheint. Eine besondere Anwendung, welche bei den alten Homileten sogar eine fünffache Beziehung hatte, kann demnach keine Rede haben, weil die Rede selbst ihre Anwendung in sich trägt, oder, weil die ganze Rede eine Anwendung sein soll; man müßte denn diese Anwendung in eine Wiederholung der wichtigsten Momente oder in einige besonders kräftige Ermunterungen setzen wollen.

So lange die Predigt noch nicht zur Idee einer abgeschlossenen und in sich vollendeten Handlung gekommen war, mußte sich überall Fremdartiges eindrängen, ohne daß man es bemerkte. Wie man daher die Einleitung oder den Eingang zur Verhandlung besonderer Gegenstände verwendete, so machte man es auch mit dem Schlusse, oder mit der Anwendung der Rede. Nirgends war ein klar erkannter Organismus und folglich auch keine in sich vollendete Einheit. Überdies brachte man in die Predigt selbst so unerbauliche und unpraktische Dinge, daß man der Notwendigkeit nicht ausweichen konnte, am Schlusse wenigstens das Praktische davon hervorzuheben. So entstand sogar eine fünffache Nutzanwendung (usus didascalicus, elenchticus, epanorthoticus, paedeuticus, paracleticus), auf die man strenge hielt, und wovon schon J. J. Rambach (in seiner Erläuterung über die Praecepta homiletica herausgeg. v. Fresenius, Gieß. 1736. S. 204) sagt: „Es sind das die bekannten fünf usus, an welche sich einige Prediger dergestalt binden, daß sie es für eine Todsünde halten, wenn sie einen davon nicht berühren, weil sie meinen, das sei keine vollkommene Predigt, die nicht ihre fünf usus habe, und darin man nicht 1) ein wenig lehre, 2) ein wenig die Ketzer widerlege, 3) ein bißchen strafe, 4) ein bißchen ermahne, 5) ein bißchen tröste (nach 2 Tim. 3, 16).“ Daß unsere neuere Homiletik davon abgekommen ist, liegt in der deutlicher hervorgetretenen Idee der Einheit, worin die Handlung der Rede gedacht wird, und in der auf das Praktische und wahrhaft Erbauliche gerichteten Tendenz der ganzen Predigt, wobei eine besondere Anwendung als völlig unstatthaft von selbst wegfällt. Indessen gestattet unsere Homiletik doch unter Umständen eine gewisse Anwendung am Schlusse der Rede, welche dann entweder in einer sum-

marischen Übersicht des Ganzen, oder in einer allgemeinen besonders dringenden Ermahnung steht und bei manchen Themen gar nicht fehlen kann, bei keinem aber ganz verwerflich ist. Die Natur der Sache bringt es zwar mit, daß die Rede gegen den Schluß hin immer höher und höher steige, bis sie, zu einem höchsten Punkte gelangt, abbricht, und demnach wäre nichts weiter erforderlich. Allein wenn man bedenkt, wie selten die Zuhörer dem Gange des Redners mit der erforderlichen Aufmerksamkeit folgen, und wie selten die früheren Momente des Vortrags treu bewahrt worden sind: so ist es in jedem Falle sehr gut, die Hauptpunkte nochmals zu wiederholen, und ebenso gut wird es sein, selbst da, wo die Rede in festgehaltener innerer Einheit von Anfang bis Ende abgelaufen ist, noch einige besondere Griffe in die Saiten zu thun, weil man leicht bemerken kann, wie diese, gleichsam als etwas Neues und unmittelbar Hinzugefügtes, mit besonderer Kraft wirken, zumal wenn es der Redner versteht, auch seine Stimme danach zu modulieren, d. h. wenn er, während er in der Predigt selbst bis zur höchsten Kraft am Schlusse gekommen war, nun abbricht, und in einer minder bewegten Weise, gleichsam überwältigt, den vollen väterlich herzlichen Ton annimmt und noch einige Worte sagt.

§ 58.

Erleichterungsmittel in der Kunst, gut zu disponieren.

Will man in der so wichtigen Kunst, zu disponieren, die geeigneten Fertigkeiten gewinnen, so ist es nicht genug, Logik und Rhetorik zu studieren, sondern dazu müssen kommen teils feste dogmatische und moralische Begriffe, teils eine aufmerksame Vergleichung homiletischer Meisterstücke, teils eine fortgesetzte besonnene und fleißige Übung.

Von der unbedingten Wichtigkeit einer guten logischen und oratorischen Disposition haben wir wohl unsere Leser überzeugt; denn es bleibt dabei, man erfaßt seinen Stoff nur in dem Grade, als man gehörig disponiert. Aber die Aufgabe ist nicht leicht. Eine natürliche Logik, ein gewisser Überblick mit lebendiger Imagination und ein gewisser Scharfblick in die inneren Verhältnisse des gegebenen Stoffes können ebenso wenig als wissenschaftliches Studium der Logik und Rhetorik fehlen. Indessen ist damit noch nicht alles geschehen. Man muß aus dem Studium der Dogmatik und Moral die erforderliche Klarheit und Präcision der Begriffe erworben haben und dieselbe durch eigenes Nachdenken befestigen und erweitern. Es muß ferner diese Sache praktisch eingeübt werden. Zum praktischen Einüben dienen vorzüglich Musterdispositionen und ihre sorgfältige Vergleichung mit einander; denn es darf nicht übersehen werden, daß unter mehreren Meistern, welche einen und denselben Gegenstand bearbeiten, bei aller logischen Strenge große Verschiedenheiten eintreten, daß z. B. Reinhard und Ammon ein und dasselbe Thema ganz verschieden und doch ganz richtig disponiert haben (vgl. die schon früher angeführte Parallele zwischen Reinhard und Ammon von Linde), und daß man beinahe an jedem Prediger eine eigentümliche Weise zu disponieren findet.

Mit diesem vergleichenden Studium von Musterarbeiten muß sich aber eine fleißige und besonnene Übung im schriftlichen Disponieren verbinden. Jeden Einfall, wie er eben kommt, rasch zu Papier zu bringen, unbekümmert, wie er beschaffen ist, vermag allmählich auch gute Köpfe vom rechten Wege abzubringen, besonders wenn sie, wie das auf dem Lande der Fall ist, unter gar keiner Kontrolle stehen. Wenn man sich aber die erforderliche Zeit nimmt, jedes

Thema gehörig zu durchdenken, alle Teilvorstellungen nach ihren richtigen Verhältnissen abzuwiegen und dann zu ordnen, und wenn man nicht eher zufrieden ist, bis man das Gerippe der Predigt, von allen Seiten untersucht, genau zusammengefügt hat: so wird man allmählich alle Schwierigkeiten besiegen und zuletzt so viele Fertigkeit erwerben, daß man jeden Gegenstand richtig an- und auffaßt. Bei besseren Köpfen ist oft nichts weiter nötig, als daß sie nur einen klaren Begriff von der Natur der Disposition bekommen, um alsdann bei jeder Arbeit die erforderliche Vorsicht und Genauigkeit anzuwenden. Unsere meisten Predigten werden zu wenig im recht echten Sinne einstudiert, das ist ein großes Übel.

Dritter Abschnitt.

Von der Ausführung der Predigt.

Einleitung.

§ 59.

Begriff und Wesen der Ausführung.

Die Ausführung hat zur Aufgabe, den vermittelst der Erfindung gegebenen und vermittelst der Disposition geordneten Stoff der Predigt oder Rede durch die stilistische Darstellung zu einem geeigneten Vortrag zu vollenden.

Während die Erfindung die Materialien zur Predigt liefert und die Disposition solche ordnet, vollendet die Ausführung das Ganze vermittelst der stilistischen Darstellung.

Die Griechen nannten diesen Teil der Rhetorik „φράσιν“ und die Lateiner „elocutionem“, und Quinct. (inst. or. L. 8. C. 1) setzt hinzu: eam (sc. elocutionem) spectamus in verbis, aut in singulis, aut conjunctis. Die Ausführung hat es daher auch ausschließend mit dem Stil oder mit der Schreibart zu thun, und gleicht dem Geschäfte des Malers, welcher, nachdem er die Umrisse entworfen hat, Licht und Schatten, Leben und Fülle hineinbringt. Über die Notwendigkeit der Ausführung kann so wenig Zweifel herrschen, wie über die des mündlichen Vortrags. Die Rede ist im engeren Sinne ja eben nur elocutio, Ausführung des Gedachten, Darstellung der Gedanken, vermittelst Worte. Aber von der Art und Weise der stilistischen Darstellung ist um so mehr zu sagen und zu bemerken, und diesem Gegenstande muß daher auch vorzugsweise vorliegende Abhandlung gewidmet sein; denn so sehr das Geheimnis der wahren Beredsamkeit in der Macht der überzeugenden Wahrheit und in den schlagenden Gründen und Beweisen liegt, und so sehr das Geheimnis der Predigt in der Macht des Glaubens ruht, welcher in der Brust des Redners wohnt: so viel ist zugleich in der Art und Weise enthalten, wie man etwas vorbringt, und wenn der beste Gedanke, schlecht dargestellt, entweder nicht wirkt oder gar nicht einmal verstanden wird, ja wenn minder gute Gedanken durch die Darstellung einen erhöhten Reiz empfangen, so daß sie auf den Zuhörer einwirken, so ist damit die Wichtigkeit unseres Gegenstandes hinreichend bezeichnet. Immer wurde daher auch dieser Gegenstand für sehr wichtig gehalten und die Litteratur darüber bietet eine reiche Mannigfaltigkeit dar, wovon wir nur die wichtigsten Schriften hier näher bezeichnen wollen.

Aristoteles, *τέχνη ῥητορική* I, 3. Cicero, de orat. I, 3. Ejusdem, Orat. Quinctil., instit. oratt. I, 8. 9. 10. 11. Dionysius Longinus, *περὶ ὕφους*. Hermogenes, *περὶ ἰδεῶν* und *περὶ μεθόδου δεινότητος*.

§ 60.

Von der Notwendigkeit, die Predigt schriftlich auszuarbeiten.

So wenig die Ausführung an sich einem Zweifel unterliegen kann, und diese, wie gesagt, die Rede im engern Sinne erst bedingt, so fragt es sich doch, ob die Predigt jedesmal schriftlich auszuarbeiten (zu konzipieren) sei, oder ob nicht eine ausführliche Disposition, mit gehöriger Meditation verbunden, hinreichend sein könne? Bekanntlich ist dieser Gegenstand vielfältig besprochen worden, und es haben sich Stimmen für und gegen das Konzipieren erhoben. Es muß daher auch hier besonders darüber verhandelt werden.

Die Frage: soll der Prediger konzipieren und memorieren, hat, wie gar vieles in der Welt, Verteidiger in ihren entgegengesetzten Beantwortungen gefunden, und es wird auch forthin, je nachdem die Individualität des Predigers ist, verschieden darauf geantwortet werden. Die einen haben sich nicht allein auf die angesehensten Beispiele berühmter Männer (eines Herder, Schleiermacher u. a. m.) berufen, welche in der Regel nicht zu konzipieren pflegten und doch vortreffliche Arbeiten lieferten, sondern sie haben auch noch manche andere Gründe vorzubringen gewußt. (Vgl. Thieß, Anleit. z. Kanzelberedſ., Altenburg 1801, § 159; Kottmeyer, Die extempor. Redekunst. Leipzig 1808. 2. Aufl. 1824; Fritsch, Über das Extemporieren der Predigt, Hannover 1817). Die anderen dagegen haben oft zu einseitig geurteilt und überall nur

Gemächlichkeit gefunden, wo besondere Eigentümlichkeiten der Redner stattfanden. Wir wollen, da dieser Gegenstand tief in das Predigtwesen eingreift und nicht immer unbefangen genug beurteilt wird, die Sache möglichst genau zu erörtern versuchen.

Der Mann von Kopf und Herz, sagt man, dessen Inneres ganz von seiner Aufgabe durchdrungen ist, müsse notwendig eine Materie gründlich behandeln können, ohne gerade konzipiert zu haben. Eine Stelle aus Thieß's angeführtem Werke mag hier einen Platz finden. „Der Prediger soll gar kein Konzept haben, heißt es vorher, und nun: die ganze Gedankenreihe ist in seinem Kopfe; die Ausarbeitung derselben ist mehr das Werk des Herzens, das ihm nirgends besser wie auf der Kanzel gelingt. Seine einsame Meditation wird jetzt erst sozusagen lebendig; mit den deutlich gedachten Gedanken ist jetzt der passende Ausdruck da ? ?; die Worte werden ihm gleichsam im Augenblicke gegeben, da ihn nichts als die Sache interessiert. — — — Sein Vortrag ist durchaus lebhaft und sein Gedankengang ruhig ? ? ? Ordnung und Fülle, Licht und Wärme fließt in seiner Rede zusammen und strömt von dem Redner gleichsam auf den Zuhörer über!!“ Wir glauben gern, daß Thieß sich selbst hier bezeichnet, und daß er also wirklich einen hohen Grad von freier Beredsamkeit besessen habe; allein die Schilderung, die er hier entwirft, ist im allgemeinen genommen, höchst einseitig und unrichtig. Zuerst ist es ganz gegen alle Erfahrung der vorzüglichsten Redner, daß die Worte im Augenblicke so zuströmen; vielmehr fehlen sie oft um so mehr, als die Brust voll ist. Wie viele würdige, mit ihrer Wissenschaft innigst vertraute Männer sind beim mündlichen Vortrage darüber verlegen, und wie viele leere und seichte Schwätzer

besitzen eine Bewegbarkeit der Zunge und einen Reichtum an Worten, ohne daß ein klarer Gedanke zugrunde liegt. Und wenn man auch zugeben wollte, daß der Prediger durch eine lange Übung jene Sprachfertigkeit erlange, so wird doch, besonders geniale Köpfe ausgenommen, vorerst gar oft jene Sicherheit, immer den treffendsten und bezeichnendsten Ausdruck zu finden, fehlen, und es wird jene Schwatzhaftigkeit entstehen, die sich so häufig nur in leeren Deklamationen, Wiederholungen, unrichtigen Wendungen, unbeholfenen Übergängen und übertriebenen Schilderungen gefällt. Anfänger richten sich nun vollends, konzipieren und memorieren sie nicht, gleich von vornherein zugrunde. Ihnen fehlt Ideenreichtum und Gewandtheit in der Sprache. Sie drehen sich daher im ewigen Einerlei des gewohnten Ganges herum und werden in kurzer Zeit eigentliche Schwätzer.

Man wendet ferner ein: durch das Konzipieren und Memorieren verliere der Vortrag an natürlicher Herzlichkeit und an Wärme; es werde derselbe mehr ein künstlich abgerundetes Gebäude, als warmer Erguß des Herzens; ein freier Vortrag gewinne an Lebendigkeit, Kraft, sanfter Rührung, an Popularität und an Faßlichkeit (vgl. Fritsch über das Extemporieren der Predigten). Dieser Einwand, einzelne Fälle ausgenommen, beruht auf einer großen Täuschung. Man verwirft das Konzipieren, will aber doch ein sorgfältiges Meditieren. Wo ist aber hier ein wesentlicher Unterschied in Beziehung auf den gemachten Einwand? Das Konzipieren ist doch wohl nichts anders, als das Aufzeichnen des Meditierten, und zwar der größern Leichtigkeit des Wiederaufnehmens wegen, und zugleich zur Bildung des Stils; das Memorieren ist aber nichts andres als ein Zurückrufen der gehabten Vorstellungen und Empfindungen, folglich kann das Konzipieren und das Memorieren, insofern

es rechter Art und kein schülerhaftes Auswendiglernen ist, keine größern Nachteile für die Wärme des Vortrags haben, als das Meditieren. Oder soll etwa der Prediger auch dieses nicht thun und aus dem Stegreife sprechen? Der Anfänger freilich, der noch nicht zur rechten Weise des Memorierens gelangt ist und gelangen kann, weil er sich zu sehr an den Buchstaben halten muß, wird, durch die allzugroße Bekanntschaft mit dem Inhalte des Vortrages, in welche ihn das Memorieren nach seiner Art versetzt, an jener ersten Begeisterung verlieren, allein das ist auch ein Anfänger, und er wird noch ungleich mehr als dieses verlieren, wenn er gleich anfangs ohne Konzept zu reden beginnt. Der Geübte und Erfahrene wird durch die Art und Weise des Memorierens von diesen Nachteilen nichts erfahren. (Der Verf. wenigstens memoriert einen jeden, von ihm entworfenen Vortrag, in einer kleinen Stunde. Er hat dabei eine ganz einfache Mnemonik. Er faßt sich zuerst die Disposition mit allen ihren Unterabteilungen ganz und klar auf, dann merkt er sich die einzelnen Gedanken, und hat er auf diese Weise das Gerippe der Predigt im Kopfe, dann kostet es ihn noch eine kleine Mühe, die Perioden und selbst die Worte zu memorieren. Sollte er freilich fremde Arbeiten nötig haben, oder sollte er seinen Entwurf, wie der Schüler den Katechismus, auswendig lernen: so würde er darauf Verzicht leisten müssen. Spener memorierte eine Predigt, wenn er sie dreimal durchlesen hatte, und zwar wörtlich. Und wenn er im Vortrage allenfalls einen andern Ausdruck gebrauchte, so veränderte er späterhin auch sein Konzept). Dieses also vorausgesetzt, wie viel hat dann das Konzipieren und Memorieren für sich! Muß das Produkt einer mehrtägigen, regelmäßigen Ausarbeitung nicht das des Augenblicks übertreffen; des Augenblicks, der über dieses so

selten ganz in unserer Gewalt ist und durch so viele Möglichkeiten wirklich immer bestimmt und verändert wird? Muß man dasjenige nicht wärmer und herzlicher vortragen, wovon man sich so recht tief und lebendig überzeugt, was man in allen seinen Teilen und Beziehungen so ganz durchdrungen und gewürdigt hat, als das im Augenblicke der Rede noch zu Findende und oft ängstlich zu Suchende? Man kann das Konzipieren und Memorieren ein Füllen des Kopfes und der Brust nennen, um dasselbe nach seinem eigentlichen Werte zu würdigen. Doch zugegeben, das Überraschtwerden von irgendeinem guten, wahren und treffenden Gedanken steigere die Kraft des Redners: so ist doch dieses vorerst immer zufällig — das Gelingen der Rede soll aber nicht von Zufälligkeiten abhängen — dann aber fragt es sich gar sehr, ob dieses wirklich das Rechte sei, und ob es die Prüfung einer echten Kritik aushalte. Man schreibe nur einmal in einer feierlichen, begeisterten Stunde etwas nieder, und gehe nachher wieder daran, wie manchen Gedanken, wie manche Wendungen und Ansichten wird man ohne Bedenken streichen, und zwar mit vollem Rechte. Um wie viel mehr würde man aber manche Worte und Gedanken zu streichen Ursache haben, die der unvorbereitete Redner spricht, zumal bei noch jugendlichen Kräften, wo man noch so gern polemisiert, übertreibt und nach unserm Kopfe die Köpfe aller Menschen bestimmen möchte. Und nirgends schaden Übertreibungen, Unwahrheiten, Ausbrüche der Leidenschaften mehr, als gerade auf der Kanzel, wo man die ruhigste Besonnenheit und den sichersten Takt zu suchen und zu verlangen berechtigt ist. Allzu grelle Schilderungen des Lasters, allzu übertriebene Schilderungen der Seligkeit der Guten bewirken oft das völlige Gegenteil. Sie geben dem Spötter neuen Stoff, nehmen den erfahrnen Welt- und Menschenkenner gegen

den Prediger ein und bessern und erbauen keinen Menschen, weil die Wahrheit fehlt. Übrigens bleibt es ja unverwehrt, einen guten Gedanken, der uns im Augenblick des Vortrages ergreift, auszusprechen, wenn er auch nicht im Konzept enthalten ist, und es wäre schlimm, wenn es der Prediger nicht bis zu dieser Freiheit des Geistes bringen sollte.

Aber der Zuhörer, besonders auf dem Lande, versteht freilich die Kunst und die Mühe einer wohl bearbeiteten Rede nicht, das entscheidet aber hier gar nichts. Denn es ist ja nicht die Kunst und die Mühe, die wir durch eine größere Gründlichkeit der Ausarbeitung zur Schau stellen wollen, sondern es ist eben diese Gründlichkeit selbst, die wir durch den Fleiß und die Mühe erreichen sollen. Die Gemeinde, deren Prediger seine Vorträge gehörig auszuarbeiten versteht, gewinnt doppelt, direkt und indirekt. Direkt gewinnt sie dadurch, daß die Rede selbst besser aufgefaßt und verarbeitet ist; daß schwerere Materien öfter zur Sprache kommen (was besonders ein wesentlicher Vorteil des fleißigen Vorarbeitens ist, während man sich im Gegenteile in den bekanntesten und gewöhnlichsten Gemeinplätzen herumdreht); daß die Beweise und Gründe vielseitiger erschöpft und geführt und endlich ein sicherer Totaleindruck erwirkt wird. Indirekt gewinnt eine Gemeinde durch den Fleiß ihres Predigers, weil derselbe gerade durch die Ausarbeitung seiner Vorträge an Bildung und Tüchtigkeit wächst und weil keine Beschäftigung so wesentlich darauf einwirkt, als diese. Bei dem Ausarbeiten der Vorträge muß man nämlich sinnen und denken; man kann kein ewiges Einerlei niederschreiben; die Sprache wird reicher, der Stil gebildeter, der Stoff vielseitiger; man gewöhnt sich endlich an eine fortgesetzte Arbeitsamkeit, wie man sich an das Gegenteil gewöhnen kann, und erlangt so nach und nach eine Reife und

Tüchtigkeit, die uns auch dann, wenn wir einmal unvorbereitet sprechen müssen, in Stand setzt, erbaulich reden zu können. Omnes enim, sive artis sunt loci, sivi ingenii atque prudentiae, qui modo insunt in ea re, de qua scribimus, acquirentibus nobis, omni acie ingenii contemplantibus, ostendunt se et occurrunt. — Et qui a scribendi consuetudine ad dicendum venit, hanc affert facultatem, ut etiam subito si dicat, tamen illa, quae dicantur, similia scriptorum esse videantur. — — Caput autem est, quod (ut vere dicam) minime facimus (est enim magni laboris, quem plerique fugimus), quam plurimum scribere. Cic. de Orat. L, I, C. 33.

Es ist eine Bemerkung, die gewiß schon häufig gemacht worden ist, daß gebildete Laien oft viel besser reden als Geistliche, deren eigentliches Geschäft es doch ist. Der Grund von dieser unangenehmen Wahrnehmung liegt aber gerade in der durch Mangel an fortgesetzter gründlicher Vorbereitung nach und nach entstehenden Seichtigkeit und Geschwätzigkeit. Man sammelt sich eine gewisse Masse von Gedanken und Redensarten, die man, weil man keine neue erfindet, immer und überall wiederholt; man dehnt die Worte ungebührlich, um sich auf neue besinnen zu können; man wiederholt sich in dem schon Gesagten; man verfällt in leere Exklamationen und sinkt auf diese Weise allmählich zum Schwätzer herab.

Sogar die Deklamation gewinnt endlich durch ein gehöriges Konzipieren und Memorieren. Man ist mit dem vorzutragenden Gedanken vertraut, und dieser ist sonach mehr unser Eigentum geworden. Hierin ist aber gerade das Wesen der Deklamation bedingt, das nur da in seiner wahren Gestalt hervortreten kann, wo man des vorzutragenden Stoffes völlig mächtig ist. Wer ein Gedicht oder irgend-

etwas anderes gut vorlesen will, muß es zuvor einmal für sich gelesen haben, und nur dann gelingt ihm der gehörige Ausdruck.

So sind also offenbar alle Gründe für das Konzipieren und Memorieren überwiegend, und man kann nur entweder bei besonderen Talenten oder bei besonderen Veranlassungen eine Ausnahme von der Regel zulassen.

§ 61.

Erleichterungsmittel der Ausführung vermittelst des Konzipierens und Memorierens.

Da es hauptsächlich das Mühevolle und Beläftigende der Sache selbst ist, was so viele Prediger von dem so notwendigen Geschäfte des Konzipierens und Memorierens abbringt, so wird man, will man sein Amt gewissenhaft verwalten, auf Mittel denken müssen, wodurch diese Aufgabe erleichtert werden kann. Diese Mittel lassen sich auf eine weise Verteilung oder vielmehr Einteilung der Zeit, und auf eine gewisse sehr einfache Kunst zu memorieren, reduzieren.

Der Wert und die Notwendigkeit des Konzipierens und Memorierens kann an sich, besondere Talente und Fälle abgerechnet, nicht bestritten werden. Allein diese Sache ist freilich mit Mühe und Arbeit verbunden; der Geistliche ist ferner oft durch anderweitige Geschäfte gehindert, und dabei nicht selten durch den Mangel an aller Aufmunterung und durch häusliche Sorgen und Leiden gleichgültig und niedergedrückt. Diesen Hindernissen zu begegnen giebt es kein sicheres Mittel, als eine weise Einteilung der Zeit. Man darf nie die Ausarbeitung der Predigt bis auf die letzten Tage oder Stunden der Woche verschieben, weil man dann zu vielen Zufälligkeiten ausgesetzt ist. Man muß vielmehr

es sich zu einem unverbrüchlichen Gesetze machen, die heitersten und freiesten Morgenstunden zur Ausarbeitung seiner Kanzelvorträge zu benutzen und es darin bis zu einer bestehenden Gewohnheit bringen. Eine Stunde täglich früher aufgestanden, bringt im Jahre den bedeutenden Zeitgewinn von 365 Stunden, und 6 Stunden in der Woche möchten vollkommen hinreichend sein, eine Predigt zu bearbeiten. Und dafern man nur körperlich gesund ist, welche häuslichen Sorgen müssen nicht vor der süßen Beschäftigung mit einem so hochwichtigen Gegenstande, als die Predigt ist, und überhaupt vor einer geregelten Thätigkeit weichen! Flüchtet doch so mancher Gedrückte eben in die Einsamkeit und an seinen Arbeitstisch, um Erholung zu finden! Man gewinne es nur ein Jahr über sich, täglich die heitersten Morgenstunden der Ausarbeitung der Predigt zu widmen, und man wird nachher es gar nicht mehr anders einrichten können; denn es ist ein hoher Genuß, die Wahrheiten des Evangeliums nicht nur für die Gemeinde, sondern auch für die eigene Erkenntnis recht fleißig und gründlich zu bearbeiten.

Noch mehr als das Ausarbeiten der Kanzelvorträge scheut man das lästige Memorieren. Allein auch dafür giebt es verschiedene Erleichterungsmittel. Vorausgesetzt nämlich, daß man sein Konzept selbstthätig entworfen hat, so ist man mit dessen Hauptinhalt doch notwendig schon sehr innig vertraut. Man fange nun nicht an, dieses Konzept schülermäßig, Satz für Satz, auswendig zu lernen, sondern man fasse: 1) die Hauptteile, 2) die Unterabteilungen und 3) die einzelnen Gedanken recht klar und deutlich auf, so daß man den ganzen Schematismus überblicken kann, und nun erst memoriere man die einzelnen Wendungen, Ausdrücke und Worte. Nach einiger Übung

auf diese Weise wird man einen solchen Sprachreichtum, oder eine solche Gewalt über die Sprache bekommen, daß sich der Ausdruck, selbst wenn er nicht streng wörtlich memoriert ist, von selbst leicht findet, und, was besonders bemerkt zu werden verdient, je strenger und je logisch richtiger man disponiert hat, desto leichter wird man den Schematismus der Predigt auffassen und im Gedächtnisse festhalten. Noch alle Prediger, welche diese einfache Mnemonik gleich von Anfang befolgt haben, schenkten derselben ihren Beifall und behielten sie stets bei. Für Anfänger hat sie noch den besondern Vorteil, daß sie vor dem sogenannten Steckenbleiben am sichersten bewahrt; denn da dieses in der Regel nur durch ein Verfehlen des auswendig gelernten Wortes entsteht, so muß notwendig eine solche Gedankenmnemonik wohlthätig einwirken, indem man ja leicht und schnell auf den folgenden Gedanken übergehen kann, wenn der Ausdruck für den ersten zu fehlen beginnt. (Vgl. A. L. Kästner, Anleitung zum schnellen und sichern Memorieren der Predigten. Erläutert durch eine Predigt u. s. w., Leipzig 1823.)

Anmerkung 1. An manchen Orten ist der Gebrauch eines Konzepts oder das Predigtablesen auf der Kanzel gesetzlich verboten. Dieses geht indessen zu weit; denn es giebt Menschen, welche eine solche unbezwingbare Schüchternheit und dabei eine solche Schwäche des Gedächtnisses haben, daß sie wirklich keinen freien Vortrag bei dem besten Willen halten können. Zwang ist also in diesen Fällen ungerecht und hart. Und über dieses ist eine abgelesene Predigt doch immer besser als ein leeres und mattes Schwätzen, welches in der Regel da eintritt, wo man nicht konzipiert und memoriert.

Anmerkung 2. Ältere, schon früher ausgearbeitete und gehaltene Predigten wieder zu gebrauchen, hat das besonders gegen sich, daß denselben jene lebendige Frische fehlt, welche die Predigt haben soll, um mit Wärme vorgetragen und mit Interesse aufgenommen zu werden.

1. Kapitel.

Vom Stile, oder von der Schreibart überhaupt.

§ 62.

Natur und Wesen des Stils.

Unter Stil verstehen wir überhaupt die eigentümliche Fassung und Form des Ausdrucks, in welcher unsere Ideen und Gefühle sich plastisch darstellen. Da dieses nun auf mancherlei Weise geschehen kann, z. B. in der Baukunst, Plastik, Malerei, Musik und in der Sprache, so redet man auch von einem Bau- und Kunststil und von einem Stile der Sprache, worunter man denn, da man bei dem mündlichen Vortrage als solchem nicht leicht den Ausdruck Stil gebraucht, die eigentümliche Fassung und Form unserer Ideen und Gefühle in der schriftlichen Darstellung versteht. Der Grund dieser eigentümlichen Fassung, als der Grund des Stils, muß im Innern des Menschen aufgesucht werden. Vollendet wird das stilistische Produkt durch seinen Stoff.

Gewöhnlich versteht man unter Stil allein die Schreibart (vgl. Adelung über den deutsch. Stil. 1. B., Berlin 1789, S. 25. K. Reinhard erste Linien eines Entwurfs der Theorie und Litteratur des deutsch. Stils, Göttingen 1796, S. 16 f.). Die Etymologie „*στύλος*“ heißt ursprünglich ein Griffel zum Schreiben. Der Sprachgebrauch hat indessen die Bedeutung von Stil erweitert und auch auf Baukunst, Plastik, Malerei u. s. w. angewendet, daher kann man unter Stil nicht ausschließend die Schreibart verstehen. Indessen gehört denn doch auch diese Gattung von Darstellung in den Begriff von Stil und wir haben es gegenwärtig allein damit zu thun.

Der Stil nun, als eigentümliche Fassung und Umkleidung unserer Ideen und Gefühle in der schriftlichen Sprachdarstellung, unterscheidet sich wesentlich von der Sprache an sich, und verhält sich zu derselben, wie die Gestalt oder die Form zum Stoffe. Alle diese Männer: Gellert, Rabener, Kant, Hölty, Voß, Goethe, Schiller, Matthisson, Schlözer, Joh. v. Müller, Zollikofer, Reinhard, Ammon, Dräseke, Harms u. a. m., redeten und schrieben eine Sprache; aber wie verschieden ist die Form, die Art und Weise des Ausdrucks derselben; wie auffallend ist der Unterschied z. B. zwischen Kant und Joh. v. Müller, wie fühlbar zwischen Goethe und Schiller! Und es ist nicht etwa der Stoff, der höhere oder geringere Grad der Korrektheit, der Fülle und des Sprachreichtums, sondern es ist etwas anderes, was den Unterschied macht; denn der Stoff ist bei mehreren gleich edel, und die grammatischen, logischen und ästhetischen Gesetze werden gleichmäßig erfüllt, doch aber unterscheiden sich die Darstellungen charakteristisch, und man würde Schiller und Goethe bei völlig gleichem Stoffe augenblicklich erkennen. Man muß daher sagen: der Stil ist der Mensch selbst; im Stil malt sich die geheimste Individualität des Menschen, und wie diese, so der Stil. Will man nun noch weiter gehen und dieses zu erklären suchen, so möchte der Grund teils in den Graden des Erkennens, Fühlens und Wollens, teils in dem Verhältnisse, worin diese Vermögen zu einander stehen, und in dem mehr oder weniger überwiegenden Hervortreten des einen und des andern, teils endlich in allgemeiner Geistesbildung und in besonderer Herrschaft über die Sprache zu suchen sein; denn es malt sich im Stile Klarheit und Unklarkeit, Tiefe und Oberflächlichkeit, Gefühl und Gefühllosigkeit, Kraft und

Schwäche, Sprachreichtum und Armut in allen möglichen Nüancen.

Wiewohl nun hiernach der Stil rein als Form erscheint und diesen Charakter fortwährend behauptet, so ist er denn doch auch an den Stoff gebunden und empfängt durch denselben eine eigentliche Vollendung und Weihe. Ein gemeiner, unedler, widriger Stoff, selbst in der vollendetsten Form vorgetragen, wird nie als ein vollendetes stilistisches Produkt gelten können; vielmehr muß stets der Stoff zur Form hinzukommen, um ein solches zu erzeugen.

Wenn Johannes v. Müller also spricht: „Im Norden des Landes Piemont stellen sich die Alpen dar; von Piemont bis nach Istrien ein großer halber Mond, wie eine himmelhohe weiße Mauer mit unersteigbaren Zinnen, drittehalb tausend Klafter hoch über das Mittelmeer. Man weiß keinen Menschen, welcher den weißen Berg (Montblanc) oder den Schreckhorn erstiegen hätte; man sieht ihre pyramidalischen Spitzen mit unvergänglichem Eise bepanzert und von Klüften umgeben, deren unbekannten Abgrund grauer Schnee trügerisch deckt. In unzugänglicher Majestät glänzen sie hoch über den Wolken, weit in die Länder der Menschen hinaus. Den Sonnenstrahlen trotzt ihre Eislast; sie vergolden sie nur. Von dem Eise werden diese Gipfel wider die Lüfte geharnischt, welche im langen Laufe der Jahrhunderte die kahlen Höhen des Ural in Trümmern verwittert haben. Und wenn in verschlossenen Gewölben der nie gesehene Stoff des Erdballes noch glüht, so liegt auch diesem Feuer das Eis der Gletscher zu hoch u. s. w.“, so ist das ein Gemälde voll des erhabensten Stoffes, wie kein Pinsel malen kann, ein eigentlicher Alpenstil, vor und auf den Alpen selbst erlernt.

Wenn Paul Richter bei allen Vorwürfen, die man seiner Schreibart macht, zu malen anfängt, so eröffnet sich dem Leser eine nie geahnte Welt. Nur eine Stelle aus dieses großen Meisters Werken, aus seinem „Kampaner Thal“, S. 27.

„Durch die ganze Nacht ging ein halb verlorener Donner, gleichsam als zürnt' er im Schlafe. Am Morgen, vor Sonnenaufgang, trat ich und Karlson hinaus in die mit dem nahen Gewölke ver-

hangene Brautkammer der Natur. Der Mond sank dem doppelten Augenblicke des Untergangs und Vollwerdens zu. Die tief unten auf Amerika wie auf einem Altar brennende Sonne trieb den Wolkenrauch ihres Freudenfeuers rot empor; aber ein Morgengewitter kochte brausend über ihr und schlug ihr seine Blitze entgegen. Das schwüle Brüten der Natur sog heißere und längere Klagen aus den Nachtigallen und fliegende Gewürze aus der langen Blumenaue. Dicke, warme Tropfen wurden aus dem Gewölbe gepreßt und zerschlugen laut das Laub und den Strom. Bloß das Mittagshorn, die Zinne der Pyrenäen, stand licht und rein im Morgenblau. Endlich warf der untergegangene Vollmond einen Sturmwind herüber ins glühende Gewitter, und die Sonne stand auf einmal siegend unter dem mit Blitzen behangenen Triumphthor. Der Sturm wehte den Himmel blau und stürzte den Regen hinter die Erde, und um den glänzenden Sonnendiamant lag nur noch das flatternde Folienfilber des zerstäubten Gewölks."

In der wahren Beredsamkeit durchdringen sich Stoff und Form beständig, und wo ein Teil nachläßt, sinkt die Aufmerksamkeit der Zuhörer bei aller Schönheit der bloßen Form; ja es ist nichts ermüdender, als die bloße Form ohne Stoff; es ist die leere Deklamation, von welcher die Kirche bei angehenden Geistlichen so viel zu leiden hat.

„Wollen wir die Wahrheit gestehen", sagt Reinhard, „so sind wir alle in dem Falle, uns dem Tode mit jedem Schritte, mit jedem Atemzuge, mit jedem Augenblicke zu nähern, ohne doch diese Annäherung so wahrzunehmen, ohne derselben so eingedenk zu werden, ohne sie so zur Einrichtung unseres ganzen Verhaltens zu gebrauchen, wie Jesus. Denn unser Leben auf Erden, ist es etwas anderes als ein Gang zum Tode? Kommen wir dieser unvermeidlichen, dieser entscheidenden Veränderung nicht unaufhörlich näher? Wird die Summe der Tage und Stunden, die wir hier zuzubringen haben, nicht mit jedem Augenblicke kleiner, und ist sie nicht oft zu Ende, ist sie nicht oft völlig verschwunden, wenn wir's am wenigsten glauben? Ist das Ziel, das Ziel, das kein Sterblicher überschreitet, nicht gemeiniglich da, wenn wir es noch für weit entfernt halten?

„Wir gewinnen nichts dabei, m. Br., wenn wir uns diese Wahrheit verhehlen und uns schüchtern von ihr wegwenden. Ergießt sich der Strom der Zeit darum langsamer, weil wir sein Geräusch nicht

bemerken? Reißt er uns weniger schnell mit sich fort, weil wir auf seine Gewalt nicht achten? Werden wir nur um eine Minute später an unserm Ziele sein, weil wir jetzt Stunden, Tage, Wochen, Jahre verschwenden? Werden die Schrecken des Todes uns nicht um so mächtiger fassen, je unvermuteter und plötzlicher sie uns ergreifen; und die Entscheidung, die große, für eine ganze Ewigkeit wichtige Entscheidung, die unzertrennlich von ihm ist, wird sie nicht um so bedenklicher, um so zweideutiger, um so gefährlicher werden, je weniger wir uns darauf vorbereitet haben? Und so will ich ihn denn heute wecken, will ihm Kraft und Wahrheit geben, will ihn euerm Geiste nach seiner ganzen Wichtigkeit und mit allen seinen Folgen vorhalten, den unstreitig wahren, den unaussprechlich ernsthaften Gedanken, daß wir uns mit jedem Augenblicke dem Tode nähern u. s. w." (Vgl. Reinhards Predigten im Jahre 1801, am Palmsonntag.)

Hier ist alles vereinigt, was Form und Stoff darbietet. Man wird aber nun erinnern: wenn der Stil also beschaffen ist, so giebt es auch keine Theorie desselben, sondern jeder Geist bricht sich seine eigene Bahn, und die Klassiker haben ihren Stil nicht aus der Theorie, sondern aus sich selbst geschöpft. Wahr ist es allerdings, der Stil läßt sich nicht anlehren; so wenig als die Kunst des Künstlers; indessen läßt sich doch aus den notwendigen Gesetzen der Sprache eine Theorie der Form bilden, die denn auch allerdings von großem Nutzen ist.

§ 63.

Erste Grundbedingung eines guten Stils.

Die ersten Bedingungen eines guten Stils sind: 1) Sprachrichtigkeit; 2) Sprachreinheit; 3) Deutlichkeit und Bestimmtheit.

Vorausgesetzt also, daß sich in einem vollendeten stilistischen Produkt Stoff und Form jederzeit gleichgeltend durchdringen müssen, können wir uns hier doch nur an die Form halten; denn der Stoff gehört dem Gebiete des freischaffenden Geistes an, für welchen es keine Regeln giebt, die hier in Betracht kommen können. Zu dieser Form aber nehmen

wir zunächst die Sprachrichtigkeit, oder die Angemessenheit des Stils zu den grammatischen Gesetzen. Ihr entgegen stehen: 1) veraltete Redensarten; 2) Verletzung der wirklichen Gesetze der Sprache. Unter veralteten Redensarten versteht man solche, welche der geläuterte Geschmack der Zeit verworfen hat und die zu gebrauchen und zurückführen zu wollen, entweder von Unbekanntschaft mit den Fortschritten der Sprache oder von einem Haschen nach Originalität zeugt. Anders schrieb Luther, anders Mosheim und anders Reinhard. Zu Luthers Zeiten galt die Sprache, worin dieser große Mann schrieb; zu unsern Zeiten gilt eine andere. Gegenwärtig in der Sprache Luthers reden zu wollen, ist tadelnswürdig und ein kleinliches Streben nach einer vermeintlichen Originalität. Luthers Kraft faßt auch unsere Sprache; leider aber faßt unsere Brust Luthers Kraft nicht mehr. Der Prediger nun vollends würde seinen eigentlichen Zweck verfehlen, wenn er dieser scheinbaren Originalität huldigen wollte. Verletzung der grammatischen Gesetze der Sprache (Solöcismen) entwürdigt nicht nur jedes stilistische Produkt, sondern hindert oft alle Deutlichkeit. Besonders gilt dieses im falschen Gebrauche des numerus und casus, des tempus und modus und beim Gebrauche drr pronominum. Reinhard zeigt in seinen Geständnissen, S. 172 f., wie leicht in diesem letztern Punkte gefehlt werden könne und wie er selbst mehrmals gefehlt habe. Z. B. in der Stelle: Gott hat unsern Geist nicht umsonst mit einem Körper verknüpft, er hat ihm nicht umsonst auf der Erde einen Wohnplatz angewiesen, er soll an dem, was er hier vorfindet, seine Kräfte üben und über Weniges treu sein, ist das unterstrichene ihm und er völlig unrichtig; denn es bleibt ungewiß, worauf sich diese Worte beziehen. Unter der Sprachreinheit versteht man die Ange-

messenheit des Stils zu dem eigentümlichen ausgebildeten Charakter der Sprache, also die Entfernung alles Fremdartigen, aller Grăcismen, Latinismen, Gallicismen u. s. w. Indessen haben viele fremde Wörter nun einmal ein solches Bürgerrecht erhalten, daß es schwer sein möchte, unsere Sprache ganz zu purifizieren und daß man den Stil nicht unrein oder unpopulär nennen kann, der sich dieser Ausdrücke bedient. Wer auf Campesche Weise (vgl. Campes Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke) puristisch verfahren wollte, würde nicht nur oft in großer Verlegenheit, sondern nicht selten in der Lage sein, gar nicht verstanden zu werden. Übrigens versteht es sich von selbst, daß der Prediger so viel als möglich alle solche fremden Wörter vermeiden müsse, wofür man nicht nur entsprechende deutsche, sondern auch dem Volke verständliche Ausdrücke hat. Wo- zu z. B. Religiosität und Moralität sagen, da Frömmigkeit und Sittlichkeit, oder Tugend, dafür vorhanden sind und allgemein verstanden werden? Und es giebt wirklich bei dem Reichtum unserer deutschen Muttersprache Wörter und Bezeichnungen genug, um jedes Fremdartige entfernen zu können. Die Deutlichkeit des Stils ist diejenige Eigenschaft, welche den Zuhörer oder den Leser in den Stand setzt, ohne Mühe ganz dieselbe Vorstellung zu empfangen, welche der Redner geben wollte. Der Deutlichkeit entgegen sind: 1) unverständliche Ausdrücke, sowohl absolut, als relativ unverständliche; 2) falsche Bilder und Gleichnisse; 3) allzu lange und verwickelte Perioden. Vollendet wird die Deutlichkeit durch die Bestimmtheit des Ausdrucks, worin sich die eigentliche volle Herrschaft über die Sprache ausspricht, so daß ganz das rechte Wort für den Gedanken gefunden wird, oder, wie Cicero sagt, das rechte Wort an

der rechten Stelle steht. (Vgl. Quinct. [inst. orat. L. VIII, C. 2.] vitanda inprimis ambiguitas etc.). Die bloße Deutlichkeit des Ausdrucks ist oft nur die Folge der Gewandtheit im Reden oder Schreiben; die Bestimmtheit dagegen ist eine Folge der geistigen Überlegenheit. Wir möchten daher auch nicht behaupten, daß sich nicht jeder Gegenstand klar, deutlich und bestimmt ausdrücken ließe, wohl aber geben wir zu, daß es nicht jeder Individualität vergönnt ist, sich deutlich und bestimmt auszudrücken. In Beziehung auf den Kanzelredner ist nun keine Eigenschaft unerläßlicher, als die der Deutlichkeit, weil der Zuhörer nicht in der Lage des Lesers sich befindet und das Vorgetragene mehrmals durchdenken kann, sondern weil er rasch dem flüchtigen Worte folgen muß. Der Kanzelredner darf daher vorerst keine Ausdrücke wählen, von denen er besorgen muß, daß sie, wenn auch nur in dieser Versammlung, nicht verstanden werden. Dahin gehören: a) alle wissenschaftlichen Kunstwörter, z. B. Philosophie, philosophisch, theologisch, exegetisch, dogmatisch u. dgl. m.; b) alle nur in den höheren und gebildeten Kreisen gangbare Ausdrücke: z. B. Harmonie, Sphäre, Ideal, idealisch, Charakter u. s. w., wiewohl man auch wiederum in diesem Stücke zu weit gehen kann und wirklich gegangen ist; denn wenn auch wirklich nicht jeder Zuhörer den vollsten Sinn eines solchen Ausdrucks versteht, so findet er sich doch im ganzen damit ab, und wird allmählich für eine höhere Sprache empfänglich. Wollte man manchen Vorschlägen in diesem Punkte folgen, so dürfte man kaum noch deutsch reden; denn da sollte man sogar die Ausdrücke: Pflicht, Verhältnis, Ergebnis, Einheit, Gegensatz, Bedingung u. a. m. vermeiden. (Vgl. Tellers Magaz., 4. B., 1. St., S. 1 f. und Predigerjourn. 36 u. 37. B.) Weit mehr als durch einzelne Ausdrücke, wird

die Deutlichkeit durch eine falsche Wahl der Bilder und Gleichnisse gestört. Welcher Mensch kann sich z. B. bei folgender Stelle etwas Klares denken: unser Leben gleicht einem Traum, der mit flüchtigen Schatten uns umgiebt, die sich stets ineinander verlieren und von denen beim Erwachen nicht einmal mehr Umrisse vorhanden sind? Oder bei dieser: wer das Gute nicht aus reiner Achtung gegen das Sittengesetz vollbringt, gleicht einem Menschen, der die labende Frucht nicht darum wohlschmeckend findet, weil sie es wirklich ist, sondern darum, weil sie eben nur in seinem Garten gewachsen ist. Bei diesem letzten Beispiel läßt sich noch etwas denken; aber die wenigsten Zuhörer werden dieses Bild verstehen. Die allergefährlichste Klippe der Deutlichkeit und Präcision ist der Periodenbau. Unter einer Periode (*περίοδος*, orbis orationis, ambitus, comprehensio et ambitus verborum) versteht man einen Gedankenkreis, der sich innerhalb mehrerer Sätze, welche zur Einheit verbunden sind, abschließt. Aristoteles (Rhetoric. L. III, C. 9) sagt: *λέγω δὲ περίοδον λέξιν ἔχουσαν ἀρχὴν καὶ τελευτὴν αὐτὴν καί μέγεθος εὐσύνοπτον*, was aber offenbar zu unbestimmt ist. Cicero (Brut. 44) nennt Periode: comprehensio et ambitus verborum; (de Orat. III, 51) circuitus et quasi orbis verborum; (Orat. 66) sagt er: constat enim ille ambitus et plena comprehensio e quatuor fere partibus, quae membra dicimus, ut et aures impleat, et ne brevior sit, quam satis est, neque longior. Hier, wo wir es mit dem Periodenbau lediglich in Beziehung auf die Deutlichkeit zu thun haben, genüge vorläufig nur das. Eine Periode darf nicht zu lang sein und darf die Zwischenglieder nicht zu sehr häufen. Zu lang wird eine Periode, besonders wenn der Vordersatz (*πρότασις*, antecedens) zu viel enthält, so daß der Nachsatz (*ἀπόδοσις*, consequens)

mit Mühe als das Resultat des Vorhergehenden erkannt werden kann. Aber noch nachteiliger für die Deutlichkeit ist der Umstand, wenn die Periode mit zu vielen Zwischengliedern durchflochten wird. So ist z. B. folgende Periode bei Münter: „Mehr Nachdenken über die Größe und Wohlthätigkeit der Werke Gottes und sorgfältigere Anwendung auf uns selbst geziemt uns Christen, die wir nicht, wie jenes rohe Volk, in Unwissenheit und Aberglauben erzogen sind, sondern vielmehr, auch bei dem schlechtesten Unterricht, von Jugend auf weit mehr Gelegenheit gehabt haben, den Gott, der alles wohl macht, als den Allgütigen, Allweisen und Allmächtigen kennen zu lernen", wiewohl sie noch nicht die verwickeltste sein mag, viel zu sehr mit Zwischengliedern ausgestattet, um dem gewöhnlichen Zuhörer deutlich zu sein. Eine wahre Virtuosität in der Verwickelung der Perioden durch Zwischensätze hat Kant erlangt und ist daher ein Muster, wie man nicht schreiben soll. Übrigens kann die Leichtigkeit und Klarheit des Periodenbaues, so wenig, wie dessen Fülle und Rhythmus, wovon später die Rede sein wird, aus Theorieen erlernt werden, sondern kann nur aus eigener innerer Klarheit und aus einem fleißigen Studium klassischer Schriftsteller hervorgehen. (Vgl Crome, Versuch einer Vervollkommnung der geistlichen Beredsamkeit durch das Studium der alten Klassiker. Hannover 1825.)

§ 64.

Fernere Grundbedingungen eines guten Stils.

Nächst der Richtigkeit, Reinheit, Deutlichkeit und Bestimmtheit erfordert ein guter Stil: Kürze, Einfachheit und Würde.

Die Kürze besteht in einer weisen und wohlberechneten Sparsamkeit der Worte und in der Vermeidung aller überflüssigen Redensarten. Ihr entgegen steht die Breite, die Weitschweifigkeit und das Schleppende des Vortrags, Fehler, die auf so vielen Predigten schmerzlich lasten und die Gedankenblöße zudecken sollen, es aber denn doch wirklich nicht thun, sondern die Zuhörer eben in Schlaf und Gedankenlosigkeit versetzen. Es ist eine schwere Zumutung, eine Zumutung, die an eine wirkliche Strafe grenzt, einen solchen breiten, weitschweifigen und schleppenden Vortrag von einer halben Stunde anhören zu müssen, und die so vielfach beklagte fuga templi hat hierin nicht ihren letzten Grund. Übrigens können selbst gedankenreiche Vorträge an dem Fehler der Weitschweifigkeit und Breite leiden; ja nicht selten ist das Bestreben, recht gründlich zu werden, der Grund jener Breite. Was indessen der Kürze und Bündigkeit den hohen Vorzug giebt, ist nicht nur der raschere Fortgang der Handlung, sondern besonders der Umstand, daß der beste Gedanke, wenn er zu breit verarbeitet wird, an Reiz verliert, während kürzere Andeutungen dem Gedanken gerade den Reiz der Neuheit lassen. Man muß dem Zuhörer, namentlich in Predigten, nicht alles vordenken, sondern ihm auch etwas zu denken und zu fühlen übrig lassen. Die Einfachheit (Simplicität) des Stils besteht darin, daß alles Gekünstelte, Gesuchte, Übertriebene, alles Haschen nach pomphaften Phrasen und Blumen, was man gewöhnlich Schwulst und schwülstig nennt, vermieden werde, oder, um mit Sulzer (Theorie der schönen Künste, unter Einfalt) zu reden, darin, daß man jeden einzelnen Gedanken geradezu und nur in so viel Worten ausdrückt, als nötig sind, ihn richtig zu fassen; dieses aber können nur Menschen von der gesundesten und richtigsten Beurteilungskraft. Anfänger gefallen sich gewöhn-

lich nicht in dieser Sprache, sondern überstreuen ihre Zuhörer mit Blumen; aber sie sind ohne Duft und tragen gar keine Frucht; höchstens benetzt sie eine empfindsame Seele mit einer Thräne. Eine Probe mag hier eine Stelle finden. „Kennst du den Ort, wo im eisigen Arme des Todes erstarrt die frische Blüte der Jugend, wo im eisernen Arme des Grabes gefesselt liegt die Kraft des stolzen Mannes; wo nicht mehr der flötenden Nachtigall Schmettern, nicht mehr der himmelaufschwebenden Lerche Trillern, nicht mehr der Farbenschimmer der ganzen Natur hindringt? Es ist u. s. w." Die Würde des Stils besteht in der Angemessenheit der Ausdrücke zum reinsten und gebildetsten Geschmack. Jede Gemeinheit in Bildern und Ausdrücken steht dieser Würde entgegen und verletzt das Gefühl des feineren Ohrs. Unsere Sprache hat einen so hohen Grad von Ausbildung erhalten, daß der Prediger unmöglich zurückbleiben kann, obgleich auch minder gewählte Ausdrücke bezeichnend genug sind. Welche Riesenschritte unsere deutsche Sprache gemacht hat, lernt man nicht besser begreifen, als wenn man einige Jahrhunderte zurückblickt. Geiler von Kaisersberg, zu seiner Zeit ein hochgefeierter Mann, predigte einst am Palmsonntage über das Evangelium also: „Sie fürten Jesum mit eeren vnd mit der proceß geen Jerusalem yn vnd thetten im sieben eer an, die wir geistlich dem herrn sollen anthun. 1) daß sie dem herrn den alten und den jungen Esel darbrachten. Dein leib ist der alt Esel, und dein seel ist der jung Esel. Dein fleisch soltu underwurflichen machen deiner vernunft und ordnen zu dem gottesdienst. Desgleichen dein seel den jungen Esel ordnen zu liebe gotz. 2) daß sie ire hudlen, ihre Kleider; röcke und mentel dem herrn auf die Esel legten und sattelten im den Esel. Also dein leib und dein seel sattel got dem herrn, daß er daruff mög sitzen

u. ſ. w." In einer andern Predigt, am 2. S. n. Tr. Es war ein Menſch, der machte ein groß Abendmahl u. ſ. w. heißt es: „der erſt ſprach: ich hab' ein dorff kauft u. ſ w. dz war hoffart, d' wollt regieren, er hat ein dorff oder ein weiler kaufft. der ander hat ochſen kaufft, die muſt er verſuchen. Der dritt ſprach: ich hab' ein Weib genummen. Dieſe drei genß beiſſent uns. I. die erſte ganß, die uns beiſſet, iſt hoffart; a) ſie iſt groß, b) grob, c) graw. II. die zweyte ganß iſt geiligkeit; die a) ſchwarz, b) beſch ·:· ·:· III. die drit ganß iſt unkeuſchheit, un die iſt weiß, a) auſſen, ſo wollen auch die frawen weiß ſeynd un freilich innen ein rechter unflat; b) von federn un haut, ſo ſorgen auch die frawen für weiſſe haut; c) doch iſt der kopff nicht weiß, in dem kopff iſt keine weisheit, die frawen ſind die weiſſen genß; d) es iſt nicht gut eine weiſſe ganß angeſehen, alſo iſt es auch nicht gut, eine weiſſe frawen angeſehen." (Vgl. Geiler von Kaiſersbergs Leben, Lehren und Predigten, dargeſtellt von Fr. W. Ph. v. Ammon, Erlangen 1826, S. 111 ff.) Auf dem Lande, wo ſich der Geiſtliche unbeobachtet glaubt, wird häufig die Würde der Sprache verletzt. Es mag ſein, daß es oft nicht bemerkt und empfunden wird; aber der Geiſtliche iſt es ſich ſelbſt und ſeiner Sache ſchuldig, auf die würdigſte Weiſe zu reden. Ausdrücke, wie folgende: vor ſeiner eigenen Thür fegen; Petrus ſtand verdutzt da; freſſen; greinen; ſchmeiſſen; der Menſch liegt da, wie ein Vieh; mancher Hund hat es beſſer, als mancher Menſch; Geilheit u. dgl. m. ſind unanſtändig, ſie mögen in einer Landgemeinde oder in einer Stadtgemeinde geſprochen werden.

Bemerkenswert iſt es, daß man in den neueſten und dem bibliſchen Chriſtentum mehr zugewendeten Predigten mitunter eine beſondere Vernachläſſigung der deutſchen

Sprache, namentlich der Würde des Ausdrucks, findet. Z. B. Da kommt einer mit einem dicken Vernunftskopf, und will seinen Kopf, wie Luther sagt, durch die enge Glaubensthüre stoßen. Die Weisheit der Welt ist Kot und Dreck. Deine Weisheit, du Weltmensch, hat ein großes Loch u. s. w. Es scheint, daß man mit diesem Cynismus der Sprache Aufsehen erregen will; aber man irrt; denn wo Luther u. a. m. in dieser Sprache redeten, so war das nicht die Folge ihres Glaubens, sondern eine Frucht ihrer Zeit, die in Sprachbildung weit zurückstand. Selbst der mit Recht geschätzte L. Hofacker verletzt häufig die Würde des Stils im Wort und Bild und beleidigt auf diese Weise den feineren Geschmack. Aber noch auffallender ist es, wenn selbst Homileten in ihren Lehrbüchern von der klassisch-rhetorischen Weise mit Verachtung reden, wie z. B. Palmer a. a. O., S. 716.

§ 65.

Schönheit des Stils.

Der Stil empfängt seine Vollendung durch das, was man dessen Schönheit nennt, welche sich in Lebendigkeit und Blüte, besonders vermittelst der tief bedeutsamen Symbolik der Sprache, oder vermittelst der Figuren und Tropen, und in Fülle und Rhythmus des Periodenbaues an Tag legt.

Es kann ein stilistisches Produkt alle bisher angegebenen Eigenschaften: Richtigkeit, Reinheit, Deutlichkeit und Präcision, Kürze, Einfachheit und Würde besitzen, ohne darum in das Gebiet des Schönen zu gehören; denn noch fehlt die höchst möglichste Vollendung der Form, vermittelst welcher der Stil in die Sphäre eines Kunstwerks eintritt, und diese Form entsteht nur erst durch die im

Paragraphen angegebenen Bedingungen. Vor allen Dingen gehört hierher jene tief bedeutsame Symbolik der Sprache in den rhetorischen Figuren und Tropen, welche nicht eine eitle Künstelei erfand und anstrebt, wodurch also auch der christliche Geist nicht verletzt werden kann, sondern welche in dem geheimsten Wesen der Sprache enthalten ist. Aller Ausdruck der Rede ist entweder eigentlich oder uneigentlich. Eigentlich, insofern man die Sache mit ihrem gewöhnlichen Namen nennt; uneigentlich, insofern man für die Sache einen minder gewöhnlichen, jedoch bezeichnenden bildlichen Ausdruck wählt. Wenn wir sagen: die Toten liegen in der Erde, so ist das eigentlich, wenn wir sagen: die Toten ruhen im Schoße der Erde, so ist das uneigentlich; denn eigentlich ruhen die Toten nicht, und eigentlich genommen hat die Erde keinen Schoß. Der psychologische Grund der uneigentlichen oder bildlichen Sprache liegt zunächst darin, daß dem gesteigerten Gefühle, sowie der tiefern und umfassendern Vorstellung der eigentliche Ausdruck nicht mehr genügt, ja daß wir für die erhabensten Gemütserregungen keine eigentlichen Ausdrücke haben, wie denn überhaupt das Wort das Gefühl nie ganz erreicht. Eine erhabene Natur, eine vorzüglich schöne Gegend, eine besonders edle Gesinnung und That läßt sich mit dem gewöhnlichen Ausdruck gar nicht bezeichnen, wofür eben das kurz vorher gegebene Beispiel von Johannes v. Müller spricht. In dieser Schilderung der Alpen ist beinahe jeder Ausdruck uneigentlich, bildlich; denn der eigentliche Ausdruck war zu schwach. Zu diesem psychologischen Grunde des bildlichen Ausdrucks kommt aber noch ein anderer, nämlich der, daß wir vermittelst desselben auf das Vorstellungs- und Gefühlsvermögen anderer tiefer einwirken können, weil sich die Vorstellung und das Gefühl in dem Grade erweitert, hebt und vervoll-

ständigt, als wir die Bilderſprache gehörig anzuwenden und die Farben zu miſchen verſtehen. Wenn ich ſage: aus jedem leiſen Zuge der Jugendgeſchichte des Erlöſers blitzt, gleichſam noch verhalten, der außerordentliche Geiſt ſchon hervor, der ſpäterhin ſo umfaſſend und herrlich hervortrat, ſo iſt das bildlich; aber die Sache, die ich bezeichnen will, wird anſchaulicher, lebendiger, und damit iſt gar überaus viel gewonnen, in jedem Falle mehr, als wenn ich ſage: in dem Kinde zeigte ſich ſchon der künftige Erlöſer. Religion und Tugend ſind die Säulen der Staaten, während Politik nur die Krücke iſt, auf welcher ſich ein Staat eine Zeit lang erhält und mühſam fortſchleppt, iſt wiederum bildlich; wie viel anſchaulicher, lebendiger und umfaſſender aber, als wenn man ſagt: nicht auf die Politik, ſondern auf Tugend und Religion beruht die Stärke der Staaten. Übrigens kann jene edle Simplicität, von der wir früher ſprachen, und die wir insbeſondere für die Kanzelrede eifrig in Anſpruch nehmen, recht gut neben dieſer wohlgewählten Bilderſprache beſtehen. Vielmehr nähert ſich das Bildliche des Ausdrucks dann erſt ſeinem Ideal, wenn es edel einfach erſcheint. Nichts würde widriger ſein und den eigentümlichen Effekt mehr ſchwächen, als eine fortlaufende Bilderſprache in einer Predigt, beſonders wenn dieſe Bilderſprache übel gewählt, an ſich leer und nichtsſagend iſt und zu nichts dient, als ein Erſatzmittel der fehlenden Gedanken und Empfindungen zu ſein. Wer daher die höheren Geſetze des Stils verſteht, wird das Bildliche nur da anwenden, wo der eigentliche Ausdruck fehlt, und wird gerade in der edlen Miſchung von eigentlicher und uneigentlicher Rede die Würze und den Reiz des Vortrags finden. Sehr richtig bemerkt daher auch Schott in ſeiner Theorie der redneriſchen Schreibart, Leipzig 1838, S. 96: „Wo eine Figur am rechten Orte

steht, wo sie wirklich eingreift in den Zusammenhang und in den Charakter und Geist der ganzen Darstellung, da ist sie auch Natur, d. h. der innern Stimmung des Redners oder Schriftstellers wirklich angemessen, und er könnte oft weniger natürlich sprechen, sein inneres Leben weniger vollkommen und wahr bezeichnen, wenn er nicht figürlich redete. Wir hören Ungelehrte, die gewiß nach keiner Kunst der Darstellung streben; wir hören die Anführer und Redner solcher Völker und Völkerstämme, die nichts von Rhetorik und Poetik wissen, figürlich und tropisch sprechen" u. s. w. Schott hätte hinzusetzen können, das natürlich begeisterte oder nur warme Gemüt spricht am häufigsten in Figuren und Tropen, und ringt oft sichtbar, im bildlichen Ausdruck sich gehörig auszusprechen. Daher läßt sich denn auch durch keine Theorie die große Kunst, figürlich und tropisch zu reden, erlernen, sondern es ist nur eben das volle tieffühlende Herz, welches sich im figürlichen und tropischen Ausdrucke Bahn bricht; indessen darf doch auch die Theorie nicht fehlen, weil sie den angehenden Redner wenigstens in diese Welt des höheren Stils einführt und ihn dahin bringt, seine stilistischen Produkte gehörig beurteilen zu lernen.

Bei dem uneigentlichen und bildlichen Ausdruck der Rede unterscheiden wir nun: a) den figürlichen und b) den tropischen. Unter den Figuren versteht man einen bildlichen Ausdruck, der sich durch eine ganze Vorstellung gleichmäßig und getreu durchzieht; unter den Tropen hingegen den bildlichen Ausdruck, welcher bloß in einzelnen Worten hervortritt; daher man den Unterschied zwischen Figuren und Tropen wohl am besten mit Sach- und Wortfiguren bezeichnet. Pölitz (das Gesamtgebiet der deutschen Sprache, nach Prosa, Poesie und Beredsamkeit 1. Teil, S. 429) macht folgenden Unterschied: Es giebt,

sagt er, zwei Hauptklassen des bildlichen Ausdrucks; 1) nach der ersten Klasse bleibt der eigentliche Subjektsbegriff innerhalb des stilistischen Zusammenhangs verändert stehen, und bloß die Prädikatsbegriffe desselben werden unter bildlichen Ausdrücken versinnlicht. Diese Klasse nennt man Figuren. 2) Nach der zweiten Klasse des bildlichen Ausdrucks erscheint der Subjektsbegriff selbst unter einer uneigentlichen bildlichen Beziehung, wodurch gewöhnlich auch der ganze Kreis der Prädikate, oder seine stilistische Umgebung verändert wird, und den bildlichen Charakter erhält. Diese Klasse der bildlichen Darstellung nennt Pölitz Tropen. Es wird aber doch Mühe kosten, diese Begriffe überall streng in Anwendung zu bringen. Wir überlassen es indessen den Grammatikern und Rhetoren, diesen Streit zu schlichten; denn es genügt uns hier vollkommen, wenn der bildliche Ausdruck überhaupt nur gehörig verstanden wird.

Versuchen wir nun in der Kürze die wichtigsten hierher gehörigen Figuren zuerst näher zu bezeichnen, so verweilen wir: 1) bei der Exergasie (Ausführung), wodurch eine Vorstellung vermittelst bildlicher Einkleidung erweitert, verstärkt, veranschaulicht und von verschiedenen Seiten dargestellt zu werden pflegt. Z. B. der Tod ist vielen Menschen ein erfreulicher Bote, der ihnen die Nachricht bringt von ihrer Erlösung aus des Leibes Banden, und sie zugleich hinüberführt in das Land des Friedens. Seine äußere Gestalt ist freilich nicht die ansprechendste: seine Hand ist kalt, sein Antlitz bleich; aber er meint es doch gut; er will nicht wehe thun, sondern nur die Scheidung des innern und äußern Menschen, wogegen der letztere oft so viel einzuwenden hat, rasch bewirken, und er vollbringt dieses Geschäft oft erst, nachdem er einen sanften Schlaf über uns ausgegossen hat. „Dagegen, blicken wir jetzt hinaus, blicken wtr jetzt

umher, wie ist alles anders; wie ist die Sommerlust entflohen! Wo ist die grüne Farbe, die unsern Augen wohlthuend und ergötzlich war? Sie hat weichen müssen vor dem Schnee, der uns blendet, der wie ein Leichentuch über die Erde geworfen ist. Wo sind die Blumen, der Felder und Weiden reizender Schmuck, geblieben? Die kalte Hand des Winters hat sie abgebrochen, und malt uns dafür andere auf die Fenster. Wie stehen die Bäume jetzt, die sonst prangten mit Blüten und goldnen Früchten im dunklen Laube? Sie stehen traurig und alles Leben in ihnen stockt. Wo sind die Vögel geblieben, die Sänger auf grünem Zweige und in blauer Luft? Der Winter hat sie aus unserer Gegend gescheucht, sie haben sich eine freundlichere gesucht, oder sind entschlafen, zum Teil in den todähnlichen Winterschlaf, viele in den wirklichen Tod. Wie stehen die Felder, die sonst des Segens Fülle und Freude hatten? Aus dem Stein wächst kein Gras, so kann nichts aus der steinharten Erde hervorgehen; wenn nur ein notdürftiges Leben in den zarten Wurzeln bewahrt bleibt" u. s. w. Harms (Winterp. 3. Aufl. 1817, S. 180). Nahe verwandt mit dieser Figur ist 2) das Gleichnis und die Vergleichung; nur mit dem Unterschied, daß diese den ähnlichen Begriff dem Subjektsbegriff an die Seite setzt und oft in dieser Zusammenstellung sehr weit geht. Z. B. gleich dem Sturme erschien der Feind. Wie Wogen drängten sich seine Reihen u. s. w. 3) Das Antitheton vergleicht Gegenstände miteinander, die sich nur teilweise gleichen. Z. B. der Kampf mit der Sünde, mit dem Irrtum ist ein nie ruhender Krieg, den die Menschheit nun schon so lange führt, als sie da ist, und wobei es nie zu einem Friedensschlusse, ja nicht einmal zu einem Waffenstillstand kommen wird. 4) Die Antithese setzt die Vorstellungen einander entgegen. Z. B. hier ein

gemächliches Auskommen, dort bittere Nahrungssorgen; hier heitere Freude, dort bleicher Gram; hier Leben, dort Tod. Daher seine (Christi) Festigkeit! Lieber sich verraten lassen, als an der Wahrheit zum Verräter werden; lieber die Stacheln der Dornenkrone fühlen als die verwundenden Stacheln, die sich in das Gewissen drücken, wenn die Pflicht verletzt wird; lieber ein Fluch am Holze werden, als den Fluch der Menschheit auf das Herz laden; lieber sterben, als der guten Sache untreu werden! Das waren Jesu Grundsätze. 5) Die Kongruenz (Harmonie) verbindet mit dem Subjektsbegriffe aus der Natur entlehnte Prädikate und sucht eine Ähnlichkeit auszumitteln. Z. B. durch die ganze Nacht ging ein halb verlorener Donner, gleichsam als zürnte er im Schlafe. 6) Die Frage ist zwar ursprünglich ein ganz eigentlicher Ausdruck, sie wird aber figürlich, wenn man sich derselben als Mittel der erhöhten Überzeugung bei ganz entschiedenen Wahrheiten bedient. Z. B. ist die Tugend nicht unter allen Vorzügen des Menschen am belohnendsten; trägt das Laster nicht sein Verderben stets in sich selbst? Der Leser und Zuhörer wird durch die Frage zur Bejahung oder Verneinung, also zu einer thätigen Teilnahme an der Sache aufgefordert und veranlaßt, und so muß eine verstärkte Überzeugung die Folge sein. Nur hüte man sich, diese Figur zu oft zu gebrauchen, was mitunter Reinhard that; denn sonst verliert sie ihre ursprüngliche Wirksamkeit. 7) Die Präoccupatio (prolepsis) zeigt sich darin, daß man gegen seine eigenen Behauptungen einen Zweifel erregt, um solche dadurch noch mehr zu verstärken und sie so zu stellen, als seien sie unbezweifelt gewiß. Z. B. nein, es ist anders, wir alle sind betrogen: Tugend ist ein leerer Traum, Religion ist ein Spiel der Einbildungskraft, Wahrheit ist

ein Trugbild, das nirgends gefunden wird. 8) Die Konceſſio (Zugeſtändnis) räumt etwas dem Gegner ein, um für das Nachfolgende deſto geſicherter gegen den Einwand zu ſein. Z. B. ja, ich leugne es nicht, es giebt ſchwere, ſchmerzliche Verſuchungen, es giebt Proben unſerer Tugend, denen wir kaum gewachſen ſind; aber darum behaupten wir doch noch keineswegs, daß jeder Menſch ſeinen Preis habe, und geben den Glauben an menſchliche Tugend nicht auf. 9) Die Präteritio (Übergang) umgeht ſcheinbar gewiſſe Vorſtellungen in einem Satze und hebt eben dadurch das Ganze, weil das Wichtigſte noch immer als das minder Wichtige erſcheint. Z. B. ich rede nicht von dem Kummer, den der verlorene Sohn ſeinen Eltern verurſacht, nicht von den Thränen der Mutter, nicht vom ertötenden Grame des Vaters, nicht von der Zerrüttung einer ganzen Familie; ich rede von dem Fluche, der auf dem Unglücklichen laſtet, der durch ſeine Schuld ein Vater- und Mutterherz gebrochen hat. 10) Die Verbeſſerung (epanorthosis oder correctio) iſt jene Wendung, worin man ſich gleichſam ſelbſt, von der Gewalt der Wahrheit überwältigt, verbeſſert und, als hätte man zu wenig geſagt, einen ſtärkern Ausdruck wählt. Z. B. ich bin übel beraten; ich bin verlaſſen, preisgegeben jedem Schickſale, jeder Verfolgung, bin verraten von meinen beſten Freunden. Dieſe Figur entſteht nur bei einer tiefern Gemütserregung. 11) Die Steigerung (Gradation, Klimax) wächſt in jeder nachfolgenden Vorſtellung und häuft ſtets ſtärkere Gründe und Motive auf die vorhergehenden, weil die gewaltige Bewegung des Sprechers immer noch nicht genug geſagt zu haben glaubt. Z. B. es drohen dir, unglücklichen Laſterhaften, nicht nur leibliche Gefahren, du wirſt nicht nur deine Geſundheit, deine Ehre, deine ganze zeitliche Wohlfahrt auf das Spiel ſetzen, vernichten, ſondern

du zerrüttest deine Seele, alle deine geistigen Thätigkeiten, den Keim des Unsterblichen und Ewigen in dir, den kostbaren Kern, den der Schöpfer in dich legte, um einst einen Bewohner des Himmels aus dir zu erziehen. Der Antiklimax besteht darin, wenn man, wiederum in demselben Sinne, wie bei dem Klimax, von stärkern zu schwächern Vorstellungen herabsteigt. Z. B. wie, du willst dich gegen deinen Schöpfer auflehnen? Aber worauf bist du denn stolz; auf deine Vernunft, auf dein Wissen, auf diese Bruchstücke, auf diese Splitter des Wahren, auf dieses eigentliche Nichtwissen? Oder auf deine Tugend, auf diese so spärlich blühenden Tugenden, auf diese von so vielen unreinen Motiven durchdrungene vermeintliche Tugend? Wenn wir gut und bei vorzüglichen Kräften groß sind, so sind wir es überall, auf dem Throne, im Palaste, in der Hütte (Engel). Nahe verwandt mit dem Klimax ist 12) die Hyperbel, welche den Gegenstand größer darstellt, als er ist. Indessen verbietet die Würde der Kanzelreden den hyperbolischen Sprachgebrauch. Dasselbe gilt 13) von der Beteuerung und 14) von der Ironie, wiewohl Beispiele davon vorkommen, namentlich in Reinhards Predigten vom Jahre 1798, 2. Bd., S. 79. Der Hyperbel entgegen steht 15) die Litotis, welche eine Sache kleiner darstellt, als sie wirklich ist. 16) Die Wiederholung ist bald eine Wortwiederholung (epizeuxis), bald eine Sachwiederholung (anaphora), wenn sie den Anfang des Satzes wiederholt. Z. B. was würdigt den Menschen tiefer herab, als wenn er den Irrtum geflissentlich will; was würdigt ihn tiefer herab, als wenn er der Sünde lebt; was würdigt ihn tiefer herab, als wenn er von Gott abfällt? Oder, sucht ihr Wahrheit, sucht sie mit Fleiß, sucht ihr Wahrheit, laßt nicht ab in euerm Bestreben; sucht ihr Wahrheit, erschreckt

nicht vor dem Zweifel, der ihre Bahn umlagert. Die Wiederholung heißt epiphora, wenn sie mehrere Sätze mit denselben Worten endigt. Z. B. sucht ihr Stärke, sucht sie bei Christo; sucht ihr Ruhe, sucht sie bei Christo; sucht ihr Trost, sucht ihn bei Christo. 17) Das Polysyndeton (Häufung des Bindeworts) setzt eine der tiefsten Erregungen des Gemüts voraus, die sich gleichsam in dem Bindewort Erleichterung zu verschaffen sucht. Z. B.

— — Der kommende Sieger
Und das bäumende Roß und der rauschenden Panzer Getöse,
Und das Geschrei, und der Tötenden Wut, und der donnernde Himmel
Stürmten auf ihn. (Klopstocks „Messias".)

Noch tiefer wird diese gewaltige Gemütsbewegung erzeugt 18) durch das Asyndeton, worin selbst für den Gebrauch des Bindeworts keine Zeit mehr ist. Z. B.

— Er ruft mit lechzender Zunge: „Mich dürstet!"
Ruft's, trank, dürstete, bebte, ward bleicher, blutete, rufte:
„Vater, in deine Hände befehl ich meine Seele."
(Klopstocks „Messias".)

19) Der Ausruf gehört ebenfalls mit zu den Ausdrücken des am höchsten gesteigerten innern Lebens, er vergißt gleichsam alles andere und drückt nur Freude, Trauer, Hoffnung und Schmerz aus. Z. B. welch eine Welt wäre die, darin sich nichts Bleibendes zeigte, als Untergehen; welch ein Leben wäre das, welches von allen seinen Erwartungen, Hoffnungen, Bestrebungen, Tugenden und Aufopferungen nichts davontrüge, als den — ewigen Untergang! Noch kühner spricht sich das lebendigste Gefühl des Redners 20) in der Apostrophe aus, worin man so hoch steigt, daß man abwesende oder unsichtbare Personen und leblose Gegenstände anredet, als ständen sie vor uns. Z. B. himm-

lische Mächte! Geister der Vollendeten, euch rufe ich auf, u. s. w. In Beziehung auf die innere Bewegung nahe verwandt damit ist 21) die Ellipse, die bald Interruptio genannt wird, wenn man, überwältigt, den Faden ganz abbricht, bald Aposiopesis, wenn man zu einer andern Betrachtung übergeht, weil man die erste nicht fortsetzen kann. Wir können Herrn Schott nicht beistimmen, wenn er (Theorie der rednerischen Schreibart, S. 131) behauptet: das erstere (die Interruptio) kündigt eine so überwiegende Thätigkeit und Spannung der Gefühle und Affekte an, wie man sie in der Rede nicht erwartet; sie gehört daher unstreitig der dichterischen Darstellung an. Bei hohem Schwunge der rednerischen Begeisterung ist die Interruptio so natürlich wie jede andere Figur. Der Verfasser dieses hat sich namentlich in einer Abschiedspredigt zu dieser Figur veranlaßt gefühlt, und ohne alle Künstelei. Freilich bezeichnet sie die höchste Spitze der inneren Erregung und kommt daher selten vor. In geschriebenen Reden ist mir auch diese Figur noch nicht vorgekommen; wahrscheinlich aus dem Grunde, weil sie sich nur im überwallenden Strome der eigentlichen Rede erzeugt und von dem stets kältern Konzipienten gestrichen werden möchte.

Zu den Tropen rechnet man: 1) die Metonymie (Namenswechsel), welche bald die Ursache statt der Wirkung (der Schmerz lag auf seinem Angesichte), bald das Vorhergehende für das Folgende und umgekehrt (der letzte Seufzer für Tod), bald den Ort und die Zeit für die Begebenheit (in den Ebenen von Leipzig errang Deutschland seine Selbständigkeit wieder), bald Eigenschaften des Subjekts für das Subjekt selbst (er zog den Ölzweig dem Lorbeer vor) gebraucht. Dieser Trope kommt sehr häufig vor und hebt durch das sinnlich Bezeichnende die Vorstellung. 2) Die

Synekdoche (Mitbezeichnung) setzt bald das Ganze statt seiner Teile (ganz Europa zitterte vor des Eroberers Übermacht), bald den Teil für das Ganze (der Engländer ist tapfer), bald das Geschlecht statt der Gattung, und umgekehrt die Gattung statt des Geschlechtes (die Menschheit erbebte über die Greuel der französischen Revolution, oder der Jüngling ist leichtsinnig) u. s. w. 3) Die Metapher (Übertragung) trägt die Vorstellung in ein dem Subjektsbegriffe völlig entsprechendes Bild über. Z. B. die Blüte der ganzen Bevölkerung für Jugend; die Königin des Tages für Sonne; in dem Menschen liegt der Keim der Unsterblichkeit für Anlage u. s. w. 4) Die Periphrase (Umschreibung), welche einen Gegenstand mit allen seinen Prädikaten darstellt, ohne ihn eigentlich zu nennen. Z. B. das bekannte Lied von Goethe: „Kennst du das Land?" u. s. w. 5) Die Personifikation (Prosopopöie) legt leblosen Gegenständen die Eigenschaften von lebendigen Wesen bei. Z. B. sei du mein Führer, heiliges Evangelium, in allen Lagen des Lebens! Reiche mir die Hand, wenn ich strauchle, leuchte mir mit deinem Lichte, wenn ich irre, wehe mich an mit deinem Hauche, wenn ich matt werde! 6) Die Sermocination (Gesprächsführung) führt leblose Gegenstände, Geister, abwesende Personen u. s. w. redend auf. Z. B. der Himmel verkündigt die Ehre Gottes u. s. w. Oder: Nein, sprach das Veilchen, bescheiden zwar bin ich; aber an innerer Fülle weich' ich keiner Blume. 7) Die Allegorie (Bildgleichung) ist der bekannte Trope, welcher unter der Hülle eines fortlaufenden Bildes den eigentlichen Gegenstand versteckt. Die Allegorie ist daher eine fortgesetzte, in ein Gleichnis übergehende Metapher. Für die Kanzelberedsamkeit findet sie wohl nur in den seltensten Fällen eine Anwendung.

Wenn der richtige Gebrauch der Figuren und Tropen

dem Stil Leben, und dasjenige, was man blühend nennt, verleiht, so wird die Schönheit desselben noch durch die Fülle und durch den Rhythmus vollendet. Die Fülle besteht in jener Vollständigkeit, welche, ohne in Überladung und Weitschweifigkeit zu geraten, die Hauptvorstellungen mit jenen Nebenvorstellungen umgiebt, die geeignet sind, wie in einem Gemälde, das Ganze bis in seine zartesten Schattierungen auszumalen und anziehend und reich zu machen. Die Fülle des Stils setzt daher ebenso sehr Gedankenreichtum als Herrschaft über die Sprache voraus, und man dürfte sie am besten mit der Kunst des Malers vergleichen, welcher seinem Gegenstande jenes volle Leben zu geben imstande ist, welches er in der Wirklichkeit behauptet. In Beziehung auf die Rede und den Redner ist die Fülle, ohne Weitschweifigkeit, die eigentliche Kraft der Rede. Pracht ist indessen etwas ganz anderes, als Fülle. Der Stil kann prächtig sein, ohne Fülle zu haben, und umgekehrt. Die Pracht des Stils beruht hauptsächlich auf der Menge und Erhabenheit der Figuren und Tropen; die Fülle hingegen auf dem Reichtum an Ausdruck in jeder Wendung der Rede. Der Fülle entgegen steht die Armut, die Dürftigkeit des Stils, die gleichsam nur Umrisse giebt und selbst diese mit schwacher Hand führt. Unter den deutschen Kanzelrednern behauptet noch immer Reinhard hinsichtlich der Fülle des Stils einen hohen Rang. Anfänger thun wohl, wenn sie, um ihrem Stile mehr Fülle zu geben, ein Konzept mehrmals umarbeiten; die hierauf verwandte Mühe wird sich reichlich belohnen. Überhaupt aber ist häufiges Schreiben eins der wichtigsten Mittel, um den Stil zu bilden. — Der Rhythmus in der Technik der rednerischen Form ist wohl zu unterscheiden vom poetischen Silbenmaß, und besteht teils in dem Klang, teils in dem Numerus

und in der Symmetrie der Worte und der einzelnen Sätze. Gegen das poetische Silbenmaß in der Rede eiferten die alten Rhetoren sehr lebhaft. (Vgl. J. F. C. Gräffe, Anweisung zum Rhythmus in homiletischer und liturgischer Hinsicht u. s. w., Göttingen 1809.) Der Klang beruht auf der gehörigen Wahl der einzelnen Wörter, welche volltönend das Gehör angenehm ansprechen und in ihrer Zusammenstellung die rechte Abwechselung zwischen langen und kurzen Silben beobachten. Eine Reihe kurzer Silben wird stets unangenehm klingen, und sehr richtig bemerkt Ammon in seiner Anleitung zur Kanzelberedsamkeit: keine Rede, und am wenigsten das Gebet, darf mit einer Reihe kurzer Silben oder mit hüpfenden Fingerschlägen beginnen. Die Feierlichkeit des Gebets erfordert vielmehr Spondäen, oder doch Jamben und Trochäen. Besonders wichtig für den Klang ist der Umstand, daß das Schlußwort eines Satzes das gehörige Silbenmaß hat. Der Numerus zeigt sich in dem Verhältnis der einzelnen Sätze und Glieder, welche eine Periode bilden, in ihrem richtigen Ebenmaß und in dem richtigen Takt, der daraus entsteht, worüber freilich das Gefühl nur entscheiden kann, wobei aber ein gebildetes Gefühl nie schwankt. Die Symmetrie endlich besteht in dem Gleichmaß der Perioden überhaupt im Verhältnis zu einander, so daß der Stil in demselben reinen Takt fortfließt, ohne bald in aphoristische Ungleichheiten oder in plötzliche Sprünge zu geraten. In einem Beispiele wird dieses zusammen am deutlichsten werden. Wir wählen ein solches aus einer Predigt von Reinhard: „Sinn für die Natur, ein mächtiger Hang, die Gegenstände und Veränderungen der sichtbaren Schöpfung mit Aufmerksamkeit und Bewunderung zu betrachten und aus ihrem Anschauen Belehrung und Freude zu schöpfen, ist von jeher ein unterscheidendes

Merkmal ausgezeichneter Menschen gewesen, m. Z., eine Eigenschaft, die ihnen in eben dem Grade zukam, in welchem sie sich über den gemeinen Haufen ihrer Mitmenschen erhoben. Mit Recht hat man zu allen Zeiten die seltenen Männer geehrt, die, von einer höheren Begeisterung ergriffen, ihre horchenden Brüder durch harmonische Lieder entzückten und auch fühllose Herzen durch den Zauber ihrer Gesänge erweichten. Es war die Schöpfung Gottes, wo sie diese Gesänge lernten, wo sie ihre Bilder und Töne sammelten, wo sie erwärmt und begeistert wurden; es hat nie einen Dichter ohne Sinn für die Natur gegeben. Ungewöhnliche Erscheinungen sind jene Denker, die ihr Leben mühsamen Untersuchungen widmen, die mit der Fackel der Wahrheit die Nacht der menschlichen Irrtümer zerstreuen und den Umfang unseres Wissens durch ihre Entdeckungen erweitern. Verfolgt sie auf der stillen Bahn ihrer Forschungen, auch sie treffet ihr im Heiligtum der Natur an; da sind die Gegenstände ihrer Beobachtungen, da ist das Feld ihrer Entdeckungen, da sind die Schätze verbreitet, welche sie sammeln und womit sie unsere Erkenntnis bereichern. Mit williger Unterwerfung huldigen wir den außerordentlichen Männern, welche durch die Überlegenheit des Geistes und durch ihre nachdrucksvolle Wirksamkeit alles durchsetzen und vollenden, alles verbessern und umschaffen, und oft das Schicksal ganzer Völker und Zeitalter bestimmen. Lernt sie genauer kennen, diese mächtigen Entscheider der menschlichen Angelegenheiten; ihr werdet finden, auch sie ruhen nirgends lieber von ihren Anstrengungen aus, nirgends erquicken sie sich inniger, nirgends sammeln sie leichter Mut und Kraft zu neuen Unternehmungen, als im sanften Schoße der Natur. Niemand ist endlich unserer Achtung, unserer Bewunderung und Liebe würdiger, als jene

edleren Menschen, in welchen wir rührende Muster des Glaubens an Gott, der echten Tugend und einer wahren Frömmigkeit erblicken. Aber auch bei ihnen ist nichts herrschender, als der Sinn für die Natur: die Natur ist der heilige Tempel, wo sie am liebsten verweilen, wo sie die Schauer der Allgegenwart Gottes am häufigsten fühlen, wo sie sich stärken zu guten Gesinnungen und Thaten, wo sie sich auf den Flügeln der Andacht leicht und glücklich über alles Sichtbare zu Gott erheben." (Vgl. Reinhard, Predigten im Jahre 1801, am 15. Sonntag nach Trin.)

Man zergliedere nun diese meisterhafte Stelle, und man wird alles darin finden, was Klang, Numerus und Symmetrie erfordern.

Zuerst in Beziehung auf den Klang im oben angegebenen Sinne bemerke man gleich den Anfang: „Sinn für die Natur, ein mächtiger Hang, die Gegenstände u. s w.", wie rein und volltönend fallen diese Worte in das Ohr; man möchte von ihnen sagen: man könne sie singen. Hätte Reinhard dagegen also angefangen: Natursinn, ein starker Hang, die Gegenstände in der weiten Schöpfung aufmerksam und mit Nachdenken, auch mit Bewunderung zu betrachten und darin das zu suchen, was belehrend ist und was Freude gewährt, finden sich überall bei Menschen, welche sich auszeichnen: so wäre aller Rhythmus dahin. Die Stellung der zwei Worte: m. Z. hat schon einen eigentümlichen Klang, der aufhören würde, wenn diese am Anfange ständen. Man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, in dieser ganzen Stelle sei jedes Wort hinsichtlich seiner Länge und Kürze genau berechnet, um jene mensura aurium Ciceros hervorzubringen. Man beobachte ferner jenen wohlberechneten Numerus, welchen die einzelnen Sätze zueinander haben. Jenes: „ein mächtiger Hauch" korrespondiert ganz dem:

„Sinn für die Natur"; jedes Glied hat fünf Silben; jenes: „die Gegenstände und Veränderungen der sichtbaren Schöpfung mit Aufmerksamkeit und Bewunderung betrachten", entspricht ebenso dem folgenden Satze: „und aus ihrem Anschauen Belehrung und Freude zu schöpfen", nicht zwar in der Silbenzahl, aber in der Füllung des Tons; der Zusatz, nach A. Z. „eine Eigenschaft, die ihnen in eben dem Grade zukam u. s. w." ist durchaus nötig, um die Füllung der Periode zu vollenden. Man beobachte ferner die höchst gelungene Symmetrie in den sämtlichen Perioden. Jenes: „Mit Recht"; jenes: „Ungewöhnliche Erscheinungen"; jenes: „Mit williger Unterwerfung"; jenes: „Niemand ist endlich unserer Achtung" u. s. w. bringen ein Gleichmaß hervor, das wahrhaft musikalisch ist. Und dabei ist bei allem Klang und Numerus und bei aller Symmetrie nichts Gesuchtes, nichts Eintöniges, nichts was nicht fesselt und spannt. Der Anfänger studiere ja auf diese Weise dergleichen Muster; er wird daran sein Gefühl schärfen und selten gegen den Rhythmus anstoßen.

Anmerkung. Wie weit die Alten in dieser Kunst gekommen waren, zeigt besonders Cicero. Man nehme z. B. seine Rede pro rege Dejotaro: „Cum in omnibus causis gravioribus, C. Caesar, initio dicendi commoveri soleam vehementius, tum in hac causa ita me multa perturbant, ut, quantum mea fides studii mihi afferat ad salutem regis Dejotari defendendam, tantum facultatis timor detrahat." Oder den Anfang der Rede pro Milone: „Etsi vereor, judices, ne turpe sit, pro fortissimo viro dicere incipientem timere, minimeque deceat, cum T. A. Milo ipse magis de reipublicae salute, quam de sua perturbetur, me ad ejus causam parem animi magnetudinem afferre non posse; tamen haec novi judicii nova forma terret oculos, qui quocunque inciderint, veterem consuetudinem fori et pristinum morem judiciorum requirunt."

Zum Schlusse nur noch dieses. Wenn es wahr ist, daß der Stil der meisten Prediger so weit hinter den gerechten Forderungen der Kunst zurückbleibt, so vergesse man nicht, wie viel zur Bildung eines guten Stils erfordert wird, und wie bei der Masse der Prediger einzelne sich nur auszeichnen können. Kommt man auf das zurück, was nicht in Abrede gestellt werden kann, daß der Stil der Mensch selbst sei, so ist hiermit alles erklärt. Indessen ist es doch auf der anderen Seite auch nicht zu verkennen, daß unsere Prediger bei mehr Anstrengung mehr leisten könnten, und daß besonders unsere herrliche Muttersprache viel zu wenig studiert wird. Man erstaunt, wie wenig diese Sprache oft von denen verstanden wird, in deren Händen sie doch ein so entscheidendes Mittel der Wirksamkeit ist, und wie bei der Flüchtigkeit der Ausarbeitung einer Predigt, oder gar bei dem bloßem Extemporiren von Stil und Kunst gar keine Rede sein kann. Wir sind offenbar also in diesem Punkte noch weit zurück. Allein es steht bei den immer stärker werdenden Ansprüchen an die Prediger zu erwarten, daß man gerechten Forderungen nachgeben und das Studium der so reichen Muttersprache fleißiger betreiben werde. Und glaube man doch ja nicht, daß sich der echt biblische Geist einer Predigt mit dieser Reinheit der Form nicht vertrage. Das Wahre verdient auch gut vorgetragen zu werden.

2. Kapitel.

Von der Sprache der Predigt.

§ 66.

Allgemeine Gesetze einer angemessenen Predigtsprache.

So gewiß die Sprache der Predigt nach den angegebenen stilistischen Grundsätzen im ganzen bemessen werden muß und so wenig sie das kennt, was man Kanzelstil nennt, so erhalten doch diese allgemein gültigen Regeln in ihrer Anwendung auf die Predigt noch gewisse Modifikationen, welche wir hier besonders hervorheben müssen.

Zunächst bleibt es dabei, was im allgemeinen von einem gelungenen stilistischen Produkt gilt, das gilt auch von der Predigt und wir können im ganzen keinen wesentlichen Unterschied statuieren. Gleichwohl giebt es gewisse Modifikationen, die wir nun näher zu beleuchten haben.

Der Charakter der Kanzelsprache soll im ganzen den der mittleren Sphäre des Stils einnehmen und gleichweit von Poesie, als von dem Tone der bloß abhandelnden Prosa entfernt bleiben. Diese mittlere Schreibart läßt alles zu, was wir Schönheit des Stils genannt haben; sie gestattet den Gebrauch aller geeigneten Figuren und Tropen; aber in einem gemäßigten Sinne; denn es braucht nicht erst bemerkt zu werden, daß alle jene Figuren und Tropen ihre Grade haben. In ihrem höchsten Schwunge und in ihrer vollen Kühnheit gebraucht sie die Poesie, in einem schon etwas herabgestimmten Grade die weltliche Beredsamkeit, im sanften Farbenspiel die Kanzelrede, ohne darum doch ihren Reiz zu verlieren; denn da die Predigt weder Leidenschaften, noch

jenen mächtigen Sturm der Gefühle zulassen darf, so kann sie auch von keiner Sprache Anwendung machen, die nur eben darauf berechnet ist. Wenn daher, wie Grotefend (Ansichten, Gedanken und Erfahrungen über die geistliche Beredsamkeit, S. 195) ganz richtig bemerkt, Saurin, Bourdaloue, Bossuet u. a. m. die Mauern ihrer Tempel angeredet, die Säulen zu Zeugen angerufen, die Toten redend eingeführt haben: so wird das keine Nachahmung verdienen, wiewohl die Apostrophe und die Sermocination auch in ihren mittleren Graden in der Predigt vorkommen können. Noch mehr aber, als bei den Figuren, hat die Kanzelsprache bei dem Gebrauche der Tropen sich zu mäßigen. Die Metonymie, die Synekdoche, die Metapher, die Personifikation u. s. w. gestatten eine ungemessene Kühnheit des Ausdrucks. Tropen, wie folgende: Das abgeschälte, wunde Herz, die Marmorwand des Herzens, die Wiegendecke der Unschuld, die Zaubergrube der Wahrheit u. s. w. eignen sich nie für die Predigtsprache.

Die Würde der christlichen Predigt gestattet aber ferner überhaupt nicht, das Stilistische als Hauptmoment hervortreten zu lassen und der Kunst der Darstellung mehr Aufmerksamkeit zu widmen, als es recht ist. Die Predigt von Christo, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, wird nicht gehalten, um einen ästhetischen Genuß zu bereiten oder eine Probe des guten Stils zu liefern, und man geht nicht in die Kirche, wie in ein Theater oder in ein Deklamatorium.

Auf der anderen Seite verbietet die Würde der christlichen Predigt jede Gemeinheit in Bild und Wort. Der Begriff von „gemein“ könnte relativ erscheinen und es dürfte verzeihlich gefunden werden, bei einer Landgemeinde es weniger streng damit zu nehmen, als in Stadt- und Hofkirchen; allein dem ist nicht also; die Kanzelsprache soll sich jeder

Gemeinheit im Ausdrucke enthalten, sie werde gehalten, wo sie wolle; denn die Gemeinheit verletzt die Person und die Sache, und die sollen nirgends verletzt werden.

Die Sprache der christlichen Predigt soll sich aller zu langen und verwickelten Perioden enthalten; denn es ist die Sprache der lebendigen Rede, welche kurz, bündig und einfach erscheinen und schnell ihrem Ziele zueilen muß. Bei streng memorierten Predigten der Anfänger oder bei Vorträgen, welche abgelesen werden, bemerkt man jenen periodischen Ausbau am meisten; aber in wahrhaft echt rednerischen Ergüssen fühlt man nichts der Art, da bewegt sich vielmehr alles in kurzen, aber kräftigen Sätzen.

Die Sprache der Predigt sei endlich frei von jener wässerichten Breite, von jener gedankenlosen Zerflossenheit, von jenen ermüdenden Wiederholungen und von jenem am Ende doch nichtssagenden Einerlei der Vorstellungen, die nur in den mattesten Exklamationen einige Luft zu schöpfen suchen. Man liest Predigten selten mit ausdauernder Aufmerksamkeit und Spannung; woher dieses? Die Sache, der es gilt, ist es nicht; denn sonst würde man nach Predigten gar nicht greifen; nein, es sind die angegebenen Mängel, welche die Lektüre und auch das Anhören verleiden; man verliert die Geduld, wenn man hundert Worte hören muß, wo zehn zugereicht hätten, wenn Wiederholungen auf Wiederholungen, Exklamationen auf Exklamationen folgen und am Ende doch nichts gesagt wird; der Predigtton ist zum Sprichworte, zur Bezeichnung alles Langweiligen, saft- und kraftlosen Schwatzens geworden, und das ist schlimm.

Die Sprache der Predigt muß zuletzt fließend sein, d. h., der Stil muß sich leicht und faßlich bewegen, gleichsam von selbst ergeben und so denn auch ohne Mühe verstanden werden. Man setzt nämlich voraus, und man hat Grund

dieses zu thun, daß der Redner seiner Sache gewiß und daher auch ohne alle Stockungen, ohne alle Nachholungen, ohne alle Unsicherheit und Verlegenheit Herr über seine Sprache, wie über seinen Stoff sei, und so verlangt man auch jene Eigenschaft, die man Fluß der Rede nennt, wobei sich alles so leicht und klar ineinander fügt, daß es den Schein erhält, als könne es nicht anders als in dieser Weise ausgesprochen werden. Diese Eigenschaft aber wird besonders durch häufige Übung im Schreiben und im Konzipieren der Predigten erworben.

Indessen werden diese Anweisungen doch nur dann einen Erfolg haben, wenn der Anfänger Musterpredigten studiert und sich danach, unbeschadet seiner Individualität, zu bilden sucht, und wir empfehlen dieses Mittel angelegentlich.

Vierter Abschnitt.

Von der körperlichen Beredsamkeit.

Einleitung.

§ 67.

Natur und Wesen der körperlichen Beredsamkeit.

Unter körperlicher (äußerer) Beredsamkeit versteht man jenen geeigneten Anteil, welchen der Ton der Stimme und die Bewegung des Körpers, sowohl im ganzen als in seinen einzelnen hierher gehörigen Teilen, an den mündlichen Vorträgen nimmt; einen Anteil, den nicht die Kunst er=

funden, sondern die Natur des Menschen, vermittelst der Wechselwirkung zwischen Geist und Körper eingeleitet hat und behauptet wissen will, und der daher auch nirgends fehlt, ausgenommen da, wo Nachlässigkeit, oder Verbildung, oder andere besondere Umstände hindernd eintreten. Indessen muß dabei doch stets, zumal in der Kanzelrede, das Erkünstelte von dem Natürlichen unterschieden, und die höchste Kunst in der reinsten Natur gesucht werden.

Es ist von großer Wichtigkeit, daß man gleich anfangs das Wesen der körperlichen oder äußeren Beredsamkeit vollkommen klar auffaßt, weil nur auf diese Weise eine Anweisung dazu verstanden, die Wichtigkeit der Sache eingesehen und die Einwürfe dagegen genügend beantwortet werden können. Die körperliche Beredsamkeit unterliegt vielen Mißverständnissen. Einige, und mitunter Männer von Gewicht, verkennen zwar nicht ihren großen Einfluß; aber sie halten sie für nachteilig in ihren Folgen und für nicht angemessen der Würde der Kanzel, so wie z. B. Kant aus demselben Grunde alle Beredsamkeit überhaupt verworfen hat. Zu leugnen ist es allerdings nicht, das göttliche Evangelium trägt in sich selbst eine Kraft, die alles überwindet und am allerwenigsten jener oft so gekünstelten äußeren Beredsamkeit bedarf; ebenso wenig ist zu leugnen, daß sehr gefeierte Kanzelredner, namentlich Herder und Reinhard, in der körperlichen Beredsamkeit gerade nicht ausgezeichnet waren, und doch so viel bewirkten; anerkannt muß es endlich aus der täglichen Erfahrung werden, daß die Gemeinde sich allmählich auch mit einem minder guten Vortrage des Predigers begnügt, sich wenigstens daran gewöhnt, wenn nur sonst alles Übrige gewahrt ist, und daß man leere Deklamationen gar bald überdrüssig wird. Allein es handelt sich hier gar nicht

von einer theatralischen Kunst, sondern eben von der eigentlich wahren körperlichen Beredsamkeit, und alle Einwürfe müssen also ohne weiteres abgewiesen werden, bis wir das Wesen der wahren Kunst gefunden haben.

Wir haben früherhin gefunden, daß die Sprache vermittelst artikulierter Laute nichts anders ist, als ein geistiger Akt, der sich in diesen Lauten ausdrückt. Nun aber umfaßt der artikulierte Laut noch lange nicht alle Gedanken und Gefühle, und wenn er es thäte, so bricht der Geist durch andere ihm gegebene Wege: im Tone, in der Haltung des Körpers, in den Mienen, Gebärden, kurz in allen Nerven und Teilen des Körpers nebenbei noch hervor, um sich recht vollkommen auszudrücken. Der Blick, die Miene, die Gebärde, der Ton, die ganze Haltung des Körpers sind insgesamt Organe des Geistes, wie die Zunge, und wollten diese ihren Dienst versagen, so würde dem Geiste ein hauptsächliches Mittel entzogen, sich in seinem tieferen Leben und ganz mitzuteilen und zu äußern. „Est enim actio quasi sermo corporis, quo magis menti congruens esse debet.“ (Cic. orat. L. III, C. 59.)

Hiermit glauben wir, sei kurz und einfach das Wesen der wahren äußeren Beredsamkeit erklärt. Sie ist nichts, was die Kunst erfunden hat, so wenig wie die Sprache mit der Zunge; sie ist vielmehr eine eigentümliche Vervollständigung oder Verstärkung der Sprache. Sie unterdrücken, sie für die Predigt für ungeeignet erklären zu wollen, hieße den Ausdruck des Geistes lähmen, hieße dem vollen Strome christlicher Begeisterung unnatürliche Schranken setzen. Die Tonsprache z. B. spielt eine so wichtige Rolle in unserem Leben, daß man erstaunt, wenn man die Sache näher betrachtet. Schon da, wo wir nicht sprechen, wo wir etwas in der Stille lesen, geben wir unbewußt jedem

Worte, jedem Gedanken, jedem Gefühle seinen eigentümlichen Ton, und verstehen auch nur in dem Grade den Sinn des Gelesenen, wenn wir richtig betonen. Wer einen dritten in einer fremden Sprache prüfen will, lasse denselben nur lesen, und es wird sich gar bald zeigen, ob er die Sprache versteht oder nicht. Die gewöhnlichen Schreibezeichen: das Komma, Punktum u. a. m., besonders das Frage-, Ausrufungszeichen und der Gedankenstrich sind nichts anderes als Tonzeichen, Noten für Musik der Stimme, Buchstaben jener eigentümlichen Sprache, die wir Tonsprache nennen. Auf dem Komma ruht der Ton am schwächsten; auf dem Semikolon länger, auf dem Punkt am längsten und stärksten. Das Fragezeichen bezeichnet das Steigen, das Ausrufungszeichen das Fallen, der Gedankenstrich das Ruhen des Tones. „Clausulas enim", sagt Cicero (de Orat. L. III, C. 46), „atque interpuncta verborum, animae interclusio, atque angustiae spiritus tulerunt. Id inventum ita est suave, ut, si cui sit infinitus spiritus datus, tamen eum perpetuare verba nolimus. Id enim auribus nostris gratuam est inventum, quod hominum lateribus non tolerabile solum, sed etiam facile esse posset. Longissima est igitur complexio verborum, qua volvi uno spiritu potest." Wollen wir z. B. den Satz: Ich habe deinen Freund nicht aber deinen Bruder gesehen, gehörig bezeichnen, so entscheidet nur der Ton und das denselben bezeichnende Komma darüber, ob es nämlich heißen soll: ich habe deinen Freund, nicht aber deinen Bruder, oder: ich habe deinen Freund nicht, aber deinen Bruder gesehen. In gar vielen Fällen verursacht daher die fehlerhafte Anwendung der Schreibzeichen ein völliges Mißverständnis, weil wir alsdann nicht imstande sind, den Ton gehörig auszudrücken und ihn dem Worte zu geben, dem er gebührt. Die Sprache nun selbst

empfängt alles durch den Ton, allen Ausdruck, alles Leben. Wollte man die gelungenste Rede, das herrlichste Gedicht in einem völlig gleichförmigen Tone fortlesen, so würde es nicht nur aller Schönheiten beraubt, sondern es würde gar nicht einmal verstanden werden. Eine Apostrophe, ein Klimax, ein Polysyndeton u. a. rhetorische Figuren hören auf, irgend= etwas zu bedeuten, sobald ihnen der Ton fehlt. Der stärkste Beweis, daß eine Rede ohne Tonsprache ein wahres Unding ist, das niemand versteht. Wer seinen Unwillen in einem matten, herzlosen Tone äußert, verfehlt seinen Zweck gänz= lich, und wer ohne Ausdruck seine Leiden schildert, findet nirgends ein teilnehmendes Herz. „Quare neque probatio ulla, quae aliquo modo venit ab oratore, tam firma est, ut non perdat vires suas, nisi adjuvetur asseveratione dicentis. Affectus omnes languescant necesse est, nisi voce, vultu, totius prope habitu corporis inardescant. — Documento sunt vel scenici actores, qui et optimis poe- tarum tantum adjiciunt gratiae, ut nos infinite magis illa audita quam lecta delectent: et vilissimis etiam quibusdam impetrent aures, ut quibus nullus est in bibliothecis locus, sit etiam frequens in theatris. Quod si in rebus, quas fictas esse scimus et inanes, tantum pronuntiatio potest, ut iram, lacri- mas, sollicitudinem afferat. quanto plus valeat necesse est, ubi et credimus.“ (Quinct. L. XI, C. 3.) Der berühmte Schauspieler Garrik soll das Abc so deklamiert haben, daß sich niemand der Thränen enthalten konnte. Gracchus, erzählt Cicero (de Orat. L. III, C. 56), soll die Worte: „quo me miser conferam, quo vertam? In capitoliumne? At fratris sanguine redundat. An domum? Matremne ut miseram lamentantemque videam et abjectam“ so ausgesprochen haben, daß seine

Feinde sogar weinen mußten. „Is (sc. gestus) quantum habeat in oratore momenti, satis vel ex eo patet, quod pleraque etiam citra verba significat“, bemerkt sehr richtig Quinct. (L. XI, C. 3). Auch irrt im gewöhnlichen Leben die Sprache fast nie im Tone, sobald nur ein inneres Leben da ist. Das Kind weiß schon die Worte seines Vaters und seines Erziehers nach dem Tone, der sie begleitet, zu würdigen; der gemeinste Mensch versteht, wenn er wirklich unglücklich ist, seine Leiden um so rührender zu schildern, je wahrer seine Empfindungen sind, und je tiefer er seinen Schmerz fühlt. Welch ein anderes „Ach!“ ist das der Freude und das des tiefen Schmerzes; das des Wiedersehens, und das der Trennung; das der frohen Überraschung, und das der ängstlichen Verlegenheit! Welch' eine vielfach modifizierte Verschiedenheit drückt sich in der Nennung eines einzigen Namens aus. „Luise!“ ruft der Vater seiner Tochter zu, und drückt damit Freude und Trauer, Lob und Tadel, Ermunterung und Warnung, fehlgeschlagene und in Erfüllung gegangene Hoffnungen aus, je nachdem er den Ton in das Wort legt. „Götter!“ läßt Schiller in seiner Phädra, im sechsten Auftritte, Theseus auf die Nachricht von dem Tode seines Sohnes ausrufen, und bezeichnet damit ungleich mehr, als mit einer langen Wehklage. Wenn Schiller seinen Tell sagen läßt:

„Herr — welches Ungeheure sinnt Ihr
Mir an? — Ich soll vom Haupte meines Kindes —
— Nein, nein doch, lieber Herr, das kommt Euch nicht
Zu Sinn. — Verhüt's der gnäd'ge Gott — das könnt Ihr
Im Ernste von einem Vater nicht begehren!“

wer fühlt da nicht den erstaunten, schmerzlich bittenden, unwilligen, strafenden Ton, in welchem sich die innere Bewegung

kundthut, ohne daß sie imstande ist, das rechte Wort zu finden?

Wie sehr der richtige Wortsinn eines Satzes von der gehörigen Anwendung des Tones abhängt, hat man durch eine bekannte Formel zu bezeichnen gewußt. Die wenigen Worte: „Du gehst heute nach Frankfurt", haben einen vierfach verschiedenen Sinn, je nachdem sie betont werden. Du (nicht ich, oder ein dritter); du gehst (reitest oder fährst nicht); du gehst heute (nicht morgen); du gehst heute nach Frankfurt (nicht nach Hanau, oder anderswohin). Die Anwendung des Tones in der Rede ist daher die eigentlich volle Sprache, worin der Mensch den Menschen versteht; sie ist in der Rede, was im Gemälde die Farbenmischung, Licht und Schatten, Ausdruck und Leben, was in der Musik eigentlich die Musik, das Forte und Piano, das Crescendo und Decrescendo u. s. w. ist. „Omnis enim motus animi suum quemdam a natura habet vultum et sonum et gestum; totumque corpus hominis, et ejus omnis vultus, omnesque voces, ut nervi in fidibus, ita sonant, ut a motu animi quoque sunt pulsae. Nam voces, ut chordae sunt intentae, quae ad quemque tactum respondeant" (Cic. de orat. L. III, C. 58). Womit verglichen zu werden verdient, was Cicero über Stimme und Geberde (im 3. Buche ad Herennium, C. 11 sqq.) sagt. Die Beredsamkeit, bemerkt Kant (in seiner Anthropologie, S. 197), borgt von der Poesie einen dem Tone nahe kommenden Laut, den Accent, ohne welchen die Rede der nötigen dazwischen kommenden Augenblicke der Ruhe und der Belebung entbehrte.

Mit der Aktion, mit den Stellungen, Mienen und Gebärden verhält es sich ebenso.

Der Ausdruck unseres inneren Lebens geschieht nämlich nicht allein vermittelst der Ton-, sondern auch vermittelst

der Gebärden- und Mienensprache; denn nicht allein die Zunge, sondern der ganze Körper, die Bewegung der Hände, des Kopfes, die Haltung des Körpers, besonders aber die Mienen, dienen dem Geiste und bezeichnen die Affekte und den Zustand des Gemüts. Es ist sogar schwer, den Eindruck eines Affektes durch keine Mienen zu verraten (Kants Anthropologie, S. 280), und es läßt sich diese unnatürliche Kunst nur sehr mühsam erlernen, weshalb auch solchen Menschen, da man notwendig unlautere Absichten bei dieser Verstellung voraussetzen muß, nicht zu trauen ist. Unsere Sprache wird daher durch die sie begleitenden Aktionen und Emotionen nicht nur vervollständigt, sondern gar oft durch sie allein nur verstanden. Die Freude, welche nicht aus allen Mienen und Bewegungen wiederstrahlt, gilt gar nicht als solche, wenn gleich der mündliche Ausdruck noch so sehr ihr Vorhandensein zu versichern sucht; der Klage, welche mit heiterem Gesichte geführt wird, glaubt man ebenso wenig, als den wärmsten Freundschaftsversicherungen, wenn dem Auge und allen Mienen der Ausdruck der Herzlichkeit fehlt. Die Falschheit trägt der Falsche, wie der Boshafte die Bosheit im Gesichte, im Auge, besonders in den Zügen um den Mund; das ehrliche Herz beurkundet der treue, offene Blick, der warme, biedere Händedruck, die ungeheuchelte Miene. In den Gebärden charakterisiert sich oft der ganze Mensch. Wie ängstlich langsam zählt der Geizige das Geld, welches er ausgeben muß, als wollte er immer noch etwas davon erhalten; wie leichtsinnig rasch wirft es der Verschwender hin! Wie malt sich der Stolz in der ganzen Stellung! „Betrachten Sie“, sagt Engel (vgl. dessen Mimik, 1. Teil, S. 74, nebst der dazu gehörigen Kupfertafel), „um der Kürze willen, nur ein paar stehende Attitüden. Der Stolze fährt mit der Hand, wenn er sie einsteckt, gern höher in

die Bruſt, und legt die eine, falls er ſie frei läßt, gern verwandt mit vorgebogenem Ellbogen flach in die Seite; den Kopf ſchlägt er gern ein wenig zurück; die Entfernung, worin die aufwärts gekehrten Füße voneinander ſtehen, iſt größer, oder wenn auf dem einen geruht wird, ſo greift gern der andere mehr vor. — Ungemein bedeutend, fährt er fort, iſt endlich ein vom Nacken gar nicht aufrecht getragenes, gegen die Bruſt hin fallendes Haupt; ungeſchloſſene Lippen, die das Kinn hängen laſſen, wie es hängt; Augen, deren halber Apfel hinter dem Lide ſteckt; einſinkende Kniee; ein vorwärts geſtreckter Bauch; einwärts gekehrte Füße; geradeweg in die Taſchen des Rocks fahrende Hände, oder wohl gar frei herabbaumelnde Arme. Wer erkennt nicht auf den erſten Blick die ſchlaffe, träge Seele, die keiner Aufmerkſamkeit, keines Intereſſes fähig iſt; eine Seele, die nie recht wacht, die nicht einmal die geringere Energie hat, ſo viel Spannung in die Muskeln zu bringen, daß der Körper gehörig getragen, ſeine Glieder gehörig gehalten werden.“ (A. a. O., S. 75.) Selbſt im Tode bleibt oft der herrſchende Charakter des Verſtorbenen noch erkennbar. Salluſt ſagt von dem gefallenen Katilina: ferociam animi, quam habuerat vivus, in vultu retinens.

Auch iſt dieſe Mienen- und Gebärdenſprache die allgemeine der ganzen Menſchheit und der entfernteſten Völker. In den Blicken, den Mienen, den Gebärden verſteht uns der roheſte Wilde und wir verſtehen ihn darin. Es iſt alſo hier die gemeinſame Menſchenſprache. (Nur die Nukahiwer ſollen, nach Langsdorfs Reiſe um die Welt in den Jahren 1803—1807, 1. Teil, S. 237, eine Ausnahme in manchen Stücken machen. Dieſes Volk drückt nämlich beim Kuſſe die Naſen ſtatt der Lippen zuſammen. Eine Drohung mit dem Zeigefinger ſoll bei ihnen eine

Freundschaftsbezeigung sein; das Herausstrecken der Zunge eine Verneinung.) Daher denn auch die Realität der Physiognomik, vorausgesetzt, daß solche nicht übertrieben und zu sehr auf das einzelne angewendet wird. Denn was immer und ewig das Innere bewegt, das bildet sich allmählich, besonders in den Blicken und in den Zügen des Mundes und der Nase, in stehende Formen, und der Nerv, welcher immer zum Ausdrucke des Hohns in Thätigkeit sein muß, behält endlich eine bleibende Stellung, gleichsam zum Warnungszeichen gegen die dahinter wohnende Gesinnung.

Wenn aber die körperliche Beredsamkeit auf einer solchen inneren Gesetzmäßigkeit und Notwendigkeit beruht, so entsteht wohl natürlich die Frage: woher es kommen möge, daß doch im ganzen bei den öffentlichen Rednern nicht mehr äußere Beredsamkeit angetroffen werde? Allerdings scheint dieser Umstand gegen uns zu sprechen, indessen doch nur beim ersten flüchtigen Anblick. Die Ursachen, daß die körperliche Beredsamkeit nicht in dem Grade bei öffentlichen Sprechern blüht, als man nach dem Wesen derselben voraussetzen sollte, sind von mancherlei Art. Eine der wichtigsten ist die, daß dasjenige, was wir öffentlich vortragen, oft zu wenig Aus- und Abdruck unseres inneren Lebens sein mag; daß selbst dann, wenn alles aus uns geflossen ist, vielleicht nur der Verstand, nicht aber das Gemüt daran Anteil hatte, so wie denn bei dem Vortrage nichts als das Gedächtnis thätig ist; daß überhaupt ein großer Teil der öffentlichen Vorträge das Gemüt ganz ruhig und ohne Anteil läßt, und daß also, wo innen nichts lebt, auch äußerlich nichts in das Leben treten kann. Jene Körper-, jene Mienen- und Geberdensprache beginnt immer erst da, wo ein reges, inneres Leben waltet; dieses kann teils bei öffentlichen Reden nicht immer sein, teils ist es aus Schuld

des Mannes nicht immer vorhanden, und soll nun doch deklamiert werden, so entsteht Unnatur. Man möchte von vielen Rednern sagen: sie brächten sich selbst zur Handlung nicht mit. (Ich habe Leute gesehen, die im täglichen Verkehre recht warm und lebhaft ihre Worte betonen und auch mit den erforderlichen Bewegungen begleiten konnten, auf der Kanzel hingegen völlig unthätig dastanden. Dort, im gewöhnlichen Leben, sprachen sie sich selbst aus, hier, auf der Kanzel, war es etwas Fremdartiges, das sie aussprachen.) Eine andere Ursache, warum die körperliche Beredsamkeit selten erscheint, liegt in einer gewissen, teils angeerbten, teils durch Verbildung anerzogenen Unbeholfenheit in der Haltung des Körpers, wogegen denn kein Mittel anwendbar ist. Und endlich eine dritte Ursache der so häufig fehlenden äußeren Beredsamkeit muß man in den Temperamenten suchen. Viele Menschen fühlen nicht lebhaft genug, um sich bis zum lebendigen Ausdruck ihres Innern steigern zu können, sie können daher entweder gar nicht deklamieren und agieren, oder sie kommen damit gleichsam hintennach. Nimmt man nun noch dazu den Mangel an gehöriger Bildung, oder die Verbildung in der Deklamation und Aktion, die Annahme übler Angewohnheiten u. s. w.: so wird sich leicht begreifen lassen, warum es im allgemeinen selten ist, einen guten Redner zu hören, ohne daß man darum nötig hätte, das Wesen der äußeren Beredsamkeit, wie wir es angegeben haben, für unstatthaft zu erklären.

Um indessen in dem Wesen der körperlichen Beredsamkeit nichts zu übersehen, müssen wir noch bemerken, daß die höchste Kunst darin gerade in der reinsten Natur besteht. Wiederum ein sehr wichtiger Umstand. Wir werden später darauf zurückkommen, und es wird sich dann die Wahrheit dieser Behauptung gegen jede Einrede

bewährt finden; hier mußten wir indessen diese Bemerkung anfügen, weil sie ganz vorzüglich dient, das eigentliche Wesen der körperlichen Beredsamkeit zu bezeichnen.

§ 68.

Wichtigkeit der körperlichen Beredsamkeit für den christlichen Prediger.

So sehr das Eigentümliche dessen, was der christliche Kanzelredner vorzutragen hat, jede Kunst der körperlichen Beredsamkeit überflüssig zu machen scheint, und so häufig man daher schon gegen die körperliche Beredsamkeit auf der Kanzel geeifert haben mag, so wichtig ist doch gerade für den Prediger diese Kunst, und sie erfordert unbedingt seine ganze Aufmerksamkeit.

Bei jedem Redner, also auch bei dem geistlichen, beruht zunächst überaus viel auf dem ersten Eindruck, und zwar überall, vor jedem Publikum. Niemand wird so beobachtet, welcher vor eine ganze Versammlung hintritt, um über die wichtigsten Dinge zu reden. Hundert Blicke ruhen stundenlang auf ihm, und die Stimmung, in welcher sich der Zuhörer befindet, steigert die Forderungen an den Mann, welcher da öffentlich auftritt, so, daß man alles Anstößige, alles minder Edle, alles zu der wichtigen Handlung nicht ganz Passende doppelt und dreifach tief empfindet. Man behauptet daher nicht zu viel, wenn man sagt, der Prediger wirke zunächst durch sein Äußeres und muß mit Cicero (de Offic. L. II, C. 14) bekennen: „difficile dictu est, quantopere conciliet animos hominum comitas, affabilitasque sermonis“, und (de orat. L. III, C. 56) „actio, inquam, in dicendo una dominatur. Sine hac summus orator esse in numero nullo potest; mediocris, hac instructus, summos saepe superare. Huic primas dedisse

Demosthenes dicitur, cum interrogaretur, quid in dicendo esset primum; huic secundas, huic tertias.“ Wir leugnen und verkennen damit keineswegs, daß auch der nicht ganz vollkommen äußere Ausdruck des Predigers, wenn er nur nicht zu fehlerhaft und abstoßend ist, übersehen und vergessen werden könne, wenn übrigens der Gehalt der Rede vortrefflich ist; aber wer will es auf der anderen Seite in Abrede stellen, daß auch die beste Rede bei einem schlechten Vortrage, wenn auch nicht alles, doch viel verliere? Wie könnte es auch anders sein; wie sollte der würdige Anstand, das gefällige, freundliche, einnehmende Äußere des christlichen Redners, seine sonore, anmutige, metallreiche (vox dulcis, suavis, clara, pura, auribus sedens), oder doch wenigstens, da diese nicht jedem Manne verliehen ist, seine kräftige, ausdrucksvolle, warme, herzliche Stimme und Sprache, die richtige, seelen- und herzvolle Betonung der Worte, das angemessene Steigen und Fallen der Stimme, das in der Natur der Erfindung, welche im Augenblicke vorherrschend ist und den Zuhörern bezeichnet werden soll, liegende Modulieren derselben, der rasche, volle, begeisterte, harmonische und doch gemäßigte und nie in das Übertriebene fallende Lauf der Rede, der, ohne Anstoß, von entsprechenden Mienen, Blicken, Gebärden und Bewegungen des ganzen Körpers begleitet, gehoben, geweiht, in die Herzen der Zuhörer fließt und unaufhaltsam dringt, kurz dasjenige, was zu einer angemessenen äußeren, mit der Würde der Kanzelrede vereinbaren Beredsamkeit gehört, nicht eine besondere, notwendige, allem übrigen vorangehende Empfehlung der guten Sache sein und bleiben! Zumal da es auf der anderen Seite leicht nachzuweisen ist, daß manche Fehler des äußern Vortrags, ein schläfriger, matter, widerlicher, unnatürlicher, erkünstelter Ton, jeden Effekt schwächen.

Es ist indessen die Macht des ersten Eindrucks nicht allein, welche die äußere Beredsamkeit so sehr empfiehlt, sondern es ist die fortdauernde Wirksamkeit, welche in einem guten Vortrage liegt. „Atque in iis omnibus, quae sunt actionis, inest quaedam vis a natura data“ (Cic. de Orat. L. III, C. 59.) Wer will die sanfteren Regungen und die tieferen Empfindungen der Andacht und der Liebe aussprechen, ohne solche zugleich mit der Stimme, mit den Blicken, mit den Gebärden zu begleiten; wer will den Ernst der Pflicht und des Gehorsams schildern, ohne die gehörige Kraft in Stimme und Gebärden legen zu können; wer will den Sünder aufschrecken und erschüttern, wenn Sprache und Bewegung ihren Dienst versagen? Wem also weder Stimme, noch Bewegung zugebote steht, der kann weder die sanften Gefühle der Andacht schildern, noch die Sünde und das Laster niederdonnern, oder wenn er es doch versucht, so versteht ihn niemand. „Verba enim neminem movent, nisi eum, qui ejusdem linguae societate conjunctus est; sententiaeque saepe prae se motum animi fert; omnes movet, iisdem enim omnium animi motibus concitantur, et eos iisdem notis et in aliis agnoscunt, et in se ipsi indicant.“ (Cic. de Orat. L. III, C. 59.) Es liegt eine wunderbare Kraft in der richtig betonten und von den Bewegungen des Körpers gehörig begleiteten Rede, worauf wir später im besonderen zurückkommen werden, und diese ganze Kraft geht bei einem schlechten Vortrage verloren. Hieher paßt daher so recht jene Stelle von Goethe:

„Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.

Setzt ihr nur immer! leimt zusammen!
Braut ein Ragout aus andrer Schmaus,
Und blast die kümmerlichen Flammen
Aus eurem Aschenhäufchen 'raus.
Bewunderung von Kindern und von Affen,
Wenn euch danach der Gaumen steht;
Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen,
Wenn es euch nicht von Herzen geht."
(Vgl. Goethes „Faust". Tübingen 1808, S. 43.)

Hierzu kommt ferner, um die Notwendigkeit der körperlichen Beredsamkeit für den Geistlichen und insbesondere für den evangelischen Geistlichen darzuthun, die Art und Weise unseres Kultus. Der evangelische Kultus steht mit dem Äußern des Geistlichen, mit dessen Anstand, Sprache, Vortrag und Aktion in einer weit genaueren Verbindung, als der katholische, und es kommt darin, so wie überhaupt auf die Persönlichkeit des Mannes, überaus viel auf des Geistlichen äußere Beredsamkeit an. Die Predigt gilt nun einmal für den wichtigsten Teil unseres Gottesdienstes, und um der Predigt willen gehen die meisten Menschen nur noch in die Kirche. Aber auch die übrigen Formen des Kultus stehen sämtlich in genauer Beziehung mit der körperlichen Haltung und Beredsamkeit des Liturgen, und das schönste Gebet, die sinnvollsten liturgischen Verrichtungen, z. B. das Abendmahl, die Konfirmation, die Trauung können unendlich verlieren, wenn der Vortrag und das Benehmen des Geistlichen abstoßend sind. Es sollte freilich nicht ganz so sein; aber es ist nun einmal so und wird auch so bleiben, und es liegt auch etwas Wahres zum Grunde; denn das Heilige will auch heilig gehalten sein und nicht entweiht werden durch ungeweihte Hände und durch gemeine, rohe Naturen.

Endlich kommt auch noch der Umstand in Betracht, daß der Prediger im Vergleiche mit dem politischen Redner eine

weit schwierigere Stellung hat. Bei politischen Reden ist es in der Regel ein starkes, augenblickliches Interesse, was die Zuhörer anzieht und fesselt, den Worten gleichsam voraneilt, und sie noch obendrein kommentiert; es handelt sich um wichtige Gesetze, um entscheidende Veränderungen, um kostbare und teure Rechte, um höchst erfolgreiche Entscheidungen. (Man bedenke, wie wenig Rednerisches oft in solchen Thronreden bei Eröffnung der Kammern enthalten ist, und mit welcher Aufmerksamkeit, mit welcher Spannung dergleichen einfache Worte aufgenommen werden.) Redner und Zuhörer sind vielleicht auch zum erstenmale oder überhaupt nur einmal in diesem Verhältnisse zusammen, und dann nie wieder, wodurch denn auch noch der Reiz der Neuheit sich zu dem Interesse gesellt, das der abzuhandelnde Gegenstand an sich schon hat. Überdies bedienen sich dergleichen politische und gerichtliche Redner Kunstgriffe und Mittel, ihren Vortrag anziehend zu machen, welche dem Prediger teils gar nicht zugebote stehen, teils unerlaubt sind; sie erregen Leidenschaften, sie gefallen sich in witzigen und boshaften Anspielungen auf hochstehende Personen, sie haben ihre Partei, von der sie unterstützt werden durch lauten Beifall, und lassen nichts unversucht, ihre Zwecke zu erreichen. Das alles ist bei dem Kanzelredner anders. Jenes große, dringende, augenblickliche Interesse der Zuhörer fehlt in der Regel ganz, gewiß wenigstens fehlt es in dem Grade, wie bei politischen Angelegenheiten; jener Reiz der Neuheit findet nun natürlich gar nicht statt; es ist derselbe Prediger, der sonntäglich auftritt; es sind im ganzen dieselben Angelegenheiten, welche sonntäglich verhandelt werden; man befürchtet keinen besonderen Verlust, wenn man einmal minder aufmerksam ist; eine jede andere Rede, denkt man, könne das Verlorene wieder einbringen. Hier muß also

offenbar ein gewisser Ersatz in der äußeren Beredsamkeit des Predigers gefunden werden; der Prediger muß durch Sprache und Ausdruck, wie durch den inneren Gehalt der Rede befriedigen, so daß man um der Rede willen auch minder wichtige Dinge mit Aufmerksamkeit anhört, und daß man die Kirche gern besucht, selbst wenn auch kein so mächtiges augenblickliches Interesse vorherrscht und der Reiz der Neuheit abgestumpft ist.

Über dieses alles fordert nun einmal der Geschmack unserer Zeit gute Prediger. Vorzüglich freilich in Städten; allein auch selbst die Landleute wissen recht gut, ihren Prediger zu beurteilen. Wir können zwar diese Richtung des Zeitalters nicht ganz billigen und wollen auch solche jetzt nicht näher beleuchten. Nur das müssen wir bemerken: man kommt in die Kirche, um sich zu erbauen; man erwartet und verlangt keinen vollendeten Deklamator; aber man erwartet und verlangt doch wenigstens in dem Prediger einen Mann, der dasjenige, was er vorträgt, eben so warm und innig fühlt, als wir es fühlen, und es daher wenigstens so gut vorträgt, als wir es vortragen würden, oder als wir glauben, daß es vorgetragen werden müßte. Nun aber zeigt sich von allem, was man erwartete, das Gegenteil; der Geistliche verrät nichts von dem, was wir mit Recht voraussetzen; er ist kalt, gefühllos, gemein, abstoßend; man sieht es ihm an, daß er ein lästiges Geschäft treibt und davonzukommen eilt, oder daß er etwas erkünstelt und erheuchelt, wovon sein Herz keine Ahnung hat; oder man hört ihn in den widerlichsten Tönen schreien, sieht ihn sich ohne allen Takt und Anstand gebärden und Ohren und Augen und Gefühl gleichmäßig verletzen — wer will das Zeitalter verdammen, welches etwas Besseres sucht?

§ 69.

Von der Eigentümlichkeit der körperlichen Beredsamkeit des Predigers.

Hiernach kann nun wohl keine Frage mehr sein, ob der Prediger körperliche Beredsamkeit besitzen solle oder nicht? Wohl aber ist doch näher zu bestimmen, wie sich die körperliche Beredsamkeit des Predigers zu der allgemeinen verhalte, insbesondere welches der Unterschied der Aktion eines Geistlichen und eines Schauspielers sei?

Was wir im allgemeinen von dem Gebrauche der Figuren und Tropen in Beziehung auf den christlichen Religionsvortrag bemerkt haben, daß sich nämlich der Prediger dabei in der mittleren Sphäre zu halten habe, das gilt auch bei der körperlichen Beredsamkeit des Predigers. Der Geistliche hat seine eigentümliche, genau abgemessene Region, in welcher er sich sowohl hinsichtlich der Figuren und Tropen, als auch hinsichtlich der Aktion und Deklamation halten muß. Er ist kein Deklamator, noch viel weniger ein Schauspieler. Schon die äußere Stellung begründet einen großen Unterschied zwischen dem Schauspieler und Prediger. Der Schauspieler bringt seinen ganzen Körper in das Spiel, er hat demnach über jede Bewegung desselben zu wachen; er steht frei, sitzt, liegt, läuft, er umarmt, reicht hin, nimmt ab, was man ihm darreicht u. s. w.; der Prediger bringt kaum die Hälfte seines Körpers hervor, und wo er steht, oder geht, ist es immer dieselbe würdige Haltung des Ernstes und der Andacht. Der Schauspieler hat die verschiedensten Rollen und darin die verschiedensten Aufgaben; er lacht, weint, scherzt, wehklagt, gerät in Zorn, in Verzweiflung u. s. w.; der Prediger weiß von dem allem nichts; eine

gemäßigte, immer gleiche Haltung bezeichnet den Grundton seines Benehmens, und wenn er weint, so geschieht es mehr die Thränen zurückhaltend, als befördernd, und alle mimische Bezeichnung von Leidenschaften fällt ohnehin weg, weil auf der Kanzel keine Leidenschaft hervortreten soll. Der Schauspieler endlich hat keinen anderen Zweck, als die Kunst der Darstellung, je treuer er seine Rolle spielt, welche sie auch sei, desto geschickter ist er; er muß sich allem unterwerfen und hingeben, was seine Rolle mit sich bringt, wie wenig es auch seinem eigentümlichen Charakter zusagt, und wenn er nur gefällt, so ist seine Aufgabe gelöst; der Prediger weiß nichts von Kunst als Zweck, sondern die Kunst der Darstellung dient ihm nur als Mittel, ist nur Aus- und Abdruck seines inneren Lebens und seine höchste und einzige Aufgabe ist — zu erbauen.

Abgesehen indessen auch von dem Bisherigen, so hat der Prediger stets in Deklamation wie in Aktion eine gehörige Mittelstraße zu halten und darf nie in das Übertriebene geraten. Er betone mit Ausdruck; aber er vermeide alles, was erzwungen und erkünstelt erscheint; er moduliere die Stimme nach dem Inhalt des Gedankens oder Gefühls; aber er falle nie in die Rolle eines Deklamators; er agiere mit den Armen und Händen; aber stets in einer edlen Ruhe, ohne Leidenschaft und Affektation; sein ganzer oberer Körper nehme Anteil an dem Vortrag; aber nie werde irgendeine Bewegung heftig, nicht einmal zu rasch. Es mag freilich Fälle geben, wo es auch dem Prediger gestattet werden könnte, lebhafter zu deklamieren und zu agieren, jedoch sind diese Fälle selten, und auch dann muß eine Mitte gehalten werden. Nicht zu billigen ist z. B. was Maury von Massillon erzählt. Letzterer nämlich hatte die Leichenpredigt auf Ludwig IX. zu halten und hatte Pred. Sal.

1, 16 zum Texte. Er las diese Stelle so langsam als möglich vor und schwieg dann stille, gleichsam überwältigt von seinem Schmerze. So stand er mehrere Minuten, die Hände auf die Kanzel gestützt, voll inneren Kampfes. Eine Totenstille ruhte auf der ganzen Versammlung; aber als ob er vor ihrem Anblicke erschräke, wendete er seinen Blick an die Seiten des Tempels, dann auf den Altar, dann auf das Trauergerüst, und nun sah er erst nach oben und wieder nach einigen Pausen begann er mit den Worten: Gott allein ist groß u. s. w. Mag es unserm Redner wirklich Ernst um seine Trauer gewesen sein, so war dieses Benehmen zu gesucht und zu gekünstelt.

---

1. Kapitel.

Von der Deklamation.

§ 70.

Begriff und Wesen der Deklamation.

Die Deklamation ist die Kunst, vermittelst des mündlichen Vortrags jeden Gehalt dessen, was man vorträgt, so zu treffen und zu bezeichnen, daß nichts fehlt, um ganz dasselbe in der Tonsprache zu finden, was der Gedanke oder das Gefühl enthält.

Wenn die Alten unsern jetzigen Begriff von Deklamation bezeichnen wollten, so gebrauchten sie dafür actio oder pronuntiatio. (Vgl. Cic. de Orat. L. I., C. 5.) Nam quid de actione ipsa plura dicam? quae motu corporis, quae gestu, quae vultu, quae vocis confirmatione ac varietate moderanda est. Quinctilian gebraucht dafür pro-

nunciatio. Pronunciatio, ſagt er (inst. orat. L. XI, C. 3) a plerisque actio dicitur, quapropter utraque appellatione indifferenter uti licet. Auch machten die Alten einen Unterſchied zwiſchen oratio und declamatio, und eben Quinctilian ſetzt dieſen darin: quod in illis (sc. orat.) vera, in his (sc. declam.) assimulata materia est. Wir haben auch wirklich: Fab. Quinct. declamationes ex recens. Obrechti. Argent. 1698. Unſer jetziger Ausdruck und Begriff von Deklamation im obigen Sinne iſt daher neueren Urſprungs; jedoch ethymologiſch richtig, und obgleich dieſer Begriff den von Aktion in der Wirklichkeit nicht ausſchließt, ſo kann er doch in der Theorie abgeſondert behandelt werden, was wir denn hier auch thun.

Die Deklamation ſoll vermittelſt des mündlichen Vortrags jeden Gehalt deſſen, was ſie vorträgt, ſo treffen und bezeichnen, daß nichts fehlt, um ganz dasſelbe in der Tonſprache zu finden, was der Gedanke oder das Gefühl enthält. Sie ſoll alſo: 1) nichts hinzufügen, ſich von allen Künſteleien und vor jeder Affektation hüten, vielmehr der reinen, veredelten Natur ſo nahe kommen als möglich. Sie ſoll aber auch 2) nichts weglaſſen, was zur treffenden Bezeichnung des Gedankens oder des Gefühls weſentlich erfordert wird. Sie ſoll 3) noch mehr durch den Ton zu bezeichnen ſuchen, als ſelbſt das Wort auszudrücken vermag, und ſo die eigentliche Muſik der Gedanken werden. Daß dieſes keine überſpannten Forderungen ſind, daß die Sache ſelbſt wirklich leichter iſt, als ſie beim erſten Anblick erſcheint, lehrt die flüchtigſte Beobachtung. Wir deklamieren in dem angegebenen Sinne im gewöhnlichſten Leben überaus richtig; ſogar die ungebildetſten Menſchen verfehlen ſelten den rechten Ton; und überdies erfordert die Deklamation als Kunſt, inſofern die Organe den Dienſt nicht

versagen, nur ein geweckтes und gebildetes Gefühl und dabei Schutz gegen Verbildung, gegen üble Angewohnheiten. Seitdem ich ein Predigerseminarium kennen gelernt und die Jünglinge im mündlichen Vortrage unterrichtet habe, bin ich fest überzeugt, daß wir weit bessere Prediger haben könnten, wenn man sich nur die Mühe gäbe, sie zu bilden.

§ 71.

Bedingungen einer guten Deklamation.

Soll die Deklamation ihrer Absicht entsprechen, so muß sie: 1) Deutlichkeit, 2) Richtigkeit, 3) Anmut, mit Würde vereint, besitzen.

Deutlichkeit ist notwendig das erste Erfordernis jedes mündlichen Vortrags und jede Richtigkeit und jede Schönheit im Treffen des rechten Tons ist umsonst, sobald diese Eigenschaft fehlt. Es wird aber auch zur völligen Deutlichkeit nicht wenig erfordert und man muß es schon zu einem hohen Grade von Herrschaft über die Zunge gebracht und viel Kraft der Brust (laterum firmitas) besitzen, auch von sonstigen organischen Fehlern nicht nur frei, sondern in den Organen recht glücklich sein, will man stets die hier gemeinte Deutlichkeit behaupten. Vor allen Dingen erfordert die Deutlichkeit: 1) gesunde und starke, wenigstens biegsame Organe; eine gesunde Brust und Lunge, Besitz der Zähne, Proportion der Zungenlänge, eine regelmäßige Bildung des Gaumens und der Nase. Die Stimme muß den gehörigen Umfang, die erforderliche Kraft, die nötige Biegsamkeit haben und vor allen Dingen rein sein. Umfang, damit sie ohne Mühe eine Oktave umfassen kann; Stärke, damit sie auch in einer angemessenen Entfernung verstanden wird (ein Engländer, Whitfield, hatte eine solche starke

Stimme, daß Franklin einst den Versuch machte, in welcher Entfernung Whitfield, welcher im Freien predigte, verstanden werden könnte und herausbrachte, daß 20000 Zuhörer ihn verstehen würden); die nötige Bewegbarkeit oder Biegsamkeit (Modulation), damit sie leicht und ohne Mühe aus einem Ton in den anderen übergehen kann; endlich die nötige Reinheit, damit sie nicht durch Heiserkeit an dem reinen Klange verliert. Vox optanda primum, war gewissermaßen der Wahlspruch der Alten und ihre Ansprüche an die Stimme waren unerschöpflich. Quinct. hat eine Menge von Eigenschaften der Stimme: „Sit vox primum sana, id est, nullum eorum, de quibus nunc dixi, patiatur incommodum; deinde non subsurda, rudis, immanis, dura, rigida, vana, praepinguis, aut tenuis, inanis, acerba, pusilla, mollis, effoeminata“; Nüancen, die schwer in das Deutsche zu übersetzen sein möchten. (Vgl. inst. orat. L. XI, C. 3. Cic. de orat. L. III, C. 56. Ad. Herennium L. III, C. 12.) Die Stimme ist allerdings sehr wichtig: sie ist die Hälfte des Vortrags; sie gewinnt schon durch den Ton die Gemüter der Zuhörer und fesselt die Aufmerksamkeit der Zuhörer selbst an minder wichtige Gedanken. Auch läßt sich die Stimme bilden, der Verfasser spricht aus Erfahrung und darum mit Überzeugung, und es fehlt nur an Bildungsanstalten. Namentlich kann man durch Anstrengung der Stimme die gehörige Stärke geben und die Brust verliert nichts dabei, sondern sie gewinnt. Ebenso kann eine gewisse Biegsamkeit durch Kunst erworben werden. In jedem Falle kann man üble Angewohnheiten entfernen. Und wird man dann auch kein vollendeter Redner, kann man auch das fehlende Metall der Stimme nicht geben, so lassen sich doch jene groben Fehler: jenes Verschlucken der Silben, jenes allzu rasche und allzu laute Schreien, jenes

eintönige Hersagen der auswendig gelernten Lektion, jenes Singen und jenes Weinerliche mancher Stimmen recht gut ablegen. Die Unnatur ist weit häufiger als die wirkliche Mangelhaftigkeit der Stimme, und man sagt gewiß nicht zu viel, wenn man behauptet, die meisten Fehler der Stimme bei unsern Predigern sind angenommene, geflissentliche, aus falschen Begriffen von Beredsamkeit hervorgesuchte Eigenheiten, die recht gut gleich anfangs unterdrückt, oder späterhin abgelegt werden könnten. Es ist dieses eine alte Klage. Schon Erasmus führte sie, freilich mit etwas grellen Farben, aber doch auch mitunter treffend und wahr.

Zur Deutlichkeit des Vortrags gehört 2) Verständlichkeit der Aussprache, und zwar sowohl hinsichtlich der gehörigen Betonung der Silben, besonders der Endsilben, als auch hinsichtlich des gehörigen Artikulierens der einzelnen Laute, und endlich hinsichtlich organischer Fehler und übler Angewohnheiten. Was den ersten Punkt betrifft, so wird man in der Muttersprache wohl in der richtigen Betonung der Silben eines Wortes oder in dem etymologischen (grammatischen) Accente nicht irren, desto häufiger aber ist das Verschlucken der Endsilben und der letzten Worte eines Satzes überhaupt, wobei nicht selten der ganze Satz mißverstanden wird. Es gehört freilich viel Umfang der Stimme dazu, um bei einer langen Periode, besonders dann, wenn die ganze Kraft der Stimme in Bewegung gesetzt wird, für die letzten Worte und Silben den erforderlichen Ton noch übrig zu haben; allein bei gehöriger Anleitung ist es immer möglich. Eine der vorzüglichsten Bedingungen der Deutlichkeit des Vortrags bleibt jedoch das gehörige Artikulieren der einzelnen Laute, oder die Kunst, jedem Laute seinen gebührenden vollen Ton zu geben, was besonders dem Anfänger dadurch gelingen wird, wenn er langsam redet, um für jeden

Laut die erforderliche Zeit zu gewinnen. Z. B. Be-dau-erns-wür-dig, un-um-wun-den, be-kla-gens-wert, Schein-hei-lig-keit, er-o-be-rungs-süch-tig u. s. w. Bei manchen Lauten scheint es gleichgültig zu sein, ob man sie hört oder nicht; allein man gewöhne sich, der Folge wegen, jeden Laut hören zu lassen. Z. B.

Siehe (nicht sieh') voll Hoffnung vertraust du der Erde
den goldenen (nicht goldnen) Samen.

Dieses genaue Artikulieren der Laute und Silben hat über dieses noch den Vorteil, daß die Stimme an Kraft gewinnt, weil sie sich in den kleinen, dadurch entstandenen Pausen erholen kann. Nur darf kein schülerhaftes Syllabieren daraus entstehen, was höchst widrig klingt. („Ein fein langsam Reden", sagt Luther, „ist einem Prediger am bequemsten und eine feine Tugend; denn er kann also desto fleißiger und bedächtiger seine Predigten vortragen. Seneka schreibt von dem fürnehmsten Wohlredner in der lateinischen Sprache, Cicerone, daß er langsam und ins Herz geredet hat." W. A. T. XXII, S. 1020.) Die Deutlichkeit und Verständlichkeit des Vortrags leidet endlich durch gewisse organische Fehler und üble Angewohnheiten. Zu den organischen Gebrechen gehört besonders das Anstoßen mit der Zunge, das Stammeln und Schnarren. Ist hier vonseiten der Kunst nicht ganz zu helfen, so kann doch immer viel geschehen, und ein unheilbarer Stammler darf nicht Prediger werden wollen. Weit häufiger aber sind üble Angewohnheiten, z. B. das zu schnelle Reden, das Verschlingen ganzer Worte, das unmäßig rasche Steigen und Fallen mit der Stimme, das allzu leise Lispeln, die Schläfrigkeit und Mattherzigkeit im Ausdrucke, endlich affektierte Dialekte, z. B. Woat für Wort, Goat für Gott, donkel, für dunkel, Gloube für Glaube u. s. w.

Die Deutlichkeit des Vortrags beruht 3) auf der richtigen Beobachtung der Pausen, welche die Interpunktionszeichen, sowie auch in gewisser Hinsicht die Frage- und Ausrufungszeichen angeben. Wir haben früher schon bemerkt, daß die Interpunktionszeichen eigentlich Tonzeichen seien, hier kommen wir in Beziehung auf die Deutlichkeit darauf zurück. Wie viel die richtige Beobachtung der Pause, die das Komma fordert, bewirkt, haben wir ebenfalls an einem Beispiele gezeigt; hier wollen wir noch bemerklich machen, wie überhaupt, auch abgesehen von gewissen besonders entscheidenden Fällen, ohne gehörige Beobachtung der Pausen keine Deutlichkeit der Rede herauskommen könne. Man lese z. B. folgenden Satz: „Der Leichtsinnige lebt ohne festes Ziel, ohne Plan, ohne Absicht. Er ist, je nachdem es die Umstände mit sich bringen, bald fleißig, bald träge; er baut heute, um es morgen niederzureißen, und reißt nieder, eben weil er nicht weiter bauen mag. Wie er mit den Beschäftigungen tändelt, also mit noch ernsthafteren, mit den heiligsten Dingen. Er verspricht alles und hält nichts; er versichert jeden Menschen seiner Freundschaft und weiß kaum, was er versichert. Scherz und Ernst sind bei ihm so durchflochten, daß niemand, und er selbst am wenigsten, sie von einander zu sondern imstande ist“ — und man wird hieran die Wichtigkeit der Pausen bemerken, welche an die Interpunktionszeichen geknüpft sind und die Sache deutlich machen. Von dem Frage- und Ausrufungszeichen in der Folge.

Die Deutlichkeit des Vortrags erfordert 4) Ökonomie der Stimme, und zwar sowohl im allgemeinen, d. h. bei dem ganzen Vortrage, als auch im einzelnen, bei den Perioden. Eine jede Stimme hat ihren Umfang und also auch gewisse Grade der Tiefe und der Höhe. Wer nun gleich anfangs die höchst möglichste Stärke seiner Stimme anwendet, der

kann weder, wo es gilt, steigen, noch es überhaupt aushalten, sondern er muß allmählich sinken, matt, heiser und unverständlich werden. Die Ökonomie der Stimme erfordert daher, daß man mit den unteren Graden der Stärke unserer Stimme anfange und dann sofort zu den mittleren und höheren übergehe.

Endlich sind noch 5) in Beziehung auf die Deutlichkeit das Lokal, der Anzug, die Witterung und die Diät zu berücksichtigen. Unsere herrlichsten altdeutschen Kirchen sind nicht für die Rede geeignet, weil sie ursprünglich für den katholischen, nicht aber für den evangelischen Kultus eingerichtet waren. Selten wird daher der Prediger in entfernteren Teilen derselben verstanden. Indessen auch bei vielen modernen Kirchen sind die Gesetze der Akustik gänzlich vergessen. Der Prediger nun kann natürlich an dem Lokal nichts ändern, indessen kann er doch die Eigentümlichkeit desselben hinsichtlich des Tons studieren und den Punkt aufsuchen, wo die Schallstrahlen am meisten durchdringen. Der Anzug, ein lästiger, die Brust einengender Mantel ist für die freie Ausdehnung der Lunge sehr nachteilig und schwächt die Stimme. Dasselbe gilt von der Witterung, über die wir freilich nicht gebieten können. Hinsichtlich der Diät empfehlen wir dem Prediger, nur ein wenig stärkende Suppe, und ja keine erhitzenden Getränke vorher zu genießen.

Einen höhern Grad in der Kunst der Deklamation nimmt die Richtigkeit ein, womit das völlige Treffen des rechten Tons für jeden Gedanken und für jedes Gefühl gemeint ist. Hierher gehört demnach: 1) die so nötige Betonung derjenigen Worte, worauf der Ton ruht. Man unterscheidet den etymologischen, logischen und emphatischen Accent. Über den etymologischen und logischen haben wir

nichts weiter zu bemerken, weil beide in das Kapitel von der Deutlichkeit des Vortrages gehören; der emphatische Accent ist es also allein, womit wir uns hier beschäftigen. Hierüber entscheidet aber lediglich das Gefühl und der richtige Verstand einer Stelle, und es läßt sich daher auch darüber nichts weiter sagen, als man lerne dasjenige, was man vortragen will, verstehen nnd fühlen. Wir wollen versuchen, eine Stelle mit dem emphatischen Accent zu bezeichnen. „Ist es euch, m. L. wohl noch nicht eingefallen, wie wunderbar es doch sei, daß die Kirche Christi noch immer bestehe, ja nicht bloß bestehe, sondern innerlich und äußerlich wachse, von Jahr zu Jahr mehr Segnungen bringe über ihre alten Bekenner und stets neue Glaubensbrüder gewinnt? Es hat doch alles seine Zeit, seinen Raum und seine Grenzen, und erscheint eben daher als Frucht seiner Zeit; das Christentum weiß nichts von dieser Veränderung; es schreitet über die Zeit, über Jahrhunderte, über Jahrtausende her, und gehört doch jeder Zeit an. Es ist doch alles mehr und weniger gefesselt an seinen Boden, an sein Volk, an sein Klima; was dem heißen Blute und der feurigen Natur des Südländers zusagt, wird vom kalten Ernste des Nordländers verworfen, und umgekehrt, was hier gilt, gilt dort nicht, und nur sehr wenige Besitztümer dieser Art teilen alle Völker gleichmäßig; das Christentum gehört nicht nur jeder Zeit, sondern auch jedem Volke an, es ist des gebildetsten Europäers höchstes Ziel und Gut, und macht zu gleicher Zeit die Wilden Indiens zu Menschen. Es paßt ferner alles nur für gewisse Alter und Klassen; woran die Jugend Gefallen findet, verschmäht der Greis und oft schon der Jüngling; scharf scheiden sich deshalb Alter und Geschlechter, und in wenigen Punkten kommen

alle überein; das Christentum eignet sich für jedes Alter, für jeden Stand, für jede Klasse; an seinen Altären faltet das Kind, wie der Greis, der Hohe, wie der Niedrige, der Reiche, wie der Arme, der Glückliche, wie der Unglückliche seine Hände, und jeder findet, was er gerade für sich allein bedarf. (Vgl. meine Predigten, Wiesbaden 1829, 1. Teil, S. 159 f.) — Man hat daher auch die Deklamation in Noten zu setzen versucht, und De Piles (Reflexions sur la poésie, la peinture, et la musique) behauptet, daß man diese Kunst bereits in Rom und Griechenland gehabt habe. Cicero und Quinctilian melden davon nichts, wiewohl Cicero (De Orat. L. 3, C. 69) von einer fistula eburneola des Gracchus redet, welche ein Sklave gebrauchte, um den rechten Ton anzugeben. Übrigens giebt es Fälle, wo das Gefühl ungewiß bleibt, auf welches Wort der Ausdruck gelegt werden müsse. Z. B. Joh. 13, 6: solltest du mir — die Füße waschen? Hier kann der Ton auf „du“ und „mir“ ruhen.

Das Schwierigste ist indessen die gehörige Modulation der Stimme und des Tons nach dem Inhalte und dem Sinne des Wortes und des Gedankens, sowie auch nach dem Gesamtinhalte des ganzen vorzutragenden Gegenstandes. Der Ton soll nämlich, wie wir früher schon gesehen haben, die Empfindung nicht bloß begleiten, sondern sie eigentlich erst ausdrücken, und zwar in vielen Fällen stärker, lebendiger und inniger, als es das Wort zu thun imstande ist. Der Ton soll also mit der freudigen Empfindung froh, mit der traurigen traurig erklingen; in ihm soll sich malen die Ruhe, die Anmut, die Kraft, die Kühnheit, das Majestätische, das Feierliche, das Rührende, wie das Humoristische und Komische. Auf diese Weise hat denn

jede Darstellung in Worten ihren eigentümlichen Ton. Der Ton der Belehrung hat Ruhe, Langsamkeit, mäßige Anstrengung, der Ton des Gebets hat tiefe, herzliche Empfindung, der strafende Ton Kraft und Schnelligkeit, der ermunternde Ton Schnelligkeit, Kraft und Herzlichkeit, der trauernde Ton Langsamkeit und Tiefe, der freudige Ton Schnelligkeit und Höhe. Es würde zu weit führen, diese Tonarten alle mit Beispielen zu belegen; allein wer die Deklamation gründlich studieren will, kann es nur vermittelst praktischer Übungen. Ein treffliches Mittel hierzu liefert Pölitz, das Gesamtgebiet der deutschen Sprache u. s. w. 1. Teil. Die Sache verdient indessen studiert zu werden, und wir erinnern nochmals an das, was wir über den Wert der Deklamation für den Prediger gleich anfangs bemerkt haben.

Noch muß hier bemerkt werden, daß bei der Frage der Ton steigt, und bei der Ausrufung fällt; jedoch darf dieses Steigen und Fallen nicht auf die letzte Silbe beschränkt werden, sondern die Frage muß durch den ganzen Gedanken oder Satz steigen; und von dem Worte, auf welchem der Ton ruht, ausgehen. Z. B. sind das die Früchte eurer Forschungen und Anstrengungen im Gebiete des Wissens und der Erkenntnis, daß ihr nur ärmer an Glauben und Liebe zurückkehrt? Haben wir mit aller unserer Entsagung nur das verdient, daß eine ewige Nacht des Grabes uns umfängt? Es klingt überaus unangenehm, wenn sich der fragende Ton allein in dem letzten Worte ausdrückt.

Endlich darf hier nicht unbemerkt bleiben, daß außer dieser Modulation der Stimme nach dem Inhalte der Gedanken und Gefühle ein jedes stilistische Produkt schon seinen eigentümlichen Ton habe. Ganz anders muß z. B. die heilige Schrift, ganz anders ein Lustspiel, ganz anders eine

Ode oder Dithyrambe gelesen werden. Namentlich erfordert die heilige Schrift einen angemessenen, feierlichen und erhabenen Ton, und es ist unanständig, Abschnitte daraus ebenso in der versammelten Gemeinde vorzulesen, als wäre es ein sonstiges Buch. Wird, wie gewöhnlich, der Text schlecht vorgelesen, so fühlt der aufmerksame, gläubige Zuhörer stets ein eigentümliches Mißbehagen. Im ganzen hat aber auch die Predigt eigentümliche Tonarten. Für die Kanzel gehört weder das Naive, noch das Humoristische, sondern die edle Einfalt, die Anmut, die Würde, das Rührende, Feierliche und Kräftige. Man muß es dem Prediger an dem Grundcharakter seines Tons anmerken, daß er für die höchsten und heiligsten Angelegenheiten des Lebens spricht, wobei übrigens jener sogenannte Kanzelton, wie überhaupt alles Gesuchte streng zu vermeiden ist.

Der Vortrag empfängt seine Weihe und Vollendung durch das Schöne desselben. Dahin gehört denn nun: 1) eine schöne, wohlklingende, anmutige, metallreiche, männliche Stimme, sowie eine angenehme Aussprache, ein reines, gutes Deutsch. Die beste Stimme für den Kanzelredner ist unstreitig diejenige, welche nicht ganz die Höhe des Tenors und nicht ganz die Tiefe des Basses erreicht, sondern jenen Ton hat, welchen man in der Musik Bariton nennt. An der Stimme selbst läßt sich nun freilich wenig ändern; allein es läßt sich doch immer etwas thun, und insofern müssen wir dringend und herzlich jeden angehenden Prediger ermuntern, nicht alles ganz und gar zu versäumen. Überhaupt aber darf nicht vergessen werden, daß wahre Geistes- und Herzensbildung nie ganz ohne Einfluß auf die Stimme bleibt, weil die innere Feinheit und Zartheit der Empfindung nicht ruhen wird, sich die Stimme empfänglich und lenksam für ihre Zwecke zu machen. Die rohe Natur des Menschen

erscheint auch in den rohen Tönen und Geberden; ebenso die feinere Natur in feineren Tönen. Der Verfasser hat Hirtenkinder unterrichtet, welche von Jugend auf beinahe ohne alle menschliche Bildung waren und deshalb in ihrer Stimme mehr Ähnlichkeit mit einem Tiere als mit einem Menschen hatten.

Die richtige und angenehme Aussprache der Wörter entscheidet ebenfalls äußerst viel für das Ästhetische des Vortrags. Man spricht gewöhnlich nicht nur die Doppellauter, zumal in unsern Gegenden, höchst unvollkommen und fast gar nicht aus, sondern man verdirbt manche Wörter ganz. Man sagt: „Ehl“ für „Öhl“, „schen“ für „schön“, „mid“ für „müde“, „trib“ für „trübe“, „unne“ für „unten“, „gegebe“ für „gegeben“ u. s. w. Wie viel schöner klingt aber die Sprache, welche die richtige Aussprache von „ä, ü, ö und eu“ hören läßt; wie viel sanfter, wo das „n“ bei den Endsilben gehörig angewendet wird, z. B.: diese „schönen, duftenden Blumen“ für diese „schöne, duftende Blumme“; „haben Sie die Güte“ für „habe Se die Git“ u. s. w. Nur hat man sich hierbei auch wieder zu hüten, daß man nicht affektiert erscheint. Manche lassen das „n“ am Ende der Sylben so stark hören, daß es höchst unangenehm und widrig klingt. Andere nehmen eine ganz fremde, oft keineswegs richtige Mundart an, sprechen in unsern Gegenden, wie man in Sachsen und Westfalen zu sprechen pflegt, z. B.: „Jott“ für „Gott“, „Gärtneer“ für „Gärtner“ u. s. w. Oder auch man gewöhnt sich eine Aussprache an, die nirgends üblich ist, z. B.: „mäein“ für „mein, „häeilig“ für „heilig“, „Boeute“ für „Beute“, „Loeute“ für „Leute“, „oeuch“ für „euch“. Überhaupt ist nirgends auch hierin die Unnatur so häufig als auf der Kanzel. Viele Prediger schnarren absichtlich; andere verwechseln die Vokale völlig,

sprechen: „Lübe“ für „Liebe“, „gegäben“ für „gegeben“, „begroben“ für „begraben“, „Kloube“ für „Glaube“, „hoben“ für „haben“.

2) Zum Ästhetischen des Vortrags gehört ferner eine gewisse Geläufigkeit und Gewandtheit der Sprache (volubilitas verborum), welche sich in den rasch und sicher aufeinander folgenden Worten und Redensarten ohne Anstoß, ohne Stocken, ohne Schlucken an Tag legt, und den Zuhörer aller ängstlichen Verlegenheit überhebt. Es giebt nämlich für denselben nicht leicht etwas Störenderes in seiner Andacht, als wenn er jeden Augenblick befürchten muß, den Prediger stocken zu sehen, und außerdem hebt diese Fehlerhaftigkeit und Ungeläufigkeit der Sprachorgane allen oratorischen Effekt auf, weil gerade der Fluß der Rede dazu gehört. Nun ist zwar nicht zu leugnen, daß die Volubilität der Zunge eine natürliche Anlage ist; allein ebenso wenig kann in Abrede gestellt werden, daß jenes Stocken und Schlucken des Predigers oft aus übeln Angewohnheiten, aus Schüchternheit und dann hauptsächlich aus Mangel an gehöriger Vorbereitung entspringt. Wer seinen Vortrag entweder gar nicht oder unvollständig memoriert hat, oder wer sein Konzept ablieſt, wird es nie zu jener freien und gefälligen Geläufigkeit des äußern Vortrages bringen. Man trifft Geistliche an, die jedesmal so lange eine Pause machen, oder das letzte Wort wiederholen, bis sie sich in ihrem vorliegenden Papier wieder eingefunden haben. Der Anfänger muß daher, bis er zur gehörigen Sicherheit der Rede gelangt ist, seinen Vortrag möglichst geläufig memorieren und, wenn er allenfalls einmal anstoßen sollte, nur nicht erschrecken und schweigen, sondern rasch fortfahren, selbst wenn sich im Augenblicke nicht der rechte Ausdruck finden, und wenn der Faden wirklich abgebrochen sein sollte.

Beiläufig gesagt, ist auch diese Geläufigkeit der Sprache das sicherste Mittel gegen das sogenannte Steckenbleiben. Nur das Stocken, das Schweigen des Sprechers setzt den Redner und die Zuhörer in die peinlichste Verlegenheit und vollendet endlich das völlige Irrewerden. Spricht man aber fort, und wenn selbst aller Zusammenhang fehlt, so wird das oft kaum bemerkt, und man kann sich wieder sammeln und zurechtfinden. Übrigens können freilich besondere Umstände eintreten, die jeder Kunst trotzen. So blieb ein Demosthenes vor dem König Philipp von Macedonien stecken; Origenes mußte in Jerusalem von der Kanzel gehen, und selbst der kühne Luther gesteht, er müsse jedesmal ein Kreuz vor sich machen, wenn Melanchthon und andere Gelehrte in der Kirche wären.

Zur Schönheit des Vortrages gehört 3) Natürlichkeit und Ungezwungenheit des ganzen Vortrages. Als Grundprinzip dieser so wichtigen und doch so häufig verletzten Regel nehmen wir mit Recht an: es giebt schlechthin keinen Kanzelton, sondern jeder Prediger muß seiner natürlichen Stimme treu bleiben. Jede männliche und gesunde Stimme ist entweder Baß, Tenor oder Bariton, und was die Natur gewollt hat, soll und kann keine Kunst ändern wollen. Versucht man dennoch das Gegenteil, so entsteht Unnatur, Gezwungenheit und mit derselben eine Reihe störender Folgen. Der Verfasser kennt nicht wenige Prediger, die im gewöhnlichen Leben recht angenehme Stimmen haben, wenn sie aber die Kanzel betreten, kaum mehr erkennbar sind, so verändert ist die Stimme. Sie gehen von der falschen Ansicht aus, auf der Kanzel müsse gepredigt werden, die Kanzel erfordere einen besondern Ton und man dürfe nicht seine gewöhnliche Stimme beibehalten. Es findet aber gerade das Gegenteil

ſtatt. Die natürliche Stimme ſoll beibehalten, es ſoll nicht gepredigt, ſondern geredet werden, ganz ſo, wie im gewöhnlichen Leben, nur, wo es ſein muß, ſtärker, lebendiger. Wie die Sprache überhaupt, alſo muß der Ton in allen ſeinen Schwingungen natürlich und ungezwungen erſcheinen. Der ſo häufig vorkommende halb ſingende Ton, jene Unnatur, den Anfang eines Satzes ſchwach und das Ende desſelben ſtark zu betonen, jenes falſch Pathetiſche endlich, wobei man den Text z. B. ebenſo deklamiert, wie die wärmſte Stelle, das alles iſt Unnatur und muß ſchlechthin verbannt werden.“ „In omni voce, ſagt Cicero, (De Orot. L. III, C. 61) est quoddam medium, sed suum cuique voci; hinc gradatim ascendere vocem utile et suave est. Nam a principio clamare, agreste quiddam est. — Deinde est quiddam contentionis extremum — —. Haec varietas, et hic per omnes sonos vocis cursus, et se tuebitur, et actioni afferet suavitatem“.

Das Äſthetiſche des Vortrags wird vollendet 4) durch das, was man Feuer und Lebendigkeit der Deklamation nennt, und ſich in dem raſchen Schwunge der Stimme in den verſchiedenartigſten Tonarten und in dem tief aus der Bruſt entquellenden Strome der Rede offenbart. Dieſes Feuer muß jedoch in dem Innern des Redners glühen und ſich von ſelbſt in das Äußere ergießen; auch muß man ſehr vorſichtig ſein, daß es die goldne Mitte nicht überſchreite, und in übermäßiges Schreien und Poltern, gewöhnlich von auffallender Röte des Geſichtes, funkelnden Augen und nicht ſelten von verzerrten Zügen des Mundes und der Naſe begleitet, ausarte. „Observandum erit etiam, ut recta sit facies, ne labra distorqueantur, ne immodicus hiatus rictum distendat.“ (Quinct. L. I, C. 10. Goldhorn: Über homiletiſche Verwöhnungen, Leipzig 1816).

2. Kapitel.

Von der Aktion.

§ 72.

Natur und Wesen der Aktion.

Die Aktion (Geberdensprache) ist jene Sprache, welche der Geist des Menschen vermittelst des ganzen Körpers, der Arme und Hände, der Bewegungen des Kopfes und der Mienen redet, oder die mit dem Gemüte und dem Gemütszustande übereinstimmende Bewegung des Körpers, der Mienen und Gebärden; eine Sprache, die nie fehlen kann, wenn Gefühl da ist, die aber oft sehr mangelhaft erscheint.

Es ist früher im allgemeinen schon der genaue Zusammenhang der Gebärdensprache mit den Bewegungen des Gemütes angegeben worden, und wir haben hier nur noch folgendes zu bemerken. Ohne alle Aktion in dem angegebenen Sinne ist keine Tiefe und Stärke der Empfindung denkbar, und wo daher gar keine Aktion stattfindet, ist in der Regel auch keine innere Bewegung, kein Gemüt vorhanden. Daher giebt es denn auch, in Beziehung auf den Redner und Prediger, bei den Zuhörern keine, oder doch eine sehr geringe Aufregung der Empfindung, wenn der Sprecher unbeweglich dasteht, und insofern ist die Aktion eine wesentliche Bedingung der Rede. Wessen Haupt und Brust sich nicht hebt, wenn er von der Erhabenheit Gottes oder von der Ewigkeit spricht, wessen Auge nicht nach oben sieht, wenn er betet, wessen Blicke nicht glänzen, wenn er die Kraft des göttlichen Wortes schildert, und wessen Blicke sich nicht trüben, wenn er von dem Laster redet, wessen Arme und

Hände endlich sich nicht bei dem Gebet erheben und falten, bei der Freude winken, bei dem Unwillen abstoßen: der fühlt wirklich wenig oder gar nichts, und ist also auch nicht zum Reden geboren. Ein anderes ist aber nun freilich die Art und Weise, wie sich die Aktion gestaltet; denn sie kann lebendig und doch sehr fehlerhaft sein. Eine Anleitung zur Aktion hat es daher nur mit ihrer echten Natur und Beschaffenheit zu thun, kann aber nie das gefühllose Wesen agieren lehren. Bei meinen Schülern habe ich daher jederzeit alle Aktion verboten; sie mußten ihre Hände ruhig liegen lassen, bis eine innere Bewegung sie von selbst hob und sie auch in den meisten Fällen richtig leitete. Verfährt man nicht also, und versucht den Schülern die Aktion anzulehren, so entsteht die widerlichste Unnatur, ein leeres, erbärmliches Fechten und Streiten mit den Armen, was nicht selten in das wahrhaft Lächerliche ausartet. Deswegen sind denn auch die meisten Deklamierübungen auf Schulen nur hindernd und störend für die wahre Aktion. Die Kinder haben noch zu wenig Selbständigkeit und Unbefangenheit, um sich frei ihren Gefühlen zu überlassen, und so werden sie wie Marionetten abgerichtet und heben zuweilen den Fuß, statt der Hand oder des Kopfes. Die eigentliche Schule der Aktion ist die Annahme einer edlen Selbständigkeit und Freiheit und die Entbindung des Gemüts von aller Ängstlichkeit, Blödigkeit und Furcht, und die Hilfe des Lehrers und der Kunst kann nur darin bestehen, daß das frei sich entfaltende Gemüt den edelsten Ausdruck in Mienen und Gebärden gewinne. Die in neueren Zeiten herrschend gewordenen Deklamierübungen der Jugend in Schulen möchten daher großer Modifikationen bedürfen, wenn sie nicht mehr schaden als nützen sollen. Eine gewisse Unnatur, die sich hier festsetzt, wird späterhin schwer abzulegen sein.

§ 73.

Allgemeine Bedingungen der Aktion.

Soll die Aktion ihrer Natur und Eigentümlichkeit entsprechen und wirklich eine Geberden- und Mienensprache sein, so muß dieselbe natürlich, angemessen und edel, entschieden und eigentümlich, einfach und gemäßigt erscheinen. Unter diesen Kategorien lassen sich wohl die wichtigsten Regeln der Deklamation zusammenfassen.

1) Jede Aktion sei der reinste und edelste Ausdruck der ihr zum Grunde liegenden Empfindung. Es lassen sich nämlich, obgleich, wie Cicero bemerkt: „omnis motus animi suum quendam a natura habet vultum“, doch so viele Grade und Abstufungen der Aktion denken, als es Grade und Abstufungen der menschlichen Bildung giebt. Der rohe Landmann wird seine Empfindung anders an Tag legen, als der gebildete, feine Weltmann, und die Kunst wird daher hier notwendig der Natur zuhilfe kommen müssen. — Rein und edel ist nun der Ausdruck der Empfindung in der Aktion, wenn er ohne alle Künstelei und ohne Zwang, frei und geschmackvoll dasjenige bezeichnet, was eben bezeichnet werden soll. Bei dem Gebete z. B. falten sich natürlich die Hände, der Blick ruht zuweilen andächtig am Himmel, alle Mienen bezeichnen Demut, Liebe, Andacht. In einer zitternden, krampfhaften Stellung hingegen zu verharren, den Blick starr nach oben zu richten, die Mienen zu entstellen, den Kopf zu verdrehen, ist unedel, affektiert, widrig. Bei der andringenden Ermahnung öffnen sich die Arme von selbst, als wollten sie die Herzen der Zuhörer umfassen und festhalten; diese Bewegung aber nun zu weit treiben, die Arme bis zur weitesten Entfernung öffnen, ist

unnatürlich, widrig. Eben so gehört zum Unedeln der Aktion: die Faust zu ballen, mit dem Zeigefinger zu deuten, auf die Brust, auf die Kanzel zu schlagen, sich zu weit vor- und rückwärts zu biegen, Gebärden nachzuäffen, und überhaupt alle Bewegungen, Mienen und Gebärden, welche eine unedle Leidenschaft bezeichnen. Die Kanzel ist die ehrwürdigste Stelle, welche man einnehmen kann, und so müssen auf ihr auch die feinsten Gesetze des äußern Anstandes gelten. Jede Nachlässigkeit, jedes heftige, wilde Drehen und Wenden, jedes allzufreie Auf- und Hinwerfen u. dgl. m. ist durchaus unschicklich. Daher sind gewisse Gebärden, als Kopfnicken, Kopfschütteln, Naserümpfen, Lächeln, Winken mit den Händen, Faustballen, mit dem Zeigefinger hindeuten, das Fingerlegen an die Nase schlechthin verwerflich.

2) Man agiere nicht zu viel. Es giebt viele Prediger, welche glauben, dasjenige, was ihnen an Tüchtigkeit abgeht, durch die Menge der Aktion ersetzen zu müssen. Besonders gilt dieses von Anfängern, die da meinen, jedes Wort, das sie sprechen, müsse mit dem ganzen Körper, mit Händen und Füßen verfochten werden. Nach richtigen Grundsätzen der Aktion und Emotion kann nur da eine Bewegung im Äußern stattfinden, wo eine Bewegung im Innern vorausgegangen ist; der ruhig erzählende Ton duldet daher auch nur eine sehr spärlich angebrachte Aktion; der betende Ton eine sehr einfache, und nur das Feuer der Rede wird stärkere Äußerungen hervorbringen. Der Anfänger ist meist mit seinen Armen in einer gewissen Verlegenheit. Diesem raten wir, sie ohne Gezwungenheit an den Pult der Kanzel zu legen.

3) Man vermeide alles, was eine gewisse Unsicherheit des Benehmens und eine gewisse Verlegenheit verrät. Häufig wissen die Prediger nicht, wie sie beim Anfange ihrer Er-

scheinung auf der Kanzel, ehe noch der Gesang beendigt ist, die Zeit, ihre Hände u. s. w. hinbringen sollen; sie räuspern sich daher, gebrauchen das Taschentuch, und bemühen sich, etwas zu finden, was eine gewisse Beschäftigung gewährt. Daß dieses unschicklich ist, braucht wohl nicht erinnert zu werden; allein was dafür zu thun sei, ist eine andere Frage. Die angemessenste und natürlichste Stellung eines Predigers, ehe der Gesang beendigt ist, scheint uns die betende mit gefaltenen Händen zu sein, ruhig vor sich hinsehend, ohne mit seinen Blicken herumzuschweifen und neugierig die Zuhörer zu mustern. Ebenso hüte sich der Prediger, während der Rede allzusehr auf seine Aktion zu achten. Abgesehen, daß denselben ein viel reineres Gefühl im Augenblicke beseelen und die Aktion, bei gehöriger Vorübung, von selbst leiten soll, entsteht hierdurch Gezwungenheit und Steifheit.

4) Man sei vorsichtig in der Nachahmung anderer. So nützlich und wesentlich notwendig nämlich die Beobachtung guter Muster ist, so verschieden sind doch die Aktionen in Beziehung auf das Individuelle. Ein langer, hagerer Körper kann unmöglich dieselben Bewegungen überall machen, die eine kleinere und stärkere Figur recht gut kleiden. („Sed optimum erit ex aliis exemplum sumere, et quod decorum conspexeris, imitari, et quod indecorum vitari, habita tamen semper ratione personae; neque enim eadem decent omnes, vel ob ingenium diversum, vel ob qualitatem adjunctam. Neque enim eadem decuissent Catonem et Ciceronem etc. Itaque non statim decet juvenem quod senem, simplicem sacerdotem, quod Episcopum, monachum et non monachum.“ Erasmus in s. Ecclesiastes L. III. Quinct. L. XI, C. 3.) Auch das Alter macht hier einen sehr wesentlichen Unterschied. Jünglinge treiben die Nachäffung angesehener Muster oft

bis zum Lächerlichen; sogar ein gewisses Hinken großer Kanzelredner soll man nicht unnachgeahmt gelassen haben.

5) Eine Hauptregel für den christlichen Redner hinsichtlich seiner ganzen Aktion ist Bescheidenheit und Natürlichkeit. Man muß es dem Manne, der in der Mitte der andächtigen, in diesem Augenblicke gewiß größtenteils für das Bessere gewonnenen und heilsbegierigen Versammlung der christlichen Gemeinde auftritt, schon an seinem ganzen Wesen ansehen, daß ein hoher Ernst, ein tiefes Gefühl und ein allerdings sehr schwieriges Geschäft ihn hierher führe, und daß er weit davon entfernt sei, auf eigene Kräfte zu trauen, sondern mit Überzeugung einen höheren Helfer anrufe. („Nescio quo pacto magis in studiis hominum timor, quam fiducia decet; multum sanguinis, multum sollicitudinis in ore magna ornamenta recitantis.“ Plinius, L. V. Ep. XVII. Auch Cicero schreibt sich eine große Furcht zu „quem mihi natura pudorque meus attribuit“. Vgl. dessen Rede pro Sext. Rosc. Amer., c. 4). Um so mehr ist aber auch von dem Geistlichen ein natürliches, ungekünsteltes Wesen zu verlangen, und jede erkünstelte Manier, jede theatralische Bewegung, jede Kleinigkeitssucht ist in hohem Grade unanständig und dem Wesen eines christlichen Geistlichen zuwider. Wer Tanzmeister und Komödianten verlangt, kommt wahrlich nicht in die Kirche; und wer durch solchen Unfug zu gefallen sucht, ist noch weit vom Reiche Gottes.

§ 74.

Spezielle Bedingungen der Aktion.

Die speziellen Bedingungen der Aktion beziehen sich auf die Haltung des ganzen Körpers und des Kopfes, dann auf die Mienen, auf die Bewegung der Arme und der Hände.

Was 1) die Haltung des ganzen Körpers betrifft, so müssen folgende Regeln bemerkt werden. a) Der Gang nach der Kanzel sei würdevoll und ernst, also ganz im Sinne der großen Angelegenheit, die es wirklich gilt; ein allzu rasches Laufen verrät Leichtsinn und Gefühllosigkeit und wirkt überaus abstoßend auf die Zuhörer. Indessen hüte man sich auf der anderen Seite vor einem zu langsamen Gehen, denn das erscheint erzwungen. Also in würdiger Haltung, nicht halb hüpfend oder laufend, oder in unmäßig kleinen Schritten trippelnd, oder halb gekrümmt, oder in einer Tanzmeistermanier erscheine der Geistliche auf der Kanzel. Will der feinere Takt nicht gleich gelingen, so hüte man sich wenigstens vor allem Gezwungenen. Man bedauert vonseiten der Gemeinde weniger das nicht ganz Gelungene und nicht ganz Vollkommene, als das Unnatürliche und Auffallende. (Der Verfasser sah einst einen Geistlichen so rasch vor den Altar rennen, daß der Mantel, welcher notwendig in eine fliegende Bewegung kommen mußte, mit seinem Ende noch beinahe im Kanzelstuhle sich befand, während der eifrige Beter schon an seinem Ziele angelangt war.) b) Über die erste Stellung des Geistlichen auf der Kanzel haben wir schon bemerkt, daß die betende, mit gefaltenen auf dem Kanzelpulte ruhenden Händen die natürlichste sei; indessen kann man auch eben so natürlich und anständig nach dem ersten, stillen Gebete, von dem man sich langsam aufrichtet, die Hände auf der Brüstung der Kanzel ruhen lassen. Hier aber gerade ist es, wo die Verlegenheit für viele Prediger beginnt; der Gesang ist noch nicht beendigt, und es ruhen alle Blicke auf dem Geistlichen. Man hilft sich daher in der Regel auf eine sehr unschickliche Weise; man hustet, räuspert sich, zieht das Taschentuch hervor, blickt nach der Uhr, blättert in einem Buche, oder blickt neugierig in der Kirche herum.

Lauter Unanständigkeiten, die sich für diesen Augenblick nicht passen. c) Während des Vortrags selbst ruhe der Körper in einer etwas aber sanft vorgebogenen Stellung. Eine zu steife und zurückgebogene Haltung ist ebenso widrig als eine zu nachlässige. Erfordert es nun die Rede, so wird sich der Körper mehr vorwärts beugen, auf die rechte oder linke Seite lehnen, oder etwas zurücktreten; nie aber darf der Körper sich hin und her wiegen, sei es nun vorwärts und rückwärts oder seitwärts, und nie dürfen die Bewegungen allzu lebhaft und rasch sein, so daß man sich z. B. weit über die Brüstung der Kanzel vorbeugt, oder daß man sich von einer Seite auf die andere herumwirft. d) Wie in der ganzen Haltung des Körpers Anstand und Würde vorherrschen müssen, so darf sich der Geistliche auf der Kanzel niemals gewisse Nachlässigkeiten erlauben, z. B. sich mit verschlungenen Armen auflehnen, oder sich mit dem Ellbogen stützen und in dieser Stellung einige Augenblicke beharren.

Mit der Haltung des ganzen Körpers steht die des Kopfes in genauer Verbindung. Dieser nämlich darf weder gesenkt, noch zurückgeworfen, weder unstät hin und her sich wendend, noch steif erscheinen. Senkt das Alter den Kopf, dann erscheint der würdige Geistliche noch ehrwürdiger; senkt man aber aus Affektation das Haupt, so knüpft sich leicht daran die Vorstellung von unlauteren Nebenabsichten; denn der Geistliche soll nie etwas scheinen, sondern immer nur der rechte Mann sein. Der Kopf darf überhaupt nur einen allgemeinen, nie aber einen unmittelbaren und speziellen Anteil an der Aktion nehmen. Jede stärkere Betonung der Worte mit dem Drucke des Kopfes bezeichnen zu wollen, den Kopf schütteln, mit dem Kopfe nicken, oder gleichsam mit dem Kopfe den Takt schlagen, sind durchaus verwerfliche

Dinge. Wer in der Aktion Unterricht erteilt hat, wird wissen, wie schwierig die richtige Haltung des Kopfes ist, und wie sie nur mit Anstrengung gelingt.

Gleich wichtig und schwierig ist die richtige Haltung der Mienen und Blicke. „Sed in ore sunt omnia. Animi est omnis actio, et imago animi vultus est, indices oculi. Nam haec est una pars corporis, quae, quot animi motus sunt, tot significationes et commutationes possit efficere. — Quare oculorum est magna moderatio. — Oculi sunt, quorum tum intentione, tum remissione, tum conjectu, tum hilaritate, motus animorum significemus apte cum genere ipso orationis. — Quare in hac nostra actione secundum vocem vultus valet.“ (Cic. de Orat. L. III, C. 59.) In dem Blicke und im ganzen Gesichte des Predigers muß sich eine hohe und innige Andacht, mit sicherer Ruhe verbunden, an Tag legen; zwischendurch muß eine edle Heiterkeit und Liebe schimmern; wie ein Vater unter seinen Kindern, wie ein recht treuer Freund unter heißgeliebten Freunden, so liebevoll, so sanft, so ruhig, so heiter, so seiner Sache ganz gewiß erscheine der Prediger in seiner Gemeinde. Ein so freundlicher Bote der Liebe kann nicht finster sein; selbst der Kummer und die Leiden müssen sich in sanfte Ergebung verklärt haben; ein so für das Höchste und Heiligste ausschließend lebender und wirkender Haushalter über Gottes Geheimnisse kann keine Spuren von Leidenschaften und Lastern in seinen Mienen tragen; der Friede Gottes, den er bringt und bringen soll, muß von seinem Antlitz strahlen; selbst wenn er noch nicht den Mund zur erbaulichen Rede geöffnet hat, muß man schon im Blicke und in den Mienen die Erbauung finden. Freilich ist das sehr schwer, aber auch auf der anderen Seite sehr leicht. Es kommt nämlich alles auf das Herz an, das hinter diesen

Mienen schlägt. Wer das nicht glaubt, was er lehrt, und nicht thut, was er als Pflicht aufstellt, wird in seinen Mienen bald verraten sein. Deswegen soll sich der Geistliche erst selbst machen, bevor er andere zu etwas machen will. — Bei dem Gebete hebe sich der Blick langsam nach oben und ruhe in mittler Höhe, ja nicht allzu hoch und auch nicht allzu starr, weil das auf die unten sitzenden Zuhörer einen widrigen Eindruck macht, und das Natürliche verletzt wird. Im Anfange der Rede schweife der Blick sanft über die Zuhörer hin, und eher male sich darin eine gewisse Schüchternheit, als leichtsinnige Zuversicht. Bei allen lebhaften Äußerungen des Gefühls erhebe sich das Auge zum Himmel, immer aber sanft und mäßig. Üble Angewohnheiten, als das Zudrücken der Augen, das finstere Zusammenziehen der Augenbrauen, das Verbeißen der Lippen, unangenehme Stellungen des Mundes und der Nase müssen mit Hilfe eines kritischen Freundes abgelegt werden.

Über die Bewegung der Arme und Hände (nicht aber der Finger, die in der Gestikulation gar keine Rolle für sich spielen dürfen), hat man viele Regeln, die aber aus der Theorie schwer zu erlernen sein möchten. Nach den Gesetzen der plastischen Form ist die Wellenlinie Norm. Hiernach dürfen die Arme weder in einer zirkelrunden noch in einer eckigen Stellung erscheinen, sondern in einer halb runden, halb geöffneten, so daß auf der einen Seite kein scharfer Winkel, aber auch auf der anderen Seite keine zu weite, gespannte Ausdehnung und kein gerades Ausstrecken der Arme hervorkommt. Bei dem Aufheben der Arme muß sich der ganze und nicht bloß der Vorderarm heben; aber die Arme dürfen sich nicht über die Höhe der Augen erheben, und nicht unter die Brust herabsinken. „Tolli manum artifices supra oculos, demitti infra pectus vetant.“

(Quinct. L. XI, C. 3) Mit den Armen und Händen wird übrigens überaus viel bezeichnet. (Cicero nennt die Hand telum orationis.) Bei der andringenden, herzlichen Ermahnung öffnen sich die Arme, so, als wollte man den Freund umfangen; bei höherer Bewegung ruhen sie auf der Brust, so, als wollten sie die Fülle, die da innen wohnt, tragen helfen; bei der höchsten Bewegung erheben sie sich zum Himmel, als wollten sie dessen Hilfe und Beistand herabziehen oder andeuten, daß nur da oben die Realität dieser Bewegung zu suchen sei. In vielen Fällen agiert nur eine Hand; aber immer die rechte, nie die linke. Bei einer ruhigen Zergliederung einer Wahrheit ist insbesondere die rechte Hand thätig und zwar ganz in der Stellung, als legte sie wirklich etwas vor oder dar. Wo der Redner etwas Wünschenswertes schildert, erheben sich beide Arme, die innere Fläche der Hände aber ist dem Redner zugewendet; wo hingegen der Redner etwas Verwerfliches schildert, erheben sich die Hände in derselben Richtung; aber die innere Fläche der Hände ist von dem Redner abgewendet. Bei feierlichen Beteuerungen erhebt sich bloß die rechte und verweilt in einer mäßigen Höhe. Bei der Frage tritt der Redner etwas zurück und die Hände sinken kreuzweise unter der Brust zusammen. Für alle Situationen lassen sich indessen keine Vorschriften geben. Nur das werde hier noch bemerkt: eine jede Aktion sei der edelste Ausdruck der ihr zugrunde liegenden Bewegung und dabei so ungezwungen und einfach als möglich. Mit den Händen daher krampfhaft zu zittern, die Faust zu ballen, mit der Hand heftig auf die Kanzelbrüstung zu schlagen, mit dem Finger zu drohen, die Finger auseinander zu spreizen, den Daumen einzudrücken u. s. w. sind Unschicklichkeiten, die entfernt werden müssen, so wie es überhaupt keinen Sinn für Aktion verrät, wenn man stets eine

und dieselbe Bewegung mit den Händen macht. — Nichts läßt sich übrigens weniger aus Theorieen allein erlernen, als die Aktion, zumal da eine und dieselbe Gestikulation kaum für zwei Individuen paßt. Hier bleibt nichts übrig, als eine gute praktische Anleitung, wobei jedes Individuum nach seiner Eigentümlichkeit behandelt wird. Noch besser ist es indessen, wenn sich mit der praktischen Anleitung ein gutes Muster verbindet.

§ 75.

Von den Mitteln zur Bildung der körperlichen Beredsamkeit.

Insofern, als die körperliche Beredsamkeit nur auf innerer Bewegung des Gemüts beruht und überall naturgemäß hervortritt, wo eine solche vorhanden ist, kann auch nur von innen heraus auf die richtige Deklamation und Aktion eingewirkt werden, und alle Bildung muß daher am Innern anfangen. Insofern hingegen, als wirkliche Äußerungen des innern Lebens in Sprache, Ton und Gebärden doch weder deutlich und bezeichnend genug, noch ästhetisch und würdevoll erscheinen können, muß eine äußere Bildung zuhilfe kommen, welche in Bildung der Sprachorgane, in allgemeiner Bildung zur feineren äußeren Sitte, in besonderen Deklamierübungen und im Studium der Theorie besteht.

Genau genommen kann die körperliche Beredsamkeit (Deklamation und Aktion) nur von innen heraus gebildet werden, d. h. eine gute Deklamation und Aktion können nicht äußerlich erlernt werden, sondern müssen, im Innern des Menschen wurzelnd, von selbst hervortreten; denn es ist zur Genüge dargethan worden, daß, wo im Gemüte nichts lebt und wirkt, im Äußeren auch nichts hervortreten kann. Ein

lebendiges Gefühl, eine rege Phantasie, warmer Eifer für das Gute, Begeisterung zu wirken für das Wahre und Gute, genährt an den Meisterwerken der Prosaiker, Dichter, Redner und Künstler jeder Art, das sind die ersten Gegenstände, die bei der Bildung des Redners berücksichtigt werden müssen. Hierzu muß aber von früher Jugend an beigetragen werden (vgl. meine Schrift: die Schule der Geistlichen, oder Ansichten und Vorschläge, eine zweckmäßigere Erziehung der evangelischen Geistlichen betreffend, Gießen 1818), und was in der ersten Erziehung des Menschen vernachlässigt worden ist, läßt sich in der Folge schwer ersetzen. Dasselbe gilt auch von jener feineren äußeren Bildung, die überall mit edler Freiheit, Würde und Sicherheit aufzutreten vermag. Sie wird späterhin nur mühsam ersetzt. Indessen darf doch auch unter Voraussetzung dieser inneren Bildung eine äußere nicht fehlen, weil das regste Leben sich undeutlich und nicht genug bezeichnend, oder unästhetisch und unwürdig äußern kann; ja es ist bei den lebendigsten Gemütern oft eine um so größere äußere Nachhilfe nötig. Diese äußere Bildung umfaßt zunächst die Sprachorgane und ihre angemessene Thätigkeit; dann die äußere Haltung und Stellung im ganzen; endlich den richtigen und schönen Ausdruck im Tone und in jeder einzelnen Bewegung des Kopfes, der Augen, der Arme, Hände u. s. w. Daß hier viel zu leisten ist, spricht für sich selbst, und daß diese innere und äußere Bildung nicht dem Zufalle überlassen bleiben kann, sondern methodisch angestrebt werden muß, leidet keinen Zweifel. Und die Sache ist nicht unausführbar, es ist vielmehr für den Verfasser dieses eine Thatsache der Erfahrung, daß man außerordentlich viel bewirken kann, wenn man will und den rechten Weg zum Ziele einschlägt. Ich erlaube mir daher hier, statt alles weiteren, in der Kürze die Art und Weise

anzugeben, wie ich an dem Seminarium in Herborn die Deklamationsbildung einzuleiten versucht habe. Der Anfang wurde mit bloßem Lesen gemacht, und zwar mit Lesen prosaischer Stücke, einzig und allein in der Absicht, um daran die Deutlichkeit des Vortrags zu erlernen. Da die Übungen in einer ziemlich großen Kirche stattfanden, so wurde die möglichst weite Entfernung zwischen dem Vorleser und dem Lehrer gewählt, um der Stimme die gehörige Stärke zu geben. Von Betonung und Modulation war dabei noch keine Rede, sondern es wurden nur diejenigen Punkte berücksichtigt, welche oben in der Lehre von der Deutlichkeit ausführlich dargethan worden sind; es wurde also vorzugsweise die Stimme, die Verständlichkeit der Aussprache, das genaue Artikulieren, die richtige Beobachtung der Pausen und die Ökonomie der Stimme berücksichtigt. Nach langen und fleißigen Übungen in diesen Stücken wurde zum Lesen poetischer und rednerischer Stücke übergegangen und dabei nun alles beobachtet, was die Richtigkeit und die Schönheit des Vortrags erfordert. Daß die erste Aufgabe, die Deutlichkeit fortwährend im Auge behalten, und daß die Wahl der vorzutragenden Stücke methodisch nach den verschiedenen Graden der Deklamation eingeleitet wurde, versteht sich von selbst. Nun erst schritt man zu wirklichen freien Vorträgen mit Aktion, und hierbei kam man natürlich stets wieder auf einzelne Fehler zurück. Über den Erfolg steht mir kein Urteil zu, nur das darf ich bemerken, daß ich glaube, nicht umsonst gearbeitet zu haben. Wie dem aber auch sei, dergleichen Übungen dürfen nicht fehlen, soll etwas Besseres hervorkommen. Die sich selbst überlassene Natur gerät auf zu viele Abwege, und oft ist es nur eine zarte Biegung, welche man der Stimme, dem Anstande, dem ganzen Benehmen zu geben nötig hat, um einen ganz anderen Vortrag

hervorzubringen. Ein Jüngling, welcher daher keine Gelegenheit hat, solchen Übungen beizuwohnen, ist übel beraten, wie sehr er sich auch bemüht, etwas Besseres zu leisten. In keinem Falle darf indessen das Studium der Theorie vernachlässigt werden, und wenn auch damit das Vollkommene nicht erstrebt zu werden vermag, so wird doch vielem Fehlerhaften vorgebeugt.

Zweiter Abschnitt.

Der evangelisch-christliche Geistliche als Katechet, oder die Katechetik.

Einleitung.

§ 76.

Begriff der Katechetik.

Die Katechetik in ihrem etymologischen Sinne ist die Wissenschaft vom Unterricht, und daher völlig gleichbedeutend mit Didaktik überhaupt. In der christlichen Kirche versteht man indessen, nach einem altherkömmlichen Gebrauche, unter Katechetik die Wissenschaft vom Unterrichte der Anfänger im Christentum, und da dieses bei uns in der Regel Kinder, oder doch Jünglinge und Mädchen sind, so versteht man denn unter Katechetik die Wissenschaft vom Unterricht der Jugend in den Lehren des Christentums. Die Katechetik zerfällt in eine allgemeine und spezielle, oder in eine pädagogische und

kirchliche. In vorliegender Abhandlung haben wir es lediglich mit letzterer, oder mit derjenigen zu thun, welche zum Dienste des Geistlichen als solches gehört, die man auch Predigerkatechetik zu nennen pflegt.

Der Begriff von Katechetik, und so denn auch ihr Umfang, hat sich im Laufe der Zeit völlig verändert. Der Ausdruck „*κατηχεῖν*“ bezeichnet ursprünglich hallen, wiederhallen, umhallen, von *ἦχος* der Schall, Ton, Laut. Bei der Unterrichtsmethode indessen, nach welcher man die Schüler nachsprechen ließ, was der Lehrer vortrug, bekam das Wort „*κατηχεῖν*“ die Bedeutung: unterrichten, belehren. Der später mit dem Ausdruck „*κατήχησις*“ verbundene Nebenbegriff: durch Frage und Antwort unterrichten, wie es bei uns üblich ist, liegt durchaus nicht in der Ethymologie des Wortes, und nach der eben angegebenen Methode der „*γραμματίσται*“ war der Lehrer eigentlich der „*κατηχούμενος*“ und die Schüler die „*κατηχεταὶ*“, so wie z. B. in dem ältesten Katechismus der evangelischen Schweiz, von Leo Judä, der Katechumen fragt und der Katechet Antwort giebt. Im N. T. bezeichnet „*κατηχεῖν*“ den Unterricht im Christentum überhaupt. (Vgl. Luk. 1, 4. Apg. 18, 25. Röm. 2, 18. 1 Kor. 14, 19. Gal. 6, 6.) Dasselbe gilt von den Kirchenvätern. Der *λόγος κατηχητικὸς* des Gregor von Nyssa ist ein Lehrbuch der christlichen Glaubenslehre überhaupt, so wie die *κατηχήσεις* Cyrills von Jerusalem Vorträge über das Christentum enthalten, wovon später die Rede sein wird. Erst durch Augustins Schrift: de catechizandis rudibus bekam die heutige Katechetik ihren Sinn, nämlich als Belehrung der Anfänger im Christentum. Bei uns sind das nun in der Regel Kinder oder Jünglinge und Mädchen, und so hat sich denn

der im Paragraphen gegebene Begriff von Katechetik gebildet.

Da indessen der Religionsunterricht auch der Schule und der Erziehung überhaupt angehört und einen wesentlichen Teil der allgemeinen Pädagogik ausmacht, so unterscheidet man diese allgemeine Katechetik von der besondern, welcher der Geistliche als solcher teils in den öffentlichen Schulen, teils beim Unterricht der Konfirmanden, teils bei nachherigen öffentlichen Katechisationen anzuwenden hat. Von dieser letzten handelt es sich hier; denn wie wir den Geistlichen als Prediger nicht besser darstellen zu können geglaubt haben, als vermittelst der Homiletik, so glauben wir auch in der Katechetik den sichersten Weg zu finden, den Geistlichen als Katecheten zur klaren Anschauung zu bringen.

§ 77.

Wichtigkeit und Notwendigkeit des christlichen Religionsunterrichts der Jugend.

Die Wichtigkeit und Notwendigkeit des christlichen Unterrichts der Jugend wird zwar im allgemeinen weniger beanstandet, verkannt. Es ist darum nötig, auf diesen Gegenstand besonders aufmerksam zu machen. Die Momente aber, welche dabei in Betracht kommen, sind: 1) die Natur des Menschen und des Kindes insbesondere; 2) die Natur der christlichen Religionserkenntnis an sich; 3) das Wesen der christlichen Gemeinde; 4) die Art und Weise des Unterrichts.

Darüber ist man wohl einig, daß unsere Jugend in der christlichen Religion unterrichtet werden müsse; aber es herrschen gleichwohl über den Anfang dieses Unterrichts und über die Wichtigkeit desselben verschiedene Ansichten, wenigstens schreibt man diesem Gegenstande nicht allgemein die Wichtigkeit zu, die er hat, und man findet nicht selten, wie selbst

von Geistlichen der katechetische Teil ihres Berufes auffallend vernachlässigt wird, so daß man mit Gewalt einschreiten muß, um diesem Übel zu steuern. Höher gestellte Geistliche entziehen sich z. B. ganz diesem Geschäft und überlassen dasselbe den untern Klassen des Klerus; ja einem Spener wurde es schon damals übelgenommen, daß er in Dresden katechesierte. Es ruht sonach immer noch ein gewisser Schatten auf dieser geistlichen Thätigkeit. Würdigt man indessen diese Angelegenheit näher, so stellt sich heraus, daß der Religionsunterricht der Jugend zu den wichtigsten Obliegenheiten des Geistlichen gehört und mit der Predigt ganz gleichen Rang hat; denn er ist ja nichts anderes, als die Predigt an die heranwachsende Gemeinde.

Zunächst ist es die Natur des Menschen und des Kindes insbesondere, welche hier in Betracht kommt. Daß der Mensch eine religiöse Seite in seinem geistigen Leben hat, ist so gewiß als die Thatsache, daß es Religion giebt; denn der letzte Grund aller Religion ist ja eben der, daß man ohne dieselbe nicht sein kann. Was aber dergestalt einen Bestandteil des innern Menschen bildet, kann nicht ohne Entwickelung und Erziehung bleiben, weil man sich sonst an der Natur des Menschen versündigen würde. Dazu kommt aber ferner, daß die frühesten Eindrücke, welche der Mensch, also das Kind, empfängt, unter allen die bleibendsten sind, und zwar in dem Grade, daß, wenn dieselben in späteren Jahren wirklich vielfach verwischt werden sollten, im reifern Alter die Erinnerung davon aus verborgener Tiefe wieder erwacht. Das geistige Leben des Menschen hat, wie im ganzen; so im einzelnen, seine Stadien, seine Perioden des Hochmuts, der Auflehnung und des Zweifels, und mit wenigen Ausnahmen müssen wir, zumal in unsern Zeiten, diese Prüfungen bestehen, wie denn selbst der Sohn Gottes

nicht unversucht geblieben ist. Endlich kehrt aber die Ruhe und mit ihr der Verstand und die Besonnenheit zurück, und das ewig Wahre findet wieder sein ihm gebührendes Recht. Es scheidet sich dann Wissen und Glauben, und das religiöse Moment steigt um so höher, je mehr das Wissen in übersinnlichen Dingen, ohne eine höhere Offenbarung, unzureichend erscheint. Werden daher unsere Kinder nur im Hause und in dem Religionsunterricht gut bedacht, so kann man sie mehr beruhigt der Welt und ihrer Entwickelung überlassen; sie kommen zuletzt doch, mit wenigen Ausnahmen, zurück, wie es mit dem verlorenen Sohn auch der Fall war.

An diese Natur des Menschen schließt sich die Natur der christlichen Erkenntnis ganz nahe an. Wäre das Christentum ein Gegenstand, welchen nur der gereifte oder doch der reifere Verstand des Menschen zu fassen vermöchte, so wäre die Frage sogleich entschieden, ob man die Kinder schon in den Heilswahrheiten unterrichten sollte oder nicht. Dann hätte Rousseau recht, wenn er sich für die Ansicht erklärt, mit dem Religionsunterricht bis in das reifere Alter zu warten, und dann hätten auch diejenigen recht, welche den Konfirmationsunterricht bis in das 16. und 18. Lebensjahr verlegt wissen wollen; allein das kindliche Gemüt ist, wie wir soeben gezeigt haben, gerade besonders empfänglich für die religiösen Wahrheiten, weil es noch nicht von jenem Hochmute besessen ist, der gewöhnlich mit dem Jünglingsalter beginnt, und weil es nicht unverständiger, sondern weniger irregeleitet und verdorben ist, als die späteren Lebensalter. Nicht umsonst spricht der Herr: „Lasset die Kindlein zu mir kommen", und wir alle waren besser als Kinder, wie wir es jetzt sind, wo nicht durch den christlichen Geist eine Wiedergeburt eingetreten ist. Dabei sind die christlichen Religionslehren von der Art, daß sie sich vollkommen

schon für das kindliche Gemüt eignen. Es sind geschichtliche Offenbarungen, und wie darin ihr tiefster Grund liegt, so auch ihr Verständnis für die Jugend; denn die Geschichte ist ein Wirkliches und Wahres. Es sind ferner höchst anziehende und gerade das kindliche Gemüt besonders ansprechende geschichtliche Thatsachen, welche daher auch, werden sie in ihrer göttlichen Einfachheit entwickelt, mit eigentümlicher Liebe von den Kindern aufgenommen werden. Ein tüchtiger Katechet vermag jedenfalls in keiner Weise besser auf seine Schüler einzuwirken, als durch die biblische Geschichte; denn außer dem biblischen Grund, welcher eine große, zusammenhängende That Gottes darstellt, giebt es keinen andern, der auch nur scheinbar von einigem Bestand wäre. Dazu kommt aber nun endlich, daß die Natur der christlichen Erkenntnis das ganze Leben eines Menschen in allen Abstufungen in Anspruch nimmt; nicht zwar so, daß man in späteren Jahren nicht mehr erleuchtet werden könnte, doch aber so, daß man nicht früh genug zur Wahrheit gelangen kann; denn je länger die Bekanntschaft damit errungen ist, desto tiefer und weiter wird dieselbe, und wenn wir auch nie sagen können, es schon ergriffen zu haben, so ist doch das Nachjagen dem Ziele dadurch unendlich erleichtert, wenn recht viele Zeit darauf verwendet werden kann. Über dieses alles ist es eine geschichtlich bestätigte Thatsache, daß die christliche Religionserkenntnis sehr bald den Jugendunterricht als eine Notwendigkeit herbeigeführt hat, und daß dieser stets um so blühender war, je mehr das Christentum zu einer Wahrheit im Leben wurde. Christliche Gemeinden und christliche Schulen sind und bleiben unzertrennlich.

Und so ist es denn auch das Wesen einer christlichen Gemeinde, welches gebieterisch verlangt, daß die Jugend so frühe als möglich in ihrem Glauben unterrichtet wird, denn

diese Jugend soll doch wohl nicht ausgeschlossen bleiben von dem Heile, das in Christo dargeboten ist, und soll ja späterhin die Gemeinde bilden und ersetzen. Auch hätte die Gemeinde gar kein anderes Mittel, ihre Jugend vor den Gefahren, welche ihr drohen, zu schützen, als vermittelst der christlichen Bildung; denn nur diese hat Charakter, Festigkeit und eine sichere Bürgschaft.

Endlich kommt hier noch die Form der Katechese in Betracht, welche spezieller und unmittelbarer ist als die der Predigt. Die Jugend versteht im ganzen einen zusammenhängenden Vortrag nicht; aber die Katechese schließt sich ihrer Fassungskraft an. Der Katechet verläßt seinen Gegenstand nicht, bis er begriffen ist, und wenn derselbe zehnfach wiederholt werden müßte, der Katechet hat in der Frage und in dem unmittelbaren Verkehr das Mittel, sich zu überzeugen, ob er verstanden worden ist oder nicht, und er kann endlich Bilder und Gleichnisse wählen, die auf der Kanzel nicht zulässig sind. Der Katechet tritt sonach in ein weit unmittelbareres Verhältnis zu seinen Schülern, als der Prediger zu der Gemeinde, und selbst die Katechumenen schließen sich inniger an ihren väterlichen Lehrer und Freund an, als die Gemeinde an den Prediger.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.

Band 10: **Theremin,** Die Beredsamkeit eine Tugend oder Grundlinien einer systematischen Rhetorik, und Gespräche nebst Bruchstücken aus den Briefen an einen Nichtexistierenden.

Aus keinem Buch kann man besser predigen lernen, als aus diesem. Ich lese es alle halbe Jahr wieder und bin gewiß, unsere evangelische Predigt würde im Durchschnitt ungleich höher stehen, wenn man von Theremin den Unterschied zwischen Rede und Abhandlung lernte. In den als Einleitung vorangeschickten Bruchstücken aus den Briefen an einen Nichtexistierenden giebt Theremin Mitteilungen aus seiner Bildungsgeschichte. Ferner sind seine interessanten Gespräche über die geistliche Beredsamkeit, die Leichenrede, das Erwachen, Don Quichote und über die deutschen Universitäten beigefügt.

Band 11: **Johann Georg Hamann.** Auswahl aus seinen Briefen und Schriften eingeleitet und erläutert von Professor Lic. Dr. Franklin Arnold.

Hamann, der „Magus des Nordens", der Tertullian unseres Zeitalters, ist nicht nur auf die deutsche Litteratur durch Herder und Goethe von großem Einfluß geworden, sondern hat auch unter den Theologen einen Kreis von Verehrern gefunden die ihm die tiefsten religiösen und theologischen Anregungen verdanken. Ganz aus der Eigenart des Mannes und seiner Stellung zu den mannigfaltigsten Strebungen und Strömungen seiner Zeit herausgeboren, erfordern seine Schriften als Ganzes ein besonderes Studium. Unsere von einem bewährten Kenner Hamanns getroffene Auswahl dürfte auch weiteren Kreisen wertvolle „Beiträge zur Entwickelung der Persönlichkeit und Wertschätzung der Geistesmacht positiven Christentums" darbieten.

Band 12: **Augustins Bekenntnisse** in neuer Übersetzung und mit einer Einleitung von Professor Lic. W. Bornemann.

„Voll origineller kräftiger Fingerzeige hinein ins inwendige Leben", „wirkten nachhaltig auf mich ein", „wiesen mich auf den lebendigen Glauben und dos Studium paulinischer Schriften", „haben mich in das Verständnis des Allegorischen in der heil. Schrift geführt und mich Freude und Segen darin finden gelehrt", „Anleitungen zum Preise des Herrn wegen aller Lebensführungen". „Ich habe damals vorn eingeschrieben: ‚Auf daß du dich nicht überhebest!'" „Die Geheimnisse der menschlichen Sünde und die der Gottesgnade sind mir dadurch erschlossen. Es war mir merkwürdig, daß sowohl Tholuck als Wichern dies Buch auswählten, um es mir zur bleibenden Erinnerung auf den Weg zu geben"; „die unvergleichlich herrliche Darlegung der Lebensführung macht das Werk lehrreich und ergreifend", „die Aufrichtigkeit des Herzens, die Tiefe der Buße, der klare Einblick in das Menschenherz, die Glut der betenden Andacht sind von wahrhaft ergreifender Wirkung", „von entschieden eingreifender Bedeutung für das Studium des eigenen Herzens und der Welt, ein jungen Theologen nicht genug zu empfehlendes Buch, so ganz aus dem Leben geschöpft und mit großartigen Tiefblicken nach oben und unten".

Zweiter Jahrgang (1889).

Band 13—16: **Schleiermacher,** Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt. Neue unveränderte Ausgabe in vier Teilen, eingeleitet durch des Verfassers zwei Sendschreiben über seine Glaubenslehre.

„Durch Schleiermachers Sendschreiben über seine Glaubenslehre wurde ich auf diese selbst vorbereitet, die mir dann den Dienst that, mich nicht in ein fertiges dogmatisches System einzuspinnen, sondern mich in den dogmatischen Fragen zu orientieren durch präzise Fragestellung und mich auf die Person des Erlösers als auf den Mittelpunkt alles christlichen Glaubens und Lebens hinzuweisen und mit Beziehung auf ihn Zentrales und Peripherisches unterscheiden zu lernen." „Erst das Studium Schleiermachers gab meinem Innern den positiven Halt; es sprach mich besonders an (neben dem scharfen Denken und der feinen Dialektik) das Gepaartsein tiefer Frömmigkeit und edler Freimütigkeit." „Das Mächtigste an ihm ist die Einheitlichkeit, aus welcher bei Schleiermacher die gesamten Erscheinungen der Frömmigkeit begriffen und auf ein Grundverhältnis der Seele zurückgeführt werden."

Band 17: **Sursum corda!** Eine Auswahl frommer Lieder aus der Gegenwart. Eine Sammlung des Besten aus der geistlichen Lyrik unserer Tage.

Band 18: **Massillons** Ausgewählte Predigten übersetzt von Joseph Lutz, mit einer Einleitung aus Franz Theremins „Demosthenes und Massillon".

„Man kennt ihn nicht in Deutschland; man führt höchstens seine Synodal- und Konferenzpredigten an; aber die andern, wahrhaft großen Fastenpredigten, oder die herrlichen Adventspredigten — von denen weiß niemand etwas in Deutschland .... Und worin besteht denn nun Massillons eigentümliche rethorische Größe? Darin, daß er immer die Predigt als einen Kampf begreift und daß er diesen Kampf mit den trefflichsten Waffen, mit ebenso viel Kraft als Geschicklichkeit führt .... Alle die unglückseligen Schwächen des menschlichen Herzens, er kennt sie nur deshalb so gut, weil er sie in seinem eigenen Herzen findet oder gefunden hat, und dessen scheint er sich immer bewußt zu sein. Bald möchte man durch dieses Bohren und Andringen außer sich geraten; bald muß man vor dieser hinrollenden und zermalmenden Kraft sich beugen; bald muß man vor dieser schmelzenden Milde und Zärtlichkeit selbst in Rührung zerschmelzen ... Ach, daß er, — was er als Katholik sein mußte — größtenteils ein Gesetzesprediger ist!... Hätte er immer das süße Evangelium von der Gnade in Christo gepredigt, so hätte ihm wenig oder nichts zur Vollkommenheit gefehlt." (Theremin.)

Band 19—20: **Theremins** ausgewählte Predigten.

„Die edelste Blüte geistlicher Beredsamkeit, die ich kennen lernte."

Band 21: **Philipp Jakob Speners Hauptschriften,** bearbeitet und eingeleitet von Paul Grünberg.

„Lehrhaft in hohem Grade". „Seit Er, welcher die Wahrheit und das Leben ist, sich mir offenbarte, wurde die von Spener datierende asketische Litteratur unserer Kirche mein Lebenselement."

Band 22—23: **Neander,** Der heilige Bernhard und sein Zeitalter. Mit Einleitung und Zusätzen von Professor H. Deutsch.

„Das Ein- und Mannigfaltige der Lehre und des Lebens in der apostolischen Gemeinde — propädeutisch durch anziehende, gewandte Darstellung, einführend in die Geschichte der apostolischen Kirche", „Überleitung zur tieferen Auffassung der christlichen Offenbarung", „bestimmend für mich geworden."

Band 24: **Imitatio Christi,** in neuer Übersetzung nach gereinigtem Texte und mit Einleitung von Dr. Fromm.

„Das menschliche Herz in seinem Umgang mit Gott zeigt sich nirgends so belauscht und so verstanden als in diesem Buche." „Dies Buch hat mich in meiner Kandidatenzeit beten gelehrt und auf die Kniee getrieben", „zur Stille der Demut führend", „mein einziges Andachtsbuch", „die Wahrheit des Christenlebens". „Es erquickt wie kein anderes mein Gemüt und giebt meinem Denken reichliche Nahrung."

Dritter Jahrgang (1890). Bis jetzt erschienen:

Band 25: **Spittas** Psalter und Harfe nebst einer Auswahl nachgelassener Lieder mit Einleitung von L. Spitta.

Band 26–28: **Neander,** Die Geschichte der Pflanzung und Leitung der christlichen Kirche durch die Apostel.

Bd. 29: **Gregorius' von Nazianz** Schutzrede. Chrysostomus' sechs Bücher vom Priestertum. Zwei pastoraltheologische Schriften der alten Kirche, in einer neuen deutschen Übersetzung dargeboten und mit einer Einleitung versehen von Lic. theol. G. Wohlenberg.

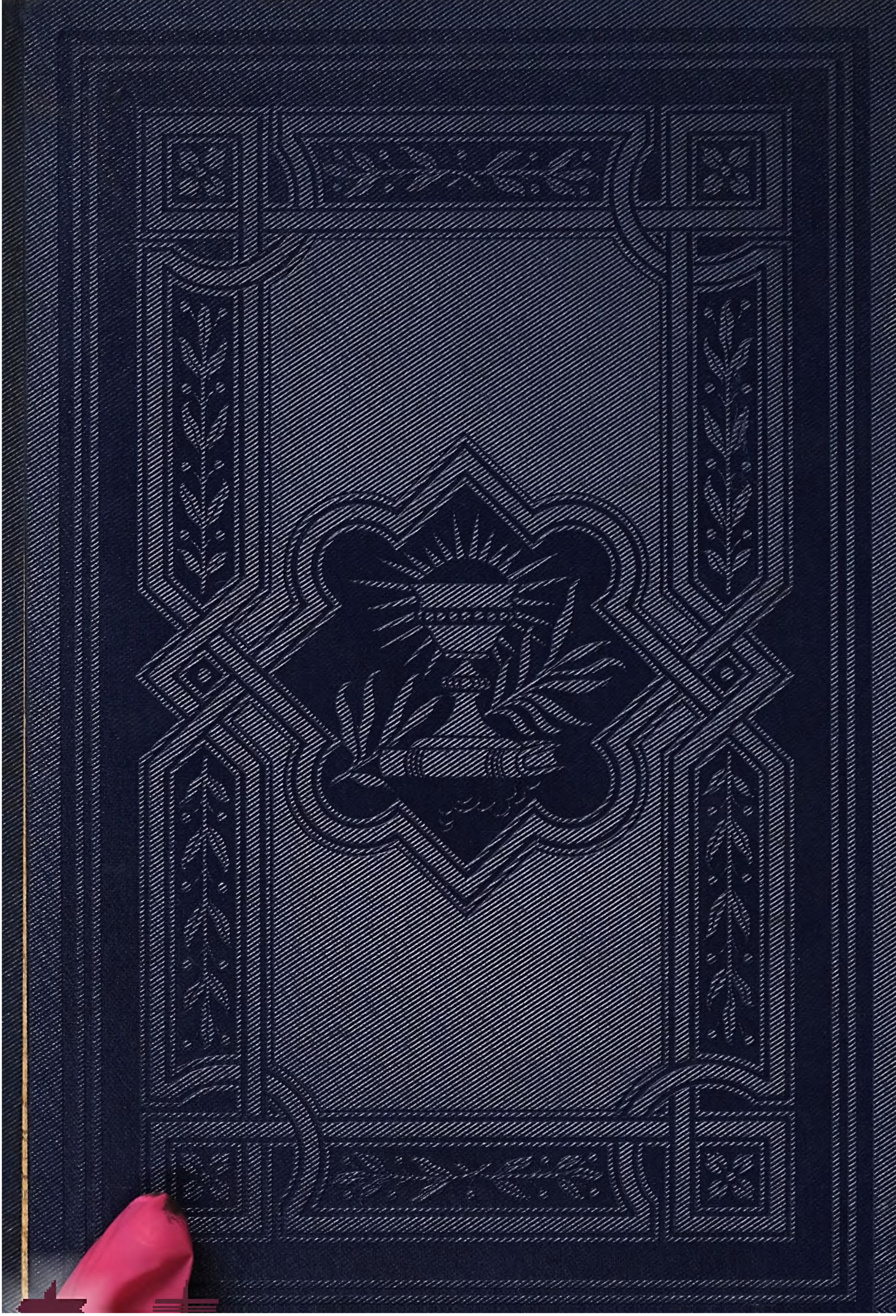
Bd. 30—31: **Herder,** Vom Geist der ebräischen Poesie. Mit einer Einleitung versehen von Dr. Friedrich Hoffmann.

Bd. 32: **Bengels** Gnomon in deutsch. Übersetzung mit Einleit. v Prof. D. Kübel.

Bd. 33—36: **Hüffell,** Wesen u. Beruf des ev. Geistlichen. Mit Einl. v Pfarrer A. Klas.

Weiter sind in Vorbereitung u. a.:

Harms' Festpredigten. **Pascals** Pensées mit Einleitung von D. Dreydorff.



BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hüffell, Johann Jakob Ludwig,

Ludwig Hüffells Wesen und Beruf des evangelisch-christlichen Geistlichen
Mit einer Einl. vers. von Adolf Klas

Bd.: 2

1890

Th.u. 452 t-34
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11890336-8